Dul 16488

Dublette zu
620.101 – A
Theat. S.

Scheffer pt.

F. John sc.

MARIA MIT DEM KINDE.

AGLAJA

Taschenbuch

für das Jahr

1829.

Fünfzehnter Jahrgang.

WIEN

gedruckt und im Verlage

bey Joh. B. Wallishausser.

Storage
:326
1829

Ihrer kaiserl. königl. Hoheit

der

durchlauchtigsten Frau

Maria, Elisabetha, Franziska,

Vizekönigin des lombardisch-venezianischen Königreichs,

geborne Prinzessin von Savoyen-Carignan

2c. 2c. 2c.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom Verleger.

I.

Maria mit dem Kinde.

Gemälde von Schefer.

Das Original befindet sich im Cabinette J. Maj. der Kaiserin von Oesterreich.

Raphael Sanzio pxt

F. John sc

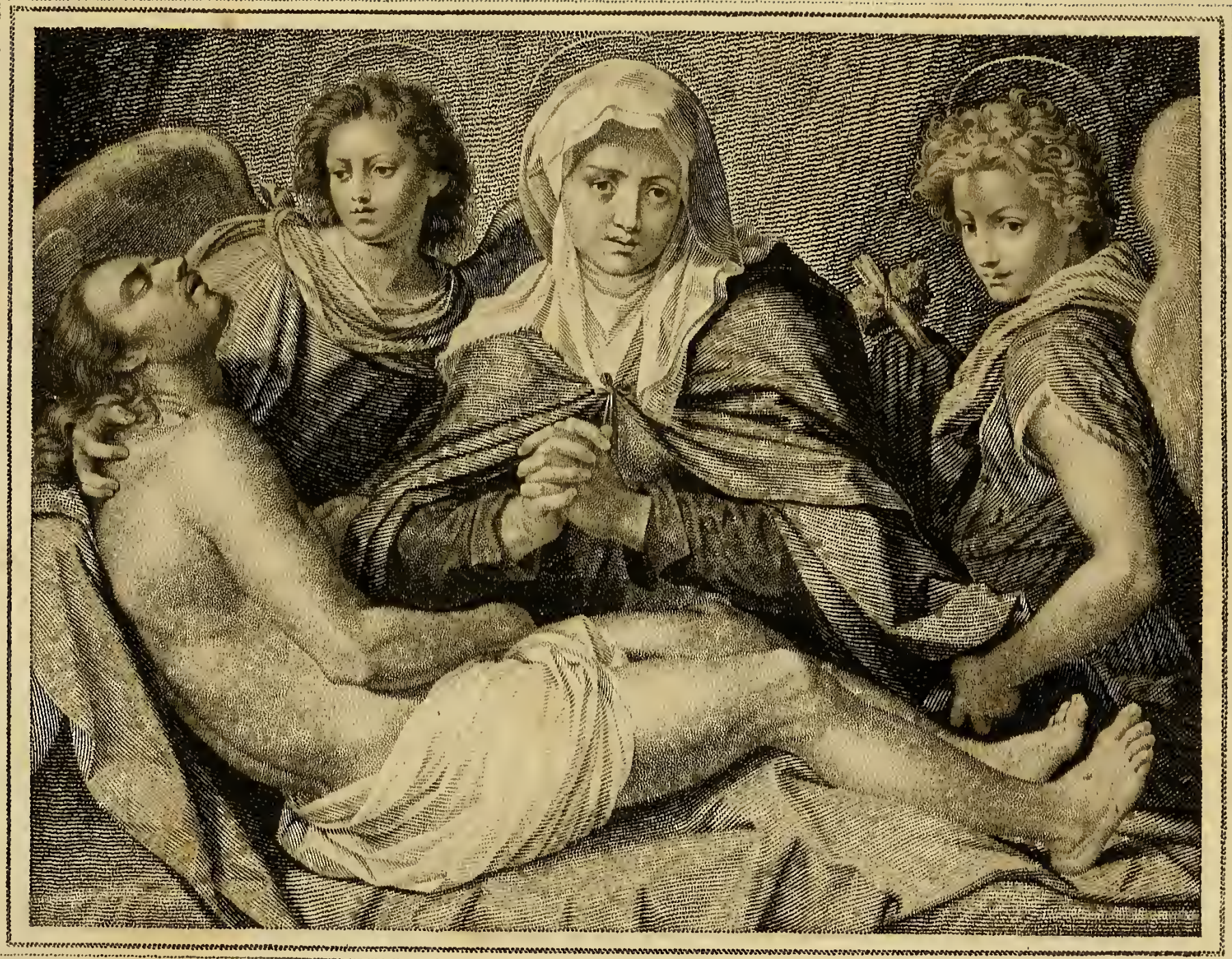
IOANNES BAPTISTA.

II.

Joannes Baptista.

Gemälde von Raphael d'Urbino.

Das Original befindet sich in der königl. Gemälde-Gallerie zu München.



Andrea del Sarto p.t

DER LEICHNAM CHRISTI.

J. Sohn sc.

III.

Der Leichnam Christi.

Gemälde von Andrea del Sarto.

Das Original befindet sich in der k. k. Gemälde-Gallerie.

Correggio p.t *F. John sc.*

CHERUB,

STUDIE.

IV.

Cherub.

Studie von Correggio.

Das Original befindet sich in der Gemälde-Gallerie Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten v. Esterházy.

Leonardo da Vinci pt. *P. John sc*

MARIA MIT DEM GÖTTLICHEN KINDE, DER HEILIGEN KATHARINA UND BARBARA.

V.

Maria mit dem göttlichen Kinde, der h. Katharina und Barbara.

Gemälde von Leonardo da Vinci.

Das Original befindet sich in der Gemälde-Gallerie Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten v. Esterházy.

Correggio pt. F. John sc.

CHERUB.

STUDIE.

VI.

Cherub.

Studie von Correggio.

Das Original befindet sich in der Gemälde-Gallerie Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten v. Esterházy.

Aglaja.

Ein Taschenbuch

für das Jahr 1829.

Die heilige Elisabeth.

Wach' auf! Wach' auf, wie ungeschickt die Hände auf deiner Saiten Labyrinth auch gleiten,
Wach' auf, o du, der Vorzeit Harfe! sende, ein schwaches Echo von vergangnen Zeiten.

W. Scott.

Es war ein kühler Herbstabend, der Regen floß strömend nieder, nur ein schnell vorübergehender Lichtpunkt zeigte hin und wieder die Stelle an, wo der Mond hinter Wolkenschichten schwebte. Zwei Reiter, Herr und Diener, ritten rasch durch die dämmernde Gegend, der Ritter hatte den weiten Waffenrock eng um sich gezogen, und spornte sein Thier lebhaft an, dem Wetter zu entfliehen; er triefte schwer vom Regen, den verwachsene Baumzweige doppelt auf ihn niedergossen, und als jetzt unvermuthet ein glänzender Blitz zackig durch die Wolkenmasse fuhr, sprang sein Pferd scheuend zur Seite, daß der Ast einer Tanne des Reiters Stirne verletzte. Er faßte den Zügel fester, und hielt das Pferd unbeweglich, bis sein Knappe herbeikam, der, des unfreund-

lichen Rittes schon lange müde, von der nahen Wohnung des Klausner Ambrosius sprach, und den Vorschlag, bei ihm zu rasten, mit mancherlei guten Gründen unterstützte. —

»Wenn Ihr auch mit Wind und Wetter kämpfen wollt Herr, um früher zur Stelle zu seyn,« fuhr er leiser fort, »so gibt es doch Etwas, womit kein Christenmensch es aufnehmen mag. Meint Ihr den wirklich, Euer edles kluges Thier, werde sich so ungeberdig stellen, blos weil ein Blitz durch die Wolken leuchtet? O! es hat wohl was Anderes gesehen, denn wo es unheimlich ist, wissen's Roß und Hund früher als wir Menschen. Der Wald hier hat manches Wunderliche beherbergt, bevor Landgraf Ludwig, dem Gott Ruhe schenke, die Wartburg erbaute, und wenn ich es räthlich fände, hier zu reden, könnt ich Euch von einem Spuk sagen, der ihn noch heut bewohnt. Viele haben's gesehen, klagend und händeringend, wenn dem Hause Thüringen ein Leid gedroht hat, und wohl hundertmal ist davon erzählt worden, in der Waffenhalle beim Becher, wo sich so was freilich besser anhört, als im dunkeln Walde.«

»Niemand mag leugnen, was dem Menschengeiste zu hoch ist,« sagte der Ritter, »und gar Vieles glaubt ein guter Christ, ohne es zu ergründen. Doch ist so viel gewiß, mein Roß scheute vor dem Blitze, und ich würde nimmermehr vor jenem Spuke weichen, sondern ein Ave beten, und fürbaß ziehen. Weißt du aber von hieraus die Klause zu finden, so mögen wir wohl ein Stündchen, oder zwei dort rasten. Mich erquickt es den Mann Gottes wieder zu sehen, das Wetter wird schier arg, und das Blut fließt mir von der Schmarre ins Gesicht.«

Der Knappe wandte rüstig sein Pferd, und leitete den Ritter erst tiefer ins Gebüsch, dann durch einen freieren Waldweg zu der kleinen schilfgedeckten Klause des Vaters Ambrosius. Ehe sie das Ziel erreichten, grüßten sie die hohen Mauern der Wartburg, die im Dämmerscheine des unsichtbaren Mondes, wie Riesenschatten, herniederblickten. Ein Zug an dem Glöckchen brachte sogleich den Mönch herbei, ein großer zottiger Hund folgte ihm, der die Fremden forschend und prüfend umkreißte. »Habt Ihr Obdach für müde Reisende, frommer Vater,« sagte der Ritter, »und ein Plätzchen im Trocknen für die Thiere, so laßt uns ein. Wir folgten dem Kreuze nach Preußen, und lohnen Euch Eure Gastlichkeit mit der Kunde, wie es uns dort gelungen ist, das heilige Wort zu pflanzen.« —

»Nur herein, in St. Bernhards Namen,« erwiederte der Einsiedler; der Ritter trat gebückt durch die Thür, während der Knappe die Pferde unter ein Schirmdach hinter der Siedelei in Sicherheit brachte. Eine kleine Lampe erleuchtete den engen Raum, der des Klausners geringes Bett, einen rohen Tisch, und einen plumpen Stuhl zeigte, eine zweite Abtheilung war nur durch den matten Wiederschein erhellet, aber der Ritter erkannte dennoch den ungeschmückten Altar im Hintergrunde; auch war ihm die Wohnung nicht unbekannt, er war ehedem oft ein Gast des frommen Alten gewesen, und von ihm mit geistiger und leiblicher Speise gelabt worden. Als er aber jetzt den hohen Helm vom Haupte schnallte, und den Waffenrock von sich warf, stand Ambrosius erstaunt vor ihm, und schaute verwundert das braune männliche Gesicht, die schwarzen treuen Augen, den anmuthig

lächelnden Mund an. »Herr Gott,« sagte er, »täuschen mich meine alten Augen nicht, so steht ja wohl gar Ritter Herold von Hochstaden vor mir? Aber Herr Ritter Ihr blutet?«

»Nur ein leichter Riß, Vater;« antwortete Herold, »habe andere Wunden empfangen, draußen bei den wilden Preußen. Nun bin ich wieder hier, und beim heiligen Kreuz, mir wird zwischen diesen Wänden zu Sinne, als wäre ich nimmer von der Heimath geschieden; zwei Jahre zerfließen vor mir, wie ein wüster Traum. Vater, wißt Ihr noch, wie der Jüngling auf seinen Zügen zu ihr, immer bei Euch einsprach, und wie Ihr geduldig mein irdisches Grämen anhörtet, wie meine Gewissenszweifel? Habt Ihr Kunde von der Ravensburg?«

»Also noch immer dasselbe Feuer?« fragte Ambrosius, »noch immer dieselbe Anbetung, und — laßt es mich sagen — dieselbe Verblendung!«

»Noch immer,« antwortete Herold finster, »mein Herz kennt keinen Wandel, und ich baue auf Sigismundas Werth, ihren kleinen Schwächen zum Trotz. Sie wird mir den Lohn ausharrender Liebe nicht länger weigern, da ich die bedungne Prüfung bestanden habe. Seht das mattrothe Band, das von meinem Helme flattert, sie überließ es mir an eben dem Abend, wo sie mir gebot dem Grafen Rupert nach Preußen zu folgen. Es hat seine Farbe verloren, und zeigt von den Tagen und Monden, die ich fern von ihr verlebte; es war das einzige Pfand der Hoffnung, der Treue, und nun bringe ich es ihr zurück, um einen unvergänglichen Bund damit zu knüpfen.« —

»Gott segne den Bund!« sagte der Mönch feierlich; der Knappe trat ein, das Gespräch wandte sich auf den Kreuzzug. Herold erzählte nun von den Thaten der deutschen Ritter, von dem muthigen Widerstande der Preußen, von der heldenmüthigen Aufopferung gottergebener Ordensleute, die den Ungläubigen das Wort gebracht hatten, ohne Tod und Marter zu scheuen. Mit einer Begeisterung, die nur noch in schwachen Anklängen aus jener frühern Zeit in die unsrige herüberdringt, malte er einzelne Züge gelungener Bekehrungen, feierte er die Palme des Märtyrerthums, die er von gläubigen Bekennern erringen sah. — Da fiel sein Blick auf die düstre Oeffnung des anstoßenden Raumes, und eine zarte weibliche Gestalt erschien ihm in neblicher Dämmerung mit erhabenen Augen, und gefalteten Händen, wie eine betende Heilige. Herold sah einen Augenblick zweifelnd nach ihr hin, dann machte ein unbedachter Ausruf, daß die Erscheinung verschwand, einem Zauber gleich, der, von frevelndem Laut verscheucht, in nächtliche Schatten zurückweicht. —

»Wisset Herr Ritter,« sagte Ambrosius flüsternd, »Ihr seyd nicht der einzige Gast in meiner Hütte, und hättet sie wohl nicht verlassen, ohne die Uebrigen zu sehen. Als ich Euch erkannte, wollte es mich gleich bedünken, als habe der Herr selbst Euch hergesandt, zum Schutz und Schirm für die Verlassenen, aber ich wollte erst forschen, prüfen und klügeln, wie der arme Mensch so oft will. Nun hat Eure Erzählung die frömmste Seele so stark gerührt, daß sie ihrer Verborgenheit vergaß, und das ist wohl Gottes Fingerzeig, ich soll Euch die Witwe und ihre Waisen übergeben. Darf ich Eurem Knechte trauen?«

»Mein Ritterwort für ihn!« rief Herold rasch, »sein langes Leben hat kein Unrecht befleckt!« —

»Wohlan, so hört,« fuhr der Mönch fort. »Landgraf Ludwig ist in Syrien gestorben, und Heinrich Raspe, uneingedenk seiner Pflicht, will den unmündigen Kindern des Bruders ihr Erbe entreißen. Elisabeth, die fromme demüthige Frau, war durch Mutterliebe stark genug, mit ihm zu rechten, und sprach kräftig für ihre Kleinen. Da vertrieb er sie von der Wartburg, und ließ überall bekannt machen: es möge Niemand wagen, die Flüchtige aufzunehmen. Sie wanderte nach Eisenach, und suchte Obdach in einer Kirche, weil kein Haus ihr seine Pforten aufthat, Kälte und Mangel trug sie geduldig; nur der Kinder Klagen brach ihr Herz. Am zweiten Tage gab ihr der Herr den Gedanken ein, in meine Einsamkeit zu fliehen, ein altes Weib höhnte sie auf offner Straße, sie ging still weiter, und dankte Gott für die Prüfung. So kam sie in dunkler Nacht zu mir, der zarte Körper war erschöpft, aber die reine Seele hat die Kraft heiliger Engel. — Sie ist ohne alle Unruhe, ich aber sorge für sie, wie der Hirt für das Lamm, wie die Mutter für das Kind! — Sie ist hier nicht sicher, darum gebe ich sie in Euren Schutz. Führt die erlauchte Witwe mit Euch nach der Ravensburg, und berathet mit Sizismundes Bruder, ob sie bleiben, oder zu ihrem Ohm nach Bamberg fliehen soll. Setzt Eure Macht zusammen Ihr Ritter, und vertretet die Unschuld, wie Ihr geschworen habt, so wird die rohe Gewalt vor Euch niederliegen, wie der Drache, den St. Georg bekämpfte.« —

Herold versprach willig was Ambrosius forderte, und legte seine Rechte gelobend in des Greises Hand, worauf

Jener ihn verließ, um die Landgräfin zu benachrichtigen. Der Ritter trat indessen vor die Klause, er sah den Himmel über sich heiterer, und die schwarzen Wolken im Fliehen, ein frischer Wind jagte sie auseinander, daß des Mondes Licht, wie ein grüßendes Auge, aus den hellen Räumen blicken konnte. Als Herold wieder durch die niedrige Thür ging, saß Elisabeth am Tische, und der Mönch trug eben ein kleines Mahl auf. Die Landgräfin erhob sich, grüßte den Ritter mit freundlicher Würde, sah einen Augenblick fest auf ihn, und da er ihr seine Dienste, sein Blut und Leben bot, antwortete sie mit leiser Flötenstimme: »Ich vertraue Euch, Herr Ritter, und weiß daß ich Euch vertrauen darf! Führt mich, wohin es Gott gefällt mich durch Euch zu bringen, denn Ihr seyd sein Bote.«

Während beide Fremdlinge schweigend einige Bissen Brod genossen, und sich durch einen Trunk stärkten, betrachtete Herold aus ehrfurchtsvoller Entfernung, die fromme Landgräfin. Ihre zarte Gestalt hüllte ein weites dunkles Gewand, wie ein faltenreicher Mantel ganz ein, nur die feinen Hände sahen aus den weiten Ermeln hervor. Ihr jugendliches Gesicht war nicht schön, obgleich jeder Zug regelmäßig war, Marmorblässe lag auf der Stirne und den Wangen, nur höchst selten röthete ein schneller Schimmer, gleich dem letzten Blick des Abendroths die zarte Haut. Große hellblaue Augen, klar wie der Himmel, trugen einen Ausdruck der nicht dieser Welt angehörte, und wenn man sie schön nennen wollte, so war es eine überirdische Schönheit, kein irdisch gewinnender Reiz. Alles was an Frauen dem Auge gefällt: die Blüte der Jugend, das Feuer des Blicks, die Rosenfarbe der Gesundheit,

der schüchterne Wunsch zu gefallen, Schalkheit und Munterkeit, Freude und Liebe, wenn sie wechselnd die lebenvollen Züge beseelen, und durch ihren Zauber immer neu gestalten — alles fehlte dem ernsten bleichen Gesicht Elisabeths. Sie glich dem stillen Bilde einer schon Verklärten, und nur ein Zug schmerzlicher Trauer um den kleinen Mund zeigte, daß sie lebte, liebte, und litt. —

— Die Pferde wurden nun vorgeführt, die schlafenden Kinder geweckt, Alles war reisefertig; Ambrosius trat mit seinen Gästen vor die Klause, reine kalte Luft wehte ihnen entgegen, aber der Himmel war hell, mit funkelnden Lichtern besät, und der siegreiche Mond schwamm unverschleiert über dem Walde. In geringer Ferne stieg die Wartburg zu den Wolken auf, das Mondlicht spiegelte sich in den glänzenden Bleidächern, daß sie weithin strahlten. Elisabeth richtete noch einmal ihren Blick dorthin, und mahnte leise ihre Kleinen, ein Gleiches zu thun.

»Schaut um nach dem Hause Eurer Väter, Kinder,« sagte sie, »ehe Ihr tiefer hinab steigt, man sagt: es kehrt der Wanderer nimmer wieder, der dies verabsäumt, und Ihr sollt, geliebt es Gott, einst wieder einziehen in die Burg Ludwigs, Eures Ahnherrn, denn der Herr prüft die Seinen, aber er verläßt sie nicht.«

»Aber warum sind wir herunter gegangen Mutter?« fragte der kleine Herrmann, »wir allein, ohne Knechte und Rosse?«

»Dein Vater war ein Pilger mein Kind,« sagte Elisabeth, »pilgernd opferte er sein Leben. Wir können nicht nach Palästina wandern, deswegen laß uns eine andre Pil-

grimschaft antreten zur Demuth und Geduld. Das Auge Gottes sieht auf uns, wie wir ein kleines Ungemach ertragen werden.«

Herold sagte indessen dem Vater Ambrosius Lebewohl, und verhieß ihm baldige Kunde von seiner Schutzbefohlnen. »Gehet mit Gott, mein Sohn,« antwortete der Alte, »ich will für Euch beten. Mögt Ihr das Gute vollenden und den Lohn empfangen, auf den Ihr hofft. Aber ich sorge für Euch. Euerm arglosen Herzen wird eine Wunde geschlagen werden, die niemals verharrscht. Stolz und Hoffarth veröden die Brust, wo sie wohnen, und eitle Gefallsucht ist ein Unkraut, neben welchen die Liebe nicht blühet. Ein tugendsam Weib soll kein Verlangen kennen, als Gott zu gefallen, und Treue mit Treue zu vergelten.«

Elisabeth nahete sich bei diesen Worten und ersparte dem fast erzürnten Jünglinge die Antwort. Sie beugte sich tief vor dem Ordensmann und bat um seinen Segen. Er legte die Hand auf ihr Haupt, und bezeichnete andächtig die Kleinen mit dem Kreuze. »Der Herr sey mit Euch!« rief er feierlich in die Nacht hinaus, sein silbergekränztes Angesicht verklärte sich im Mondlicht so herrlich, daß Herold seinen Unmuth bereute, und sich demüthig neben die Landgräfin niederbeugte. Dann hob er sie auf sein edles Thier, und setzte die Prinzessin Gertraut zu ihr, er selbst ritt mit Herrmann des Knappen Roß, während dieser die kleine Sophia nebenher trug. So entfernte sich der Zug langsam, und kam in kurzem dem nachschauenden Einsiedler aus den Augen.

Mitternacht war nahe, als sie die Ravensburg vor sich

auf einem mäßigen Hügel erblickten. Die hohen spitzigen Fenster schimmerten und flammten ins Thal nieder; alles war erleuchtet, selbst die kleinen unregelmäßigen Erkerfenster der alten Thürme zeigten ein Licht, das bald aufloderte, bald verschwand, wie geschäftige Diener es mit sich trugen, wenn sie die Wendelstiegen heran kamen, oder sich in die weiten Gänge des Innern vertheilten. Rauschende Musik trug der Wind auf seinen Flügeln den Reisenden entgegen, und hinter der Fallbrücke glänzte der Hof und die Mauern von Fackelschein. Herolds Herz schlug stärker, er sah unruhig nach den Schatten, die an den Fenstern vorüberglitten, denn ihm bangte, wie er es droben finden würde, nach zweijähriger Abwesenheit, aber die Landgräfin hielt ihr Roß an, und sagte sanft: »Laßt Euch bitten, Herr Ritter, Ihr wollet mich nicht dort hinauf führen in das Gewühl der Lust und des Tanzes. Ich bin eine traurige Wittib wie Ihr wohl wißt, und hat mein Sinn nie nach den Freuden der Welt gestanden, wie sollte ich jetzt einen Wohlgeschmack daran finden. Ein einsames Kämmerlein ist alles was ich begehre.«

»Das soll Euch werden, edle Frau,« antwortete Herold, indem er abstieg, und ihr Pferd am Zügel in den taghellen Hof leitete. Eine Dienerschar kam ihnen entgegen, Trompetenstöße empfingen schmetternd die neuen Gäste. Der Ritter ward alsbald von einem bejahrten Haushofmeister erkannt, und es ward ihm leicht, ein stilles Gemach für seine Reisegefährten zu erhalten. Erst nachdem er sie selbst dahin geleitet hatte, überließ er sich den gutmüthigen Freudenbezeigungen seines alten Bekannten.

»Wollt Ihr irgend eine Mummerei wählen, Herr Rit-

ter,« fragte dieser endlich, »oder in eigner Gestalt hinaufgehen? Die meisten Gäste sind vermummt, und hier in der kleinen runden Halle findet Ihr mancherlei Gewande, wenn es Euch beliebet eines anzuthun. Mönche und Pilger, Sarazenen, Juden und Templer, heidnische Götter, Teufel und Thiergebilde. Das ist sämmtlich zu Eisenach verfertigt von einem ausländischen Künstler, und der kleine Mann sitzt mitten in seinen Herrlichkeiten, und hilft Euch die fremde Haut anlegen, als ob es Eure eigne wäre.« —

»So will ich ein Pilgerkleid nehmen,« sagte Herold nach einigem Nachdenken, und wenig Minuten später ging er die erleuchtete Stiege hinauf, und trat in den Saal. Sein Muschelhut war tief herabgebeugt, und der Mantel verhüllte ihn bis an die Zähne, so schlich er, fast ohne bemerkt zu werden, durch das Gewühl vermummter und unverkleideter Gäste, zu einem der tiefen Fenstersitze, von wo aus er die Augen spähend umherwarf, die Gestalt zu suchen, die er zwei Jahre lang, nur im Spiegel treuer Erinnerung sah. Während die Musik ihn rauschend umtönte, und Bild an Bild rasch neben ihm hinzog, konnte er den schnellen Wechsel kaum fassen, der ihn aus dem stillen Bethause, aus der lautlosen feierlichen Natur, von der Seite der frommen Elisabeth, in die üppige Lust eines schwärmenden Tanzsaals geführt hatte. Jetzt fand sein Blick den Grafen Ravensberg auf, er flog am Arme eines schönen Fräuleins durch die Reihen, ein Bekannter nach dem andern zeigte sich, nur Sigismundas strahlende Schönheit hüllte vielleicht eine neidische Verkleidung ein. Er schaute angestrengter umher, und es überraschte ihn unangenehm, als er sich

anreden hörte, und einen Narren mit klingelnder Schellenkappe auf dem nächsten Platz erblickte. »Heiliger Pilger,« sagte er, »kann Deine Frömmigkeit meine ermüdete Narrheit an ihrer Seite dulden?«

»Freund,« antwortete Herold mürrisch, »diese Welt, die uns umgibt, gehört Dir, Du bist ihr Herrscher, und Leute meines Gleichen dürfen nur unter Deinem Schutz hier erscheinen.« —

»Herold von Hochstaden!« rief Jener verwundert; Herold blickte ihm ins Gesicht, es war ein alter Edelmann aus der Nachbarschaft, ein guter Gesell, bei Jagd und Becher. — Er hieß mit freudiger Treuherzigkeit den Jüngling willkommen, fragte ihn gar viel, gab aber dann auch arglos jede Kunde, die Jener wünschen mochte. »So wie Ihr es hier seht,« sagte er, »geht es oft Wochenlang, herrlich und in Freuden; Fürst und Bischof mögen keinen glänzendern Hof halten, als unser Freund. Das Fräulein an seinem Arm und die reizende Sigismunda, sind die Sonnen, um die sich alles dreht; Ihr wißt, was zwei junge Damen erdenken können, um am Vergnügen nicht Mangel zu leiden. Das heutige Mummenspiel ist auch Sigismundas Einfall, sie hat sich schon zweimal in wechselnder Tracht gezeigt, und eben ist sie verschwunden; ich wette, sie sinnt auf eine neue Ueberraschung. Gebt acht, wenn sie erscheint, wie alle Männeraugen an der Angel hängen bleiben, gleich bethörten Fischlein, und wie sie sie kaum zu achten scheint, und doch jedem in der Stille sein Körnchen Hoffnung zuwirft, so groß und nicht größer, als ers eben haben soll. Trau Einer den Weibern, sie sind alle Even, diese führt eine ganze Schar an seidenen Fäd-

lein hinter sich her. Seht dort den stattlichen Ritter in schwarzem Sammet, das ist der Graf Florenz von Holland, und Jener schmucke Herr, mit den schwankenden Federn, dem weißen knappen Wamms, und den Schuhen von Goldbrokat, der Graf Clermont. Beide werben jetzt um sie, Jeder glaubt der Begünstigte zu seyn, sie lockt sie, wie die Sarazenen den Feind, durch verstellte Flucht, sendet dann spottend ihre Pfeile aus, lockt und lächelt wieder, und flieht von Neuem.«

Hier that sich eine Flügelthür ihnen gegenüber auf, und Sigismunda erschien im Gewande der Jagdgöttin; ein Gefolge von jugendlichen Nymphen folgte ihr auf dem Fuße. Sie war so schön, daß Herold die Anklagen seines Nachbars vergaß, und eine leise Stimme in seiner Brust überhörte, die die prächtige Kleidung Dianens zu üppig für ein züchtiges deutsches Fräulein nannte. Sein Herz schlug hoch bei dem langersehnten Anblick der Geliebten, und ihre glänzenden Augen übten die frühere Gewalt über ihn aus. Als aber die beiden Grafen, mit denen ihn sein Nachbar bekannt gemacht hatte, ihren Platz verließen, um sich an Sigismundas Gefolge zu reihen, mußte er, so ungern er wollte, an das Körnlein Hoffnung denken, mit welchem sie Einen nach dem Andern nährte, denn solche Blicke hatten ja auch ihn einst beseligt; auf solche Huld bauete er ja sein ganzes Erdenglück. Muth und Verzweiflung, Glauben und Zweifel wogten schmerzlich in ihm; das leise lachende Flüstern seines Gefährten ward' ihm unerträglich, er stand auf, und floh vor der lustigen Schellenkappe, deren Geklingel ihm noch lange nahe blieb. — Sigismunda ging indessen ihren siegenden

Weg, berauscht von Freude und Lust, glücklich im Gefühl der allgemeinen Bewunderung, die sie in jedem Auge las. Auf dem Gipfel der Macht über die Herzen — einer viel schöneren Macht, als die Gewalt der Herrscher dieser Erde — konnte sie dem heitern Sinne keine Härte über ihre Vasallen abzwingen; sie theilte die Gaben, mit welchen sie so viel Glück geben konnte, süße Blicke und halbe Worte, verschwendrisch aus, sie gab sie heimlich, verstohlen, einem Jeden gleich, und gab sie in einer Münze, die nur so lange Werth behielt, als sie selbst ihn anerkannte. Wenn sie nach Etwas umschaute, waren zwanzig Augen auf ihren Wink bereit, aber sie wählte Einen Glücklichen, ihr den Dienst zu leisten, und kaum hatte er Zeit, das Luftgebäude der Hoffnung auf diesen Grund zu bauen, als schon sein Nebenbuhler die gleiche Gunst genoß. Sie scherzte mit den gewandten Clermont so muthwillig, daß der ernste Graf von Holland sich in bitterm Unmuth, von der Leichtigkeit des Halbfranzosen überwunden glaubte; aber gleich darauf wandte sie sich schmeichelnd zu ihm, den Genuß einer stillen Sammlung mitten im Gewühl zu rühmen. Wie ein Künstler sein Werk lieber gewinnt, je mehr er die Sicherheit der Kunst fühlt, so ergetzte sich Sigismunda leichtsinnig an der Wirkung ihrer Reize, die zwei muthige tapfere Männer willenlos zu ihren Sklaven machten. Sie liebte Beide nicht, und mochte ihre Liebe nicht lohnen, aber eben so wenig wollte ihr frohes Herz täuschen, betrügen, verrathen. — Eitelkeit und Weltlust spannen ein goldenes Netz um sie her, blendende Strahlen der Jugendlust schlossen ihr Auge vor dem Labyrinth das ihr Fuß betrat, bis jede heilige Mahnung im

Gedränge der Freude verklang, und der Rückweg verloren war. —

»Vergönnt mir zwei Worte Fräulein,« sagte eine flüsternde Stimme, dicht neben Sigismunden, als eben irgend ein Ritterdienst ihre Begleiter entfernt hatte, »nicht länger als einige Augenblicke will ich Euch der Freude entziehen.« Sie sah einen dicht verhüllten Pilger neben sich stehen; freundlich winkend ging sie ihm voran, in ein kleines rundes Gemach, das an den Tanzsaal stieß, er folgte ihr mit klopfendem Herzen. Hier war es einsam, die Kerzen brannten düstrer, Musik und Gewühl scholl entfernter herüber, zum erstenmale, seit er die Burg betrat, hatte Herold ein Gefühl von Glück.

»Es ist eine Hülfbedürftige in diesen Mauern,« begann er, mit absichtlich gedämpftem Tone, »ich möchte sie Eurer Huld empfehlen. Vor der frechen Gewalt ihres Schwähers, hat die Landgräfin Elisabeth vor wenig Tagen fliehen müssen, und zur Schande unsers Landes wagt es Niemand, sie aufzunehmen. Ich brachte sie um Mitternacht hierher, in Eures Bruders Schutz, und Eure milde Pflege. Der alte Balduin hat ihr ein stilles Gemach angewiesen, dort schlummert sie mit ihren Kindern, wie Engel schlafen, in Gottes Obhut. Aber nur die Dame des Schlosses kann Anordnungen treffen, wie sie der Stand und die zarte Gesundheit der Fürstin fordert, darum ward Euch diese Nachricht. Das Uebrige muß ich mit dem Grafen, Euren Bruder, erwägen.« —

»O ich wußte schon von Elisabeths Schicksal,« sagte Sigismunda, indem ihre lieblichen Züge den Ausdruck der Fröhlichkeit mit einem schönen Ernst vertauschten, »wenn sie

unter unserm Dache ist, soll sie kein Unheil treffen. Aber sprecht nicht mit meinem Bruder, überlaßt Alles mir, theilt Euer Geheimniß Niemanden mit. Euer Kleid, frommer Pilger, heischt Vertrauen, doch es ist nur eine Mummerei; meine Zunge wagt nicht frei zu reden, bevor ich den Namen Dessen weiß, der die Landgräfin in unsre Burg brachte.« —

»Ich nenne Euch einen bewährten Namen, und zeige Euch ein heiliges Pfand,« erwiederte der Pilger. »Vater Ambrosius der Einsiedler sendet Euch die Flüchtige, nebst diesem Bande, das einst Euern Busen zierte. Um des Freundes willen, der es von Euch erhielt, sprach der Mönch, sollt Ihr Elisabeths Freundin seyn.«

»Ihr wollt mir seinen Tod melden!« rief Sigismunda erblassend. »Er legte großen Werth auf die geringe Gabe, daß ich sie in meiner Hand halte, bedeutet etwas Schreckliches!«

»Werdet Ihr ihm eine Thräne schenken Fräulein« sagte der Pilger, »wenn er sein Ziel im wilden Preußenlande fand? Er hat nie etwas Höheres gewünscht, als von Euch beweint zu sterben.«

»Verlaßt mich,« sagte Sigismunda in der höchsten Bewegung, »verlaßt mich, bei Allem was Euch heilig ist. Aber geht nicht aus dem Schlosse, es werden Stunden kommen, wo ich Euch Vieles fragen werde, was ich jetzt nicht hören könnte.«

»Sigismunda!« rief Herold mit unverstellter Stimme, »gelobt sey Gott, es ist noch ein Andenken an die Vergangenheit in Eurer Brust. Gebt mir das verblichene Band zurück, es hat mich überall begleitet, und soll immer mein Helmschmuck seyn.«

Er nahm bei diesen Worten den breiten Schirmhut vom Haupte, und zeigte Sigismunden sein Gesicht, das von der Freude des Wiedersehens glühte. Seine ganze Seele ergab sich der Hoffnung und Liebe, während sie nur einige Augenblicke bedurfte, um sich zu sammeln, und aus der früheren verrätherischen Wallung, zu einem sanft freundlichen Willkommen überzugehn. Geschickt benutzte sie die Angelegenheit der Landgräfin, um entscheidende Fragen an ihr Herz zu verhindern, sie gestand dem alten Freunde nicht ohne Kummer, wie sie es rathsam fände, ihrem Bruder das Hierseyn der Dame zu verschweigen. »Er ist ein zu treuer Diener und Genoß Heinrich Raspens,« sagte sie, »wir müssen ihm keine Wahl geben, wo er vielleicht Unrecht thun könnte. Mag der alte Balduin allein unser Geheimniß theilen, und wenn der Morgen kommt, finden wir uns bei Elisabeth, um mit ihr einen Entschluß zu fassen.« — Nach diesen Verabredungen entfernte sich Herold, ohne den Tanzsaal wieder zu betreten, das laute Geräusch verscheuchte die mancherlei Bilder seiner bewegten Seele, er eilte in die Einsamkeit, um sie zu hegen, zu sondern, und näher anzuschauen.

Am nächsten Morgen begab sich Sigismunda in das abgelegene Gemach der Landgräfin, wo, wie sie glaubte, manche Bequemlichkeit, manche Zierde fehlen, und der Mangel einer passenden Dienerschaft, weibliche Hülfe nicht unwillkommen machen mußte. Sie fand Elisabeth völlig gekleidet, mit einem kleinen Gebetbuche in der Hand, aus welchem sie ihren Kindern vorgelesen hatte, ihr ganzes Wesen zeigte einen so ruhigen Frieden, als ob diese fremde Umgebung ihr gewohnter Sitz gewesen wäre, auch lehnte sie Alles sanft aber dringend ab,

was Sigismundens Gastfreundlichkeit verbessern wollte, nur die Gesellschaft ihrer jungen Wirthin nahm sie für einige Stunden in Anspruch, und es schien dieser jetzt nicht allzuschwer, auf das Vergnügen der Jagd Verzicht zu leisten, die bis zum Mittag ihre Gäste unterhalten sollte. Die Neuheit einer Unterredung, wie Elisabeth sie anknüpfte, das Geschwäz der lieblichen Kinder, die Erwartung, den langentbehrten Freund hier wieder zu sehn, das Geheimniß das sie mit ihm theilte, gab diesen Stunden einen eignen Reiz, und ihr Herz klopfte nur ein klein wenig, als sie das Horn der Jäger hörte, und die Pferde über die Brücke sprengten. Einige Augenblicke später trat Herold ein. Er glaubte nun erst die Geliebte wieder zu sehen. Ihr phantastisches Kleid hatte sie ihm gestern entfremdet, wenn es auch ihre Reize unendlich erhob, heute trug sie ein sittiges Gewand, und war nicht minder schön; sie saß niedriger als Elisabeth, fast zu ihren Füßen, und die Kinder spielten mit ihren reichen blonden Haaren, während sie einige Näschereien auf ihrem Schooße für die kleinen Gäste theilte. Hohe Purpurglut überflog ihr reizendes Gesicht, als Herolds Auge in das ihrige schaute, aber die Landgräfin stand freundlich auf, bot dem Ritter die Hand, und dankte ihm für das Gute, das sie ihm schuldig sey. —

»Ich weiß jetzt« sagte sie, »was ich beschließen muß, und welchen Weg mein Fuß wandeln soll. Nach Bamberg zu meinem Ohm soll ich mich wenden; ehe ich noch dahin gelange, steht eine süß schauerliche Stunde bevor. Solcher Rath ward mir, und ich will ihm folgen. Nehmt denn zu tausendmalen meinen Dank! ich will noch eine Nacht hier ruhen, und dann weiter ziehen, unter Gottes Geleit.«

»O nicht so bald,« rief Sigismunda, »was Ihr gelitten habt, hohe Frau, fordert lange Ruhe; auch dünket mich, Ihr seyd am sichersten in dieser Verborgenheit.«

»Es ist eine Hand über mir, die mich schützt« erwiederte Elisabeth. »Der Herr spricht: wenn du durchs Feuer gehst, will ich bei dir seyn, und die Flamme soll dich nicht anzünden. Morgen mit Tagesanbruch trete ich den Weg an.«

»Dann wird Herold von Hochstaden Euch geleiten« sagte Sigismunda, »bis Ihr sicher in der Hofburg des Bischofs angelangt seyd. Unsere versuchtesten Knechte ziehen mit ihm aus, sie gehorchen alle meinem Worte. Jeder Ritter wird ihm das Glück neiden, seine fürstliche Frau zu schützen, und das Mädchen, dessen Farbe er trägt, wird eben so stolz seyn, ihr flatterndes Band, zum Panier für Euch erhoben zu sehen, als sie einstmals war, da es ihn zum Kampf gegen die Ungläubigen begeisterte.«

»Vergleicht nicht Irdisches mit den Pflichten gegen Gott, mein Kind,« rief Elisabeth. »Uns könnte höchstens leiblicher Tod treffen, und er wäre Segen für mich, und diese reinen Kinderseelen; dort galt es ewiges Heil, Rettung aus der Macht des Verderbens. — Und weil wir diese köstlichen Morgenstunden ungestört haben, so mögt Ihr uns von solchem Sieg über die Finsterniß erzählen, edler Ritter. Mich hat sehr erquickt, was ich gestern in der Klause erlauschte. O! wie wird der Herr sich freuen, Jedes dieser Gewonnenen, an dem großen Morgen.«

In jener Zeit, wo nichts so verdienstlich war, als ein Heldenschwert für die Ausbreitung des Glaubens geführt zu haben, lauschte dem zurückgekehrten Kreuzfahrer jedes

Ohr, Spiel und Sang schwiegen, wo er erzählte, er war ein geheiligtes Rüstzeug des höchsten Willens, größer als alle, die sich mit irdischem Ruhme schmückten. Herolds Zuhörer waren indessen vor allen andern geeignet, den Redner zu feuriger Schilderung seiner Züge zu begeistern. Eine Frau, deren Seele sich nur mit höheren Gedanken nährte, die der Erde fast keinen Blick mehr gönnte, als nur in ihr die rauhe Stufe zum Himmel zu sehen, drei Kinder, klug genug die Bedeutung des Gehörten zu fassen, und fromm, wie ihre Brüder die Engel, und eine Jungfrau, die in jeder bestandenen Gefahr, das Opfer der treusten gehorsamsten Liebe finden mußte, welche jemals ein Ritter seiner Dame weihte. — Der Morgen verstrich, die Sonne stieg höher, das Horn der Jäger erscholl von Neuem im Schloßhofe, ehe man es wähnte. Sigismunda und ihr Ritter lezten sich mit ihrem hohen Gaste, und während Herold den Grafen Ravensberg aufsuchte, ging das Fräulein an den Putztisch, den sie noch nie so lange vergessen hatte.

Die Pracht des heutigen Festes überbot noch das gestrige, denn der verschwendrische Glanz von Ravensbergs Hofhaltung stieg in eben dem Grade, als seine Liebe für die Schönheit wuchs, an deren Seite ihn Herold im Tanze sah. Sigismunda gedachte Anfangs Elisabeth noch vor Abends aufs Neue heimzusuchen, aber der Strom des Vergnügens faßte sie, als sie sich ihm hingab, mit dem gewohnten Zauber, und sie überredete sich von der Unmöglichkeit, unbemerkt entschlüpfen zu können, bis die Nacht herabsank, und Schlaf und Ruhe für Elisabeth brachte, während in den vorderen Sälen Tanz und Saitenspiel wachte. — Nun kam der Mor-

gen in Osten hervor, das erste schüchterne Tageslicht lauschte an den Fenstern, das Fräulein trat mit Clermont aus den Reihen, sah die Dämmerung schimmern, blickte vergebens nach Hochstaden um sich, und erinnerte sich nicht ohne Beschämung, daß der Augenblick nahe sey, wo die Reisende das Schloß verlassen wollte. Sie entkam mit Mühe der Aufmerksamkeit der Liebe, und eilte die langen einsamen Gänge hin, zu Elisabeths Wohnung. Kaum ließ ein grauer Schimmer die Gegenstände umher aus der Finsterniß hervortreten; sie stand jetzt vor dem Gemach der Landgräfin, neben ihr lehnte eine düstre Gestalt an einer Säule. »Hochstaden!« flüsterte sie fast unhörbar. »Er ists! — der Eure so lang er athmet,« antwortete die bekannte Stimme.

»Soll ich an die Thür klopfen?« fragte Sigismunda von Neuem.

»Ich that es schon,« sagte Herold, »sie verlangte noch einen ruhigen Augenblick. — Sigismunda, ich verlasse Euch abermals auf Euren Befehl, habt Ihr einen Lohn für mich, wenn ich wiederkehre? Wenn Euer Herz für einen andern Mann spricht, laßt es mich jetzt wissen, wir haben uns dann zum letztenmale gesehen.«

»Geleitet Elisabeth und kehrt zu mir zurück,« erwiederte sie, »ich werde der treusten Liebe ihren Lohn nicht versagen.«

»Ich muß an Euch glauben,« sagte der Ritter, ihre Hände ehrerbietig fassend, »selbst wenn Alles mir Zweifel gäbe. Ihr fühlt jetzt was Ihr aussprecht, — aber es ist Nacht und Stille um uns, wir stehen vor der Wohnung einer lebenden Heiligen, die wohl auf ihren Knieen liegt,

und zu Gott fleht. Wenn Ihr zurückkehrt in den schimmernden Saal, in die üppigen Reihen der Tänzer, wenn jeder Blick Eurer Schönheit huldigt, wird mein Bild untergehn, und Euer Gelübde vergessen seyn.«

»Ihr thut mir Unrecht Herold,« sagte Sigismunda traurig. »Kann unschuldige Freude nicht bei der Liebe wohnen? Muß der Mann, der mir das Theuerste ist, mein Herz verkennen, weil ich noch der Jugend und dem Leben gehöre? Ihr wißt Hochstaden, meine Kindheit verfloß an dem Hofe der Gräfin von Savoyen, wo ich unter Festen erwuchs, und die Freude zur Gespielin hatte; Elisabeth ward Gattin, ehe sie die Kinderjahre verließ, ihre Mutter raubte ihr der Stahl eines Mörders, und den Gemahl der Gifthauch fremder Zone. Muß ich treulos seyn, weil das Schicksal mich froh und glücklich seyn ließ? Ach Herold! wenn Ihr mich weniger liebt, weil ich keine Heilige bin, so wird der Traum meines Glücks schnell genug verschwinden.«

Der entzückte Jüngling wollte die süße Rede beantworten, aber die Thür öffnete sich, und Elisabeth trat, gehüllt in ihren Reisemantel, mit ihren Kindern heraus. Die Frauen begrüßten sich herzlich, und schritten mit einander die Gänge entlang, zu der kleinen steilen Treppe, die in einen Nebenhof führte, wo das Gefolge der Reisenden wartete. Hier wollte die Fürstin Sigismunden Lebewohl sagen, als das Geräusch polternder Schritte, und die lauten Stimmen trunkener Gäste sie voneinander scheuchte. Sigismunda floh in die Gemächer ihrer Dienerinnen; und Herold eilte mit seinen Schützlingen zu den Rossen. Bald hatte der Frühnebel ihren Augen die Ravensburg entzogen. — —

In schweigender Eile hatten die Reisenden wohl eine Stunde Wegs zurückgelegt. Da saß ein armes Weib an der Straße, und rief um eine milde Spende. Sogleich stieg Elisabeth vom Rosse, nahm den weiten Mantel von ihren Schultern, und bedeckte die Schlechtbekleidete, zog dann ein Säcklein, und reichte ihre Gabe mit frommen Segensworten. Drauf entfaltete sie den dichten Schleier, der früher nur ihre Locken gedeckt hatte, um sich seiner statt des Mantels zu bedienen, und bestieg ihr Roß wieder, indem sie oft nach der laut dankenden Armen zurück schaute. Während dieser geringen Unterbrechung der Reise, gelang es einem kleinen Reitertrupp, Herolds Häuflein einzuholen, der Ritter unterschied drei Gestalten, die sich jetzt so eilig näherten, daß nur der Nebel sie noch undeutlich machte. Aber wie groß war sein Erstaunen, als sie hart am Thor einer ländlichen Herberge im schnellen Fluge heransprengten, und er Sigismunden mit zweien ihrer Dirnen erkannte. Sie trug ein halb männliches Kleid, und einen hoch wehenden Federbusch auf dem kleinen schwarzen Hut, ihre Wangen waren von der frischen Luft höher geröthet, und Liebe und Freude sahen offen aus ihren schönen Augen.

»Ich wollte nicht ohne Lebewohl von Euch scheiden,« sagte sie zu der Landgräfin, »darum unternahm ich den abentheuerlichen Zug.« — Ein unaussprechlich süßer Blick traf bei diesen Worten den Ritter, die Sonne, die eben aufstieg, lachte der erwachenden Welt nicht schöner, als ihm dieser Strahl der Liebe. Die kurze Rast in einem Gärtchen, das mit mancherlei herbstlichen Blumen reich geschmückt war, war für die Liebenden voll unvergeßlicher Freuden, und als die Pferde

wieder vorgeführt wurden, gab es keinen Zweifel mehr in Herolds Brust. Jetzt schaute Elisabeth umher, und entdeckte eine verspätete Rose, sie pflückte sie, und reichte sie Sigismunden. »Ich habe nichts Euch zu schenken, liebes Fräulein, als diese Blume,« sagte sie freundlich. »Sie ist ein Bild Eurer Jugend, und Eurer Freuden. Dornen und Thautropfen deuten wohl auf Leiden und Thränen, aber die sind ja unser größtes Heil, und schützen und nähren die Liebe, wie die Rose. Blumen welken, und Erdenlust stirbt, doch die Liebe hat nicht Anfang noch Ende, und was verwelkt ist wird einst wieder blühen.“

Die Gedanken der Landgräfin waren bei diesen Worten, wie bei allem, was sie sprach, hoch über die Erde erhoben, und deuteten mit ihren Bildern auf die höhere Welt, in welcher sie schon lange, in schwärmerischer Seligkeit heimisch war. Aber wie derselbe Same in verschiedener Erde, eine andere Pflanze treibt, so ward das, was sie sagte irdisch, so bald es Sigismundens Ohr erreichte. Das junge Mädchen fühlte in diesem Augenblick die heißeste Liebe für den langgeprüften Freund, und sie empfing die Rose als ein Andenken an das geheime Einverständniß, welches diese Stunde fester geknüpft hatte. Sie drückte sie an ihre Lippen, und gelobte sie zu bewahren, selbst wenn ihre Blätter so bleich wären, wie das Band auf Hochstadens Helm. Man bestieg die Rosse, und als die Wege sich trennten, sprengte Sigismunda auf ihrem kleinen muthigen Thiere pfeilschnell der Heimath zu.

Herold und seine Reisegefährten hatten ihr Ziel fast erreicht, als sie einst in der Abenddämmerung bei einem Mi-

noritenkloster vorüberkamen. Das Glöckchen auf dem heiligen Hause scholl klagend durch die Luft, die Pforten waren geöffnet, und viel Volk strömte aus und ein. Auf Elisabeths Wangen erschien die feine Röthe, welche selten ihre weiße Haut färbte, und sie verlangte in die Kirche zu treten. Sogleich willigte Herold in ihr Begehren, aber als er ehrerbietig ihre Hand faßte, sie zu führen, fühlte er, wie ihre zarten Glieder ein leises Zittern durchzuckte. Die Kirche war sparsam erleuchtet, nur auf dem Altar brannten hohe Kerzen, und beschienen einen metallnen Sarg, den viele Ritter umstanden, während das Volk in der Ferne verweilte. Der Gesang unsichtbarer Stimmen zog in feierlichen Tönen durch das Gewölbe, und ein Mönch stand zum Haupte des Leichnams, mit dem erhobenen Kreuze, weihend und betend. In demüthiger Stellung harrte Elisabeth, bis das Gebet geendet war, dann trat sie näher, warf sich vor dem Kreuze zu Boden, und erhob sich nur, um neben dem Sarge nieder zu knien. Der kleine Herrmann und die Prinzessin Gertraut waren dicht bei ihr, sie erkannten ihren Vater, aber klug genug einen lauten Schmerz zu unterdrücken, weinten sie still auf die gefalteten Hände. Alle Augen richteten sich nun auf die fremde Frau; es ist die Landgräfin, flüsterten einige Stimmen, Jedermann wich zurück, den heiligen Gram der Wittwe nicht zu stören. Herold hatte sich indessen zu den thüringischen Rittern gesellt, die ihres Herrn Gebein aus dem fremden Lande nach Reinhardsbrunnen führten, und während Elisabeth im langen Gebete an der Seite des Verblichenen ruhte, erfuhren ihre treuen Lehnsleute durch Herolds Bericht, was sie aus der Wartburg vertrieben hatte.

Es kann kein ergreifenderes Schauspiel gedacht werden, als das hier beschriebene, in der melancholischen Abendbeleuchtung, und dem kleinen ungeschmückten Gotteshause, aber als Elisabeth nun aufstand, verstärkte ihr Anblick den Eindruck nur bei denen, die eine außerordentliche Erscheinung zu fassen vermochten. Kein trostloser Jammer, eine selige Ruhe wohnte auf ihren Zügen, und ihre thränenschweren Augen schienen von Bildern des Himmels gefesselt zu seyn. Langsam nahten sich die thüringischen Herren, Rudolph von Vargula der Schenk, trat tiefgebeugt zu der Landgräfin, und wenig treuherzige Worte sprachen sein Gefühl aus.

»Meine Harfe ist eine Klage worden,« sagte Elisabeth, »aber — treuer Freund — weine nicht darob! Der Christ ist im Unglück sicher, wie in fester Burg, und Thränen sind für ihn, wie der Spatregen, der das Land feuchtet. Gelobet sey Gott wenn er nimmt, was ein Band für die Erde war!« — Ohne diese Rede zu beantworten, berührte der Schenk die letzten Ereignisse, und schwur mit lauter Stimme, das gute Recht seines jungen Herrn zu vertreten mit Leib und Blut, und der fürstlichen Witwe jedwede Genugthuung zu schaffen, die ihr gebühre. Er rief den Schatten des Verblichenen zum Zeugen des Schwurs, den alle Ritter wiederholten, und legte seine Hände auf das Kreuz. Ein lauter Wiederhall ging schauerlich an den Wänden hin, gleichsam als eine Antwort des beschwornen Geistes, die festen Männer fühlten einen leichten Schauer, und die Kinder drängten sich weinend an ihre Mutter. Nur Elisabeth blieb stark, sie bat alle sich zu entfernen, und ihr die Nachtwache bei dem Entseelten allein zu überlassen. Niemand wagte ihrem

Willen zu widerstreben, und nachdem sie sich auf die Stufen des Altars niedergesetzt hatte, sah sie Einen nach dem Andern langsam durch die düstre Kirche gehen, ihre Kinder an Vargulas Hand noch oft zurückblickend, und war bald allein mit der Andacht und dem Tode.

Beide Züge setzten früh am Morgen ihren Weg fort, Elisabeth ohne fürder ein Wort zu sprechen, bis sie in Bamberg auf der Burg ihres Ohms anlangte, Rudolph von Vargula, eingedenk seines Schwurs, mit dem beschäftigt, was ihm zu thun oblag. Auch hatte er kaum die Ueberreste des Landgrafen im Kloster Reinhardsbrunnen zur Ruhe gebracht, als er so kräftig für seine Witwe sprach, daß Heinrich Raspe in sich ging, und voll Reue sein Unrecht erkannte. Er eilte zu Elisabeth, die ihn freundlich empfing, aber von allen Erbietungen für sich selbst nichts annahm, als ein Leibgedinge, und die Stadt Marburg, die ihr Heinrich zum Witwensitz anwies, wohin sie sich nach einigen Monaten mit ihren Kindern begab. Auch eine treue Dienerin, Gisela von Tresbach, fand sich in Bamberg zu ihr, eine Frau, die Muttergefühle für die junge Fürstin hegte, und mit lebhaftem Schmerz, das allmählige Absterben alles Irdischen, das Hinwelken der Jugendblüte, und die zunehmende Strenge gegen sich selbst bemerkte, die Elisabeth, wenige Jahre später, zur Heiligen erhoben. Die kurze Zeit, in welcher Gisela sie nicht sah, hatte ihren Geist unendlich höher gespannt, und in eben dem Verhältniß den zarten Körper geschwächt; sie schien nur ein Schatten, aber ein freundlicher holder Schatten, über welchen schon die Palme des ewigen Friedens schwebte. Ihr ganzes Thun nahm jetzt den Weg der härte-

sten Selbstverleugnung, und so nachgebend sie immer war, duldete sie keine Erleichterung der schweren Pflichten, die sie sich auferlegt hatte. Ein Krankenhaus stieg schnell in Marburg empor; ehe es noch halb vollendet war, füllten sich schon die Räume mit Leidenden, und Elisabeth war ihre vornehmste Wärterin. Kein Uebel, so abschreckend es seyn mochte, entbehrte die Hülfe ihrer zart gewöhnten Hand, ihr Vermögen floß in diesen Strom, und wo es nicht hinreichte, sammelte sie, demüthig bittend, Almosen ein. Sie trug ein schlechtes dunkles Gewand; und spann grobe Wolle, zur Kleidung für ihre Armen. Gisela war ihre treue Gefährtin in allen diesen Geschäften und Entbehrungen, aber sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie für Elisabeth that, was diese in frommer Begeisterung, als Opfer für den Himmel vollbrachte.

Eines Morgens, als eben die Landgräfin sich zum Besuch ihres Hospitals anschickte, trat ein Ordensgeistlicher bei ihr ein, den sie mit ehrfurchtsvoller Freude empfig. Es war ihr Beichtiger, der Predigermönch Konrad von Marburg, mit eisernen Zügen, und stechenden Augen, über welchen schwere Falten wie drohende Wolken sich breiteten.

»Der Herr hat Dir Kreuz gesandt, seit wir uns nicht sahen, meine Tochter« sprach er: »Du bist flüchtig und verfolgt gewesen, zu Boden getreten, geschmähet und verachtet. Wohl Dir, so Du es recht zu nützen wußtest. Heil dem Zermalmten, dem Zerdrückten!«

»Ich habe, hoffe ich, allen Ueberfluß von mir gethan Vater,« antwortete Elisabeth, »und mich des Kreuzes gefreuet, das ich trug. Aber die Zweifel, die Angst meiner

Seele sind groß, kein Fasten und Beten überwindet sie, ich sehne mich lange schon, sie Euch zu enthüllen. Als Heinrich mein Schwäher mich ausstieß, fand ich Zuflucht in einer Kirche. Ich lag am Altar, und weinte, ob des Elends meiner Kinder, und meine bange Seele flehte zu Gott für sie. So war ich entschlafen, und kaum schwand die äußere Welt vor den Bildern des Traums, da sah ich den Engel Michael vor mir stehen, den leuchtenden Kranz der Verklärung um das schimmernde Haupt. Er winkte mir, und schritt mir voran, einen wohlbekannten Pfad, bis zu der Zelle Ambrosius des Einsiedlers, hob dann die Hand, und deutete auf einen Mann in Waffen, dessen Züge sich mir wunderbar einprägten. Und die erhobene Hand des Engels ward lichter und lichter, wie eine Flamme, und sie schrieb in die dunkle Luft, daß ich die Worte las: dieser wird dich schützen. — Ich that, nachdem ich erwacht war, den Willen des heiligen Gesichts, ich fand den Ritter, und erkannte ihn Augenblicks. Drauf erschien die nämliche Gestalt mir abermals im Traume, gebietend: ich solle gen Bamberg ziehen, zu meinem Ohm, und ich gehorchte ihr, auch ward mir Kunde von dem Ort, wo ich den Leichnam meines Herrn sehen, und mit meinen Thränen waschen würde. — Dieß alles nun, hochwürdiger Vater, erfüllte mich mit einer Freude, vor welcher mein Herz zittert, und meine Seele bebt. Der Scherbe von Thon überhebt sich, wie ich fürchte, der Gnade, die ihm wiederfuhr, und in der Sicherheit gleitet der Fuß von dem schmalen Wege der Demuth. Ernste stille Betrachtungen haben den furchtbaren Zweifel in mir geweckt: ob nicht die Versuchung das Kleid des Lichts borgen könne, um ein Herz zu verlocken;

denn auf dem Wege, den jenes Gesicht für mich wählte, zeigten sich so viele Gemächlichkeiten, so manche Freuden, und mehr als einmal schwamm meine Seele im Gefühl irdischer Ruhe, und weltlicher Behaglichkeit. Auch erinnere ich mich, wie ich an jenem Abend, da mein Schlaf den schönen Traum hatte, um Irdisches für meine Kinder gebetet habe, und wie sollte solches Thun der Gnade werth seyn, die kein Neugeborner verdienen mag. O beruhigt mich Vater, oder straft mich! tröstet meine zagende Seele. Denn das Gesicht verläßt mich nicht, und zitternd bekenne ich Euch: daß es mich entzückt, und beseligt.«

»Verdopple die Büßungen, die ich Dir rieth,« antwortete Konrad finster, »laß dem Feinde keinen Augenblick über Dich zu siegen. Siehe er kommt wie ein Löwe vom stolzen Jordan her, gegen die feste Hütte.« Beim Fortgehn bat Elisabeth den Priester, um ungestörter Gott dienen zu können, ihre Kinder mitzunehmen.

Konrad erbot sich die Prinzessin selbst zu der Aebtissin nach Kitzingen, ihrer Base, zu bringen, und den jungen Herrmann dem Bischof von Bamberg zu übergeben. »Ich gehe an den Rhein,« sagte er, »in Vollmacht des heiligen Vaters, ein Hammer, und eine Kriegswaffe, gegen die Ketzerei, die ihr Haupt, gleich einer Schlange, in unserem Vaterlande erhebt. Und wie man eines Töpfers Gefäß zerbricht, will ich dies Volk zerbrechen, und will sie zerstreuen, daß der Wind sie wegführe und der Wirbel verwehe. Mit eisernem Griffel und spitzigem Demant, soll ihre Schuld geschrieben werden, daß der ketzerische Löwe darob aufschrecke aus seiner Sicherheit! Bete, faste, wache und geißle Dich für

diese Elenden, fromme Tochter, denn ihr Elend ist größer als der Aussatz und die Schmerzen, die Du in jenem Hause der Barmherzigkeit heilest.«

Gewohnt den Aussprüchen Konrads zu folgen, wie das Kind der Stimme der Mutter folgt, fühlte sich Elisabeth sehr erleichtert, als sie das große Opfer vollbracht hatte, und übte mit verdoppelter Kraft ein schweres Tagewerk, um so mehr, da der Mönch ihr heute zur Seite stand, mit geistigen Mitteln ihre irdische Sorgfalt unterstützend. Nach wenigen Stunden Schlaf auf ihrem rauhen Bette, stand sie mit der Morgenröthe auf, ihren Kindern Lebewohl zu sagen, aber wenn auch neue Arbeit, Gebet und Betrachtung den Kampf mit der allmächtigen Natur unterstützten, glaubte Gisela doch zu sehen, daß er die Kräfte eines schwachen Lebens aufzehren würde. Deßhalb verweinte die treue Dienerin manche Nacht an dem niedrigen Lager ihrer Frau, während leichter Schlummer das Auge Elisabeths deckte, und ihr Mund dem Engel zulächelte, der ihr, an seiner Hand, den abgeschiedenen Gemahl, und die Kinder zuführte. —

Indessen umrauschte Sigismunden der üppige Strom ausgesuchter Genüsse, und nie gab es ein Gemüth, mehr geeignet die Freude zu genießen, zu verdoppeln, als daß ihrige, ja sie kannte nur diese Eine Begleiterin auf der Wallfahrt des Lebens. Der kerzenvolle Saal, die prächtige Gallerie um die Rennbahn, der Wald, den das laute Getöse der Jagd durchzog, alle Schauplätze des Vergnügens, welches ihre Zeit bot, gaben ihr gleichen Genuß; wo sie erschien, war sie die Königin, erndtete sie den reichen Triumpf einer gefeierten Schönheit; und wie ein Trunk aus dem Becher des Ruhmes

den Mann zu immer neuen Zügen lockt, so mehrte sich in ihr der Durst nach dem berauschenden Quell der Schmeicheley und Bewunderung. Herold hatte, bald nachdem er von Bamberg zurückkehrte, den Grafen Konrad, Heinrich Raspes Bruder, auf einem Zuge gegen den Erzbischof von Mainz begleitet, Florenz von Holland unterstützte die jungen Markgrafen von Brandenburg, in der Fehde mit Albert, dem Bischof von Magdeburg. Beide sahen sich dann auf einem Versammlungstage der Fürsten, und gewannen Freundschaft und Vertrauen zu einander, ohne durch Eifersucht gestört zu werden. Herold hatte in Geheim zu viel theure Beweise der Liebe empfangen, um etwas anderes als Mitleid für seinen Nebenbuhler zu fühlen, der Andere aber war weit entfernt, jenen für den Glücklichen zu halten, sein heftiges stolzes Gemüth glühte nur in Haß und Neid gegen Clermont. Dieser blieb Sigismunden zur Seite. Er jagte mit ihr, er pflegte ihre Falken, er ersann neue ausländische Feste sie zu erfreuen, er sang ihr Lob und seine Liebe, und begleitete seine Lieder mit kunstreichem Saitenspiel, er folgte jedem ihrer Schritte, wie ein demüthiger Diener, belagerte ihr Ohr mit Liebesklagen, und drohte zu sterben, wenn sie ihn verstieße. Sigismunda fühlte die höchste Befriedigung in solcher Vergötterung, sie liebte nur Herold, und wollte ihm Treue halten, aber es entzückte sie, sich von dem geistvollen lebhaften Clermont, von dem stolzen tapfern Holland angebetet zu sehen. Darum gab sie diesem, ehe er schied, eine leise Hoffnung mit, und erhielt die Flamme in Clermonts Busen mit spärlicher Nahrung, unbesorgt um den Erfolg, der schon, einem drohenden Gespenst gleich, neben ihr lauschte. —

Drei Theile eines Jahres mochten verflossen seyn, seit Herold von Hochstaden die Landgräfin bei dem Klausner fand, als ein großes Turnier zu Nordhausen, viele Fürsten und Herren mit ihrem Gefolge, die Blume der deutschen Ritterschaft, und die schönsten Frauen, weit umher, versammelte. Sigismunda erschien mit ihrem Bruder, an der Spitze einer zahlreichen Dienerschaft, von Clermont begleitet. Herold und Florenz von Holland waren schon früher angekommen. Clermont nannte sich prahlerisch Sigismundens Ritter, trug öffentlich seine Hoffnungen auf ihre Gunst zur Schau, und ein seidener gewirkter Handschuh, mit einem rothen Bande an seinem Federhut befestigt, entflammte Wuth und Eifersucht in Hollands Brust. Herold dachte nicht ohne Schmerz an die Warnungen des Einsiedlers, und die losen Scherze der Narrenkappe, aber als der erste Tag des Kampfes, und eine unter Tanz und Schmaus verjubelte Nacht vorüber waren, beglückte ihn eine geheime Zusammenkunft, auf dem Söller ihrer Wohnung, und löschte jede trübe Ahnung aus. Die Schranken öffneten sich wieder, die reichbehangenen, bekränzten Gallerien füllten sich mit reizenden Mädchen und Frauen. In kostbare Seide gekleidet, mit goldenen Spangen und Ketten geschmückt, golddurchwirkte Bänder im lockigen Haar, strahlend von Freude und Lust, erschien Sigismunda, ihren Bewerbern ein glänzender Stern. Finster blickte der Graf von Holland zu ihr auf, triumphirend der leichtsinnige Clermont. Ein heftiger Streit hatte in der vergangenen Nacht beide schwer gereizt, jeder schwur, ehe das Leben, als die Hoffnungen zu lassen, die er dem schönsten Munde verdanke. Nun schmetterten die Trompeten, die Rosse bebten vor Kampfes-

luft unter den muthigen Männern, Schar an Schar traf prasselnd aneinander, daß die schweren Rüstungen dröhnten, und die Waffen klirrten. Hollands scharfes Auge suchte Clermont in der Reihe der Kämpfer, feurig kam dieser seinem Wunsche entgegen. »Für sie!« rief Clermont, indem er seine Lanze vor Sigismunden neigte, und den seidenen Handschuh berührte; »laß sehen ob dein Arm so gewandt ist, als deine Zunge,« antwortete sein Gegner, und ihre Speere stießen zusammen. Des Fräuleins blitzendes Auge schaute auf den Kampf nieder, es ergetzte sie, ihre Streiter sich messen zu sehen; keiner wankte von dem Stoß des Andern, sie blieben unbesiegt und sieglos, bis ihre Lanzen zersplittert waren, und sie, zu den Schwertern greifend, mitten im Schimpfspiel, den ernsten Kampf um Tod und Leben begannen. Er war geendet, ehe die Kampfrichter ihrem Machtwort zur Verhütung blutigen Ausgangs Gehör schaffen konnten. Clermont blutete aus vielen Wunden, und der Graf von Holland lag zu Boden, ohne Zeichen des Lebens. Sigismunden hielten zwei Frauen halbentseelt in den Armen; ein allgemeiner Aufruhr setzte der Freude wie dem Streite ein Ziel. Man trug den Todten aus den Schranken, und leistete dem sinkenden Obsieger gleiche Hülfe; ein alter jüdischer Arzt drängte sich herzu, kniete neben Florenz nieder, seine Wunde zu untersuchen, und goß einige Tropfen eines belebenden Elixiers auf einen Schwamm, ihm Mund und Schläfe anzufeuchten. Während die Umstehenden diesem Beginnen stumm zusahen, trat ein Dominikaner-Mönch in den Kreis, seine finstern Augen blickten strenge umher, unwillkührlich machte man ihm Platz, und er stand allein neben dem

Verwundeten und seinem Helfer. Es war Konrad von Marburg.

»Jude,« sagte er mit dem Tone der tiefsten Verachtung, »laß deine Hände von dem Todten, und befreie die Lebenden von deiner Nähe.«

»Der Gott Abrahams kann Wunder wirken, durch seinen niedrigsten Knecht,« erwiederte der Arzt demüthig, »aber was ich dem Christen schenken könnte, wäre nur noch ein Augenblick, darum will ich meine Kunst zum Besten seines Gegners anwenden.« Er stand bei diesen Worten auf, und verlor sich unter den Umstehenden.

»Sie leben oder sterben, so sind sie verloren!« rief Konrad von Marburg. »Der Herr sprach zu Kain: verflucht seyst du auf der Erde, die ihren Mund aufgethan hat, deines Bruders Blut zu empfangen, eben so spreche ich zu Euch, im Namen des heiligen Vaters, dem Eure rohen Spiele ein Abscheu sind, und ein Gräuel! Euch ist nicht verholen, wie solcher Tod Euch des Trostes der Kirche, des Beistandes ihrer Diener, ja der Ruhe in geweihtem Boden beraubt, und den Mörder mit Verwünschungen belastet, aber Eure freche Kampflust gleicht dem Feuer aus Vergesschlünden, das friedliche Städte zerstört, und den Wellen des Meeres, die das Schifflein verschlingen; denn ein Mohr wird seine Haut nicht wandeln, noch ein Parder seine Flecken. Machet die Stätte des heillosen Kampfes eben, dämpfet die Stimme der Trommete, zerbrecht die blutigen Waffen! Bringet den Verwundeten hinweg, und kein heiliger Gebrauch weihe das letzte Bett des Todten! ich gebiete es Euch, und fordere Gehorsam.«

Er wandte sich langsam und feierlich die Reihen des Volkes zu durchschreiten, eine heilige Scheu umschwebte ihn, und goß Schauer in die Seelen der erschrockenen Menge. Nur die Ritter zunächst dem Leichname schienen mehr mit diesem, als mit der Aufmerksamkeit auf den eifernden Prediger beschäftigt. In Herolds Armen ruhte das blasse Haupt des Grafen, er athmete noch, und gleichsam, als hätte die donnernde Rede des Mönchs, seinen letzten Augenblick nicht beunruhigen sollen, schlug er die Augen noch einmal auf, als jener aus dem Kreise verschwunden war. Er sah Herold lange an, und schien ihn zu erkennen. »Meinen Gegner herzliche Vergebung,« stammelte er matt, »sage ihm, daß ich versöhnt sterbe, und meinen Haß bereue. Mit dem Blute, das mir entfließt, schwindet die Leidenschaft, der Tod macht alles klar. Wir erlagen der Schlangenlist eines herzlosen Weibes, und sind ihre Opfer geworden.«

Er schwieg, aber seine Augen blieben auf Hochstaden geheftet. »Hüte Dich vor gleicher Gefahr, Hochstaden,« sagte er endlich: »fliehe ihre Nähe; sie hat kein Herz, und kann nur betrügen!« —

Herolds Brust durchfuhr ein giftiger Pfeil bei diesen mühsam hervorgebrachten Worten, sie waren die letzten Laute des Sterbenden, und deshalb von unauslöschlichem Eindruck. Wenig Minuten später war der schwache Lebensfunke erloschen, der stolze Graf, der muthige Ritter, lag ruhig am Boden, und sein tapfrer Arm war für immer entwaffnet. Herold trug Sorge, daß der Bann des Predigermönchs nicht an seinen Resten vollzogen ward. Ein mitleidiger Mönch weihte sein Grab, und versprach Gebete und Seelmessen

für den hingeschiedenen Geist. Auch sein Vermächtniß war dem schwermüthigen Freunde heilig, um es zu vollziehen, begab er sich Abends in das Haus, wo Clermont mit seinem Arzte Zuflucht gefunden hatte. Er fand den jungen Grafen im heftigsten Fieber, aber in schönen Phantasien. Er redete mit Sigismunden, beschwor sie, ihre Verheißungen zu erfüllen, und rief ihr alle Stunden der Liebe und des Glücks zurück, die ihm an ihrer Seite verflossen waren. Er glaubte sich für sie zu schmücken, sah alle Augen neidisch auf sich gerichtet, und sprach von dem Handschuh, dem Pfande ihrer Treue, der neben Diamanten seinen Hut zieren sollte. Herold wandte sich mit bitterm Schmerz von diesem Anblick. »Hofft Ihr noch?« fragte er den Arzt.

»Nein Herr,« erwiederte dieser. »Ehe es wieder Abend wird, ist er zu seinen Vätern gegangen. Salben und Kräuter sind ohnmächtig gegen solche Wunden. Herr, mich jammert des jungen Bluts, das in seiner Thorheit hinfährt, für ein falsches Weib, wäre es auch schön wie Ester, und klug wie Judith.«

Herold warf noch einen Blick auf Clermont, und eilte fort, als könne er dem Gefühl seines Busens entfliehen. Er neidete den Todten um seine Ruhe, und den Sterbenden um seine Träume. Wiedersehen wollte er Sigismunden nicht, aber wohin sollte er gehen, ihr Bild zu vertilgen. Sie zu vergessen war vergebliches Mühen, eben so wenig konnte er eine unedle Seele in schöner Hülle lieben. Ihrer Blicke Zauber, den sie gebraucht hatte, drei treue Herzen zu betrügen, sollte niemals mehr seine Seele verwirren; die warnende Stimme des Grafen von Holland, und die schwärmerische Liebeswonne des armen Clermont, tönten unvertilgbar in

seinem Gehör; aber kein Laut erhob sich für die Angeklagte, und wohin sein gequälter Geist flüchtete, fand er nur Zeugen ihrer Schuld.

Indessen war Sigismunda drei Tage fast bewußtlos, und bemerkte es kaum, daß man sie am vierten in einen verschloßnen Wagen brachte, um nach der Ravensburg zurückzukehren. Eine ihrer Frauen pflegte sie während der Reise, mitleidig, aber ohne Liebe, denn sie fühlte einen Schauer vor der Mörderin des fröhlichen Clermont, und des ritterlichen Holland. Auf dem Wege war Sigismunda stumm, hüllte oft ihre Augen in Tücher und Schleier, weinte aber nie, denn das Uebermaß des Elends vertrocknet den tröstenden Thränenquell; die unverständige Dirne wußte das nicht, und hielt diese schreckliche Dürre für das Zeichen eines bösen verstockten Gemüths. Auf der Ravensburg mochte Sigismunda in keinem Gemach verweilen, mit unruhiger Angst flüchtete sie jede Stunde in ein anderes, bis sie das entlegene Zimmer betrat, wo die Landgräfin Elisabeth einstmals übernachtete. Hier warf sie sich auf dasselbe Lager, und genoß nach vielen Tagen den ersten Schlummer. Als sie erwachte, forderte sie Eines ihrer Schmuckkästchen, öffnete es behutsam, und sah den Inhalt lange an, bis eine Fluth von Thränen ihren Augen entstürzte. Brigitte blickte über ihre Schulter, neben manchem blitzenden Stein, lag eine verwelkte gelbliche Rose, sorgsam in Seide gehüllt.

»Brigitte« sagte Sigismunda, »ich will nun mein ganzes Unglück wissen. Der Graf von Holland ist todt, und ich fürchte, auch Clermont! Doch, was frage ich noch! ach ich weiß es ja nur zu gewiß.« —

»Beide todt!« erwiederte das Mädchen. »O der junge ritterliche Held hätte bessern Lohn verdient für so viel Liebe. Hier, diesen Handschuh, den Ihr ihm gabt, brachte sein Arzt, am Morgen nachdem er gestorben war, nebst tausend Grüßen. Nehmet ihn hin, er ängstigte mich, seit ich ihn besaß, aber ich mochte nicht reden, bevor Ihr selbst mich auffordertet.«

»Ich gab ihm kein Liebeszeichen,« sagte Sigismunda, »er nahm den Handschuh, der meiner Hand entfiel. — Das soll mich nicht rechtfertigen, mein Leichtsinn, mein Uebermuth hat Beide gemordet! Sey die Strafe noch so hart, sie ist gerecht. — Nun noch eine Frage, Brigitte, hörtest du nichts von Herold von Hochstaden?«

»Er sendete Euch ein ewiges Lebewohl, indem er sein Vaterland verließ,« antwortete das Mädchen. »Wohin er ging, weiß ich nicht; vielleicht zu den Ungläubigen, die er schon einmal bekämpfte. Sein Anblick zerriß mein Herz, ich mag ihn Euch nicht schildern!«

Sigismunda starrte mit gefalteten Händen vor sich hin, und reichlicher Thränenthau überströmte die welke Rose. Ihr ganzes Glück war nun wie diese Blume verblüht. Sie rief sich die Stunde zurück, in welcher sie sie empfing, und ihr krankes Herz fand in den Worten der Landgräfin einen schwachen Hoffnungsschimmer. Was verwelkt ist, wird wieder blühen, sagte sie leise, und Liebe hat nicht Anfang noch Ende.

So verstrichen Wochen einsamen Grams, in welchen Sigismunda nicht zu bewegen war, das enge Gemach, wo sie wohnte, zu verlassen. Indessen kam ihr Bruder heim, und da er seine Schwester zärtlich liebte, auch lieber fröhliche als

traurige Menschen um sich sah, ging ihm ihr Zustand sehr zu Herzen. Er urtheilte nicht unrichtig, daß der Aufenthalt auf der Ravensburg, die Erinnerungen schärfen müsse, die sie verfolgten, was er von Brigitten hörte, verstärkte diese Meinung, und er glaubte eine Veränderung der Wohnung, einen Besuch auf dem Schlosse seiner Verlobten, am besten geeignet, die Schatten aus Sigismundens Seele zu verwischen. Das Schloß lag in einer lachenden Gegend, seine Gärten waren kunstvoll erhalten, Jagdgewühl und Gastfreundschaft belebte die Einsamkeit, und die Fräulein waren Sigismundens liebste Gespielinnen. Aber er fand den heftigsten Widerstand, als er der traurigen Büßerin diesen Plan vorlegte. Anfangs weigerte sie sich nur, die Schwelle ihres Zimmers zu überschreiten, ohne einen Grund anzugeben, als der Graf in sie drang, fiel sie weinend an seine Brust, und beschwor ihn, sie zu lassen, wo allein die Ruhe für sie wäre; denn seit sie auf der traurigen Fahrt, von Nordhausen hieher, zum Bewußtseyn erwacht sey, wären die Gestalten der Ermordeten an ihrer Seite sichtbar gewesen, sie habe schaudernd die Augen verhüllt, aber jeder Blick, den sie zagend gewagt, sey auf die wohlbekannten Züge des armen Clermont, oder des zornigen Holland gefallen. Kein Zimmer in der Burg, wohin nicht diese Erscheinungen ihr gefolgt wären, kein Plätzchen zur Ruhe im Schlafe, bis ihr wankender Fuß sie in dies Gemach getragen habe, wo der Schrecken nicht mit ihr eingetreten sey. Und darum, fuhr sie fort, soll mich nichts von hier verlocken, denn hier hat das Entsetzliche keine Macht! —

Es lag nicht im Geist jener Zeit, oder es würde ein

Frevel gewesen seyn, die Möglichkeit des Erzählten zu leugnen, aber je mehr sich Ravensbergs Haar emporsträubte, wenn er sie zugab, je sehnlicher wünschte er, die Gewalt der Zerstreuungen, die sonst so viel über Sigismunden vermochten, möchten das Außerordentliche, in ein bloßes Hirngespinnst verwandeln. Deswegen bestand er, mit mehr als gewöhnlicher Hartnäckigkeit auf seinem Willen, und das arme Mädchen hatte keine Waffen als Thränen; ja sie ergab sich endlich in ihr Geschick, in der Ueberzeugung, der Engel der Rache treibe die Unwürdige aus dem Raume, welchen die Spuren einer Heiligen geweiht hatten! — Man trat also die Reise an, doch kaum sahe sich Sigismunda außer den schützenden Wänden, als sie von Neuem jenes räthselhafte Entsetzen zeigte, welches Brigitte früher an ihr bemerkt hatte. Sie schauderte, wenn ihr Auge sich zur Seite wandte, und wagte bald nicht mehr, die Blicke vom Boden zu erheben. Das Schmuckkästchen war in ihren Händen; für nichts weiter hatte sie Sorge getragen; Brigitte und Einer der Reisigen, welche sie geleiteten, sahen, wie sie es zuweilen öffnete, und im Anschaun des Inhalts sichtbar ruhiger ward; denn sie wähnte nicht ganz von Hochstaden getrennt zu seyn, so lange sie die Rose bewahrte.

»Was mag darin seyn?« fragte der alte Knecht das Mädchen, während sie langsam hinter ihr her ritten.

»Diamanten genug,« entgegnete jene, „an denen sonst ihr Herz hing, jetzt achtet sie sie nicht mehr, als Ihr und ich den Staub zu unsern Füßen. Aber eine Rose liegt dabei, die Wunderkräfte haben muß, wenn ich die Wirkung bedenke, die sie bei ihr hervorbringt. Doch ist es nur eine gemei-

ne Rose, ich stand nicht fern als die Landgräfin Elisabeth sie pflückte, und dem Fräulein verehrte.«

»Habt Ihr nie gehört, wie die fromme Fürstin schon auf der Wartburg die Nahrungsmittel, die sie heimlich trug, in Blumen verwandelte, und wiederum die Blumen in Speise? Sie führt jetzt zu Marburg das Leben einer Heiligen, und wenn ihr Geschenk seltne Kräfte hat, mag das nicht das größte ihrer Wunder seyn?« sagte der Kriegsmann.

Sigismunda achtete weder auf diese Unterhaltungen ihrer Dienerschaft, noch auf den Weg, den sie zogen. An dem Ort ihrer Bestimmung angelangt, zeigte sie die qualvollste Unruhe, floh von den Zerstreuungen, in die man sie verflechten wollte, in die Einsamkeit, und aus der Einsamkeit, mit namenloser Angst zu den Menschen. Sie wanderte in der Nacht durch Zimmer und Gallerien, kein Schlaf schloß ihr Auge, ihre Haare hingen schmucklos um das blasse Gesicht, ihre Kleidung war ohne Sorgfalt angelegt, aber das kleine schwarze Kästchen hing an schwerer goldner Kette um ihren Nacken, und sie ließ es weder Tag noch Nacht von sich. Nur drei Tage war sie indessen unter der Pflege ihrer Gespielinnen gewesen, als sie eines Abends Brigitten fragte, ob sie ihr treu genug sey, eine Wallfahrt mit ihr anzutreten, von welcher sie Ruhe hoffe. »Ich habe große Sehnsucht nach der Landgräfin Elisabeth,« fuhr sie fort, »und denke meine Strafe wird bei ihr enden. Willst du mich in Pilgerkleidern nach Marburg begleiten?«

»Heilige Jungfrau, wie dürfte ich das!« erwiederte das Mädchen. »Der Graf, Euer Bruder, hat mir geboten ihm jeden Schritt, den Ihr thut, zu berichten. Wartet bis er

kommt, er wird Euch mit reisigem Zuge geleiten lassen, so Ihr nicht anders wollt.«

»Nicht also,« sagte Sigismunda, »als Pilgerin muß ich erscheinen, meine Füße müssen mich hintragen; bleibe denn, wenn dich mein Jammer nicht rührt, aber verbirg mein Geheimniß. Ich werde nicht unbegleitet gehen,« setzte sie zitternd hinzu, »doch deine Nähe würde mir wohlthun. Kann Lohn dich reizen, so nimm diesen Stein, du hast ihn oft in meine Locken geflochten, nimm ihn, er wird dein Glück machen.«

Brigitte nahm den blitzenden Stein, und versprach Alles, was das Fräulein begehrte. In rauhe Pilgerkleider gehüllt traten sie die Reise an, ehe die Bewohner des Schlosses erwacht waren. Sigismundens angstvolle Hast mehrte sich mit jeder Meile, es trieb sie ohne Ruhe vorwärts, obgleich ein Fieber in ihren Adern brannte, und sie den ungewohnten Anstrengungen fast erlag. In der letzten Herberge vor Marburg kam sie bis zum Tode erschöpft an. Brigitte bereitete ihr ein Lager und einen kühlenden Trank, und setzte sich zu ihr, ängstlich bemüht, sie zu einer kurzen Ruhe zu vermögen, während die Leidende, mit dem festen Willen der Verzweiflung, den kleinen Rest des Weges zurückzulegen begehrte. Das Gemach, welches man ihnen gegeben hatte, war geräumig, aber finster, in den düstern Winkeln, die das niedrige Dach bildete, lagen mancherlei Geräthschaften aufgethürmt, und bildeten seltsame Schatten, das schwache Licht der eisernen Lampe in der Mitte, vermochte nicht, sich bis dahin zu verbreiten, und ein leises Seufzen schien zuweilen dicht an Brigittens Ohr vorüber zu ziehen. Abergläubiger Schre-

cken bemächtigte sich des furchtsamen Mädchens, sie zitterte, und rückte näher an ihre Dame, die mit geschlossenen Augen lag; sie bereute schmerzlich ihr gefolgt zu seyn, selbst der Diamant, den sie in eine Falte ihres Kleides eingenäht hatte, und jetzt zu ihrem Troste durch seine Hülle fühlte, konnte ihr, für so schreckliche Augenblicke, keinen Ersatz geben. Da erhob Sigismunda ihre blasse matte Gestalt, ihre Augen sahen mit Entsetzen starr in die leere Finsterniß, und ihre Hand faßte Brigittens Hand. »Wir müssen fort!« rief sie aus, »so nahe waren sie mir noch nie! Siehst du sie auch, Brigitte?«

»Ich sehe nichts, aber ich bin halb todt vor Angst,« sagte das Mädchen. »Heilige Jungfrau beschütze mich, wenn ich es sehe, bin ich des Todes!« —

»Clermont und Holland!« fuhr Sigismunda fort, »die Beiden, die alle meine Schritte begleiten. Dort, — dort! Siehst du sie? — Glückliche, du siehst sie nicht, du hast sie nicht getödtet. — O verlaßt mich, verschwindet nur auf Stunden, nur auf Augenblicke!«

Kalter Schauer goß sich durch Brigittens Gebein, sie zog ihre Rechte aus Sigismundens Hand, und rückte weit von dem Lager. Ohne Mitleid sahe sie, wie die Arme zurückfiel, und ein Schlaf, der mehr Ohnmacht als Ruhe war, nach und nach auf sie herabsank. Das einsame Mädchen ergrif den Rosenkranz, ihre bebenden Hände rollten die Kügelchen, ihre Lippen murmelten ein Gebet, das jedoch die Furcht nicht bezwang. Das leise Stöhnen in ihrer Nähe begann wieder, und setzte ihre Einbildungskraft in Flammen, sie glaubte nun selbst, hinter einer Säule, die dem Dache zur Stütze

diente, Sigismundens furchtbare Verfolger lauschen zu sehen; es schien ihr mehr als menschliches Beginnen, bei einer Gebieterin auszuharren, die von solchen Schrecknissen umlagert war. Leise stahl sie sich zur Thür hinaus, schlich, ohne umzuschauen die Treppe herunter, und trat in die erleuchtete Gaststube. Hier, von dem lärmenden Geschrei zechender Männer empfangen, gesellte sie sich zu der Wirthin hinter den Herd, ihre Blicke an den Bildern regen Lebens weidend, die alle Furcht verbannten, und nachdem versteckte Fragen sie belehrt hatten wie neben Sigismundens Kammer ein kranker Knabe liege, der jeden Tag von der Landgräfin, oder einer ihrer Frauen besucht werde, erklärte sie sich die Klagetöne genugsam, um wieder zu einiger Ruhe zu gelangen. Die Gegenwart der Menschen, das helle Licht, das Gespräch mit der geschwätzigen Wirthin, gaben dem Schlage ihres Herzens in kurzem seinen gemäßigten Takt wieder, sie fing an, die Ermüdung einer langen Tagreise zu fühlen, das Gelächter der Trinkenden scholl verworrener in ihr Ohr, sie lehnte den Kopf an die Wand, und entschlief. — Als Brigitte erwachte, war es fast Morgen, die nächtlichen Bilder waren weggewischt, und sie erinnerte sich ihrer Pflicht gegen die verlaßne Sigismunda. Eilig zu ihr zurückkehrend, tritt sie in das Gemach, schleicht ans Lager, und findet es leer — ihr Geschrei erweckt das Haus, man sucht nahe und entfernter, ohne die Verlorne zu finden. So verfließt der Morgen, um Mittag tritt Brigitte den Weg nach Marburg an, um in der Wohnung der Landgräfin nach ihrem Fräulein zu forschen. Eine alte ehrwürdige Frau nimmt sie gütig auf, aber von der Verschwundenen findet sich keine Spur. — Jetzt

wandte Brigitte alles an, den lauten Vorwurf ihres Gewissens zu betäuben; in diesem Bemühen ging der letzte Schatten von Treue für ihre Herrin unter. Sie vergrößerte ihr Vergehen, zweifelte, daß ihr jemals wieder Ruhe geworden wäre, und fand nichts glücklicher für sie, als wenn der Bach neben der Herberge — wie die Wirthin andeutete — in der Dunkelheit ihr Grab geworden wäre. Mit solchen Gedanken ließ sie die Stadt eilig hinter sich, fest entschlossen, die Ravensburg nicht wieder zu sehen, und einen Theil ihres Reichthums zu Seelmessen für das Fräulein anzuwenden.

An demselben Tage erwartete Gisela einen lieben Besuch, die Kinder der Landgräfin. Sie beobachtete ihre Fürstin mit dem Auge der Liebe, es konnte ihr nicht verborgen bleiben, daß die Uebung, fast übermenschlicher Strenge gegen sich selbst, ihr Leben bedrohte. Elisabeths Nächte vergingen jetzt meist ohne Schlaf, in anhaltenden Gebeten, die sie nur durch harte Geißelungen unterbrach, die Tage widmete sie den Kranken, ohne Ansteckung, Ermüdung, und eigne Schwäche zu scheuen. Ihr Gesicht ward mit jeder Woche bläßer, ihre Gestalt feiner, ihre Stimme leiser, aber eine stille Heiterkeit schimmerte in den Augen, und verbreitete sich über alle ihre Züge, wenn der Schlaf sie in ihren Lehnstuhl beschlich. Gisela ließ dann die Spindel in den Schooß sinken, faltete die Hände, und sah sie mit der Ahnung an: sie werde sie nun nicht lange mehr sehen. Sie kämpfte immer mit dem Wunsche, das sinkende Leben aufzurichten; ihre tiefe Gottesfurcht entbehrte jenen hohen schwärmerischen Schwung, der Elisabeth auf seinen Flügeln zum Himmel trug, sie konnte noch über Erdenschmerzen weinen, und weinte heiße Thrä-

nen über die hinwelkende Jugend ihrer Frau. Deshalb hatte sie vor einiger Zeit eine Botschaft an Elisabeths Vater, den König von Ungarn abgesandt, um ihm das harte Leben seiner Tochter zu schildern, und deshalb ergingen ihre Bitten an die Aebtissin von Kitzingen, und den Bischof von Bamberg, der frommen Mutter ihre Kinder zuzusenden, damit einmal eine Freude in ihr düstres Daseyn herein scheinen möge. Wie sie nun den Tag der Ankunft wußte, und die Landgräfin früh aus ihrem Gemach trat, küßte Gisela ihre Hand, und berichtete schüchtern was sie gethan hatte, und wie heute noch, der Prinz und die jungen Fräulein das Haus beleben würden. Elisabeth lächelte ihr gütig zu, und schien keinen ihrer gewöhnlichen Zweifel zu hegen, ja sie äußerte, es werde ihr wohl jetzt vergönnt seyn, sich an dem Anblick ihrer Kinder zu laben, der zarten Pflanzen, deren Eine vielleicht früh im Garten Gottes blühen werde. — Wie immer ging sie dann ins Hospital, und die Mittagszeit war längst vorüber, als sie zu ihrem ärmlichen Mahl, und ihrer rauhen Spinnerei zurückkehrte. Der Tag war ungewöhnlich heiß, die ermattete Natur forderte einen Zoll von dem hochgesinnten angespannten Geiste. Elisabeths Hände ließen den Faden los, ihr Auge schloß sich, ohne daß sie den Uebergang vom Wachen zum Schlummer wahrnahm. Ihre alte Dienerin freute sich der süßen Ruhe, mied jedes Geräusch, und schlich auf den Zehen zum Fenster, die Lichtstreifen zu bedecken, die die niedersinkende Sonne hereinschickte. Als aber ein halbes Stündchen verstrichen war, nahm sie behutsam Schleier und Mantel, nebst einem Kästchen mit Kräutern, denn sie wollte den kranken Knaben in der Herberge besuchen, und gern

bald zurück seyn, da die jungen Herrschaften jeden Augenblick kommen konnten.

»Geh nicht ohne mich, Gisela,« sagte die Landgräfin sich ermunternd, »ich soll unverzüglich den Weg antreten, und bin bereit.«

»Bleibet heute daheim,« bat die alte Frau. »Ihr seyd sehr erschöpft, und ich verstehe den wunden Fuß zu behandeln. Ehe die Dämmerung einbricht bin ich wieder hier, indessen genießt Ihr einmal eine Freude, denn Eure Kinder können nicht lange mehr säumen.«

»Gott verhüte, daß ich deshalb bliebe,« rief Elisabeth. »Wenn meiner Augen Lust, und meines Herzens Verlangen die bessere Stimme zum Schweigen brächte, wäre mein Ewiges in Gefahr! ich soll mit dir hinaus gehen, ich soll den Weg durch den dichtesten Wald nehmen, und an der alten Eiche, bei dem Marienbilde, beten. Der es geboten hat, hat mich noch immer gut geführt.«

Gisela widersprach nicht länger, sie gingen eilig die Straße hinab, in die freie, herrlich beleuchtete Landschaft. Ein Wald, dessen Stämme nun längst gefallen sind, Staub, wie die Menschen, die sich seines Schattens freuten, nahm sie unfern der Stadt in seine Dunkelheit auf. Elisabeth schritt rüstig einen dicht verwachsenen Weg, bis zu dem Baume, unter dessen weit schattenden Aesten ein steinernes Muttergottesbild stand, der Ort, den sie zu ihrer Abendandacht gewählt hatte. Sie betete lange und inbrünstig, auch Gisela hatte sich niedergeworfen; als sie wieder aufschauten, war das Bild — vorher düster und grau — von einem hellen Blick der glühenden Sonne erleuchtet. Erhoben von diesem

Gnadenzeichen, richtete die Landgräfin sich auf, weiter zu gehen, siehe, da lag im niedern Gebüsch, wenig Schritte von dem Steinbilde, ein weiblicher Körper, dem Anscheine nach ohne Leben. Während die frommen Frauen Hand anlegten, vielleicht einige Hülfe zu gewähren, warf Elisabeth einen dankenden Blick gen Himmel, den Gisela wohl verstand, denn es wollte ihr oft dünken, als führe eine höhere Hand die anspruchlose Dulderin gewöhnlich dahin, wo ein gutes Werk, eine fromme Pflicht sie erwartete. Auch fand sich, nachdem sie die Leblose näher betrachtet hatten, ein schwacher Pulsschlag, so schwach und unterbrochen, daß die Landgräfin zitterte, ihn im nächsten Augenblick still stehen zu sehn.

»Warum habe ich doch nichts zur Stärkung!« rief sie aus. »Der sterbliche Verstand ist zu dunkel die Weisungen der höchsten Güte zu verstehen. Laß uns mit deinen Salben ihre Schläfe reiben, ob vielleicht das Leben erwacht. Ein Tropfen Wasser würde mehr thun, doch hier ist ringsum kein Quell; denn das Gras zu unseren Füßen schmachtet nach Labung in der Dürre.«

Gisela wandte indessen ihre Mittel vergebens an, und that den Vorschlag, nach der Herberge zu eilen, um Hülfe zu schaffen. Elisabeth gab ihr Beifall. »Gott gebe deinen Füßen Flügel,« sagte sie, »denn ich fürchte, ihre Lampe erlischt, ehe du wiederkehrst. Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, so sah ich diese geschlossenen Augen einstmals heiter glänzen, und das blasse Gesicht von Jugendlust schimmern. O wie ist alles ein Hauch und ein Rauch auf der neblichen Erde!«

Gisela war während dieser Bemerkung schon hinweg geeilt, die Landgräfin blieb allein bei der unglücklichen Sigismunda. Sie hielt in ihren Armen das sterbende Haupt, dessen Züge sich mehr und mehr verdüsterten, und in dem abendlichen Schatten des Waldes immer starrer und lebloser schienen. Minuten wurden der einsamen Fürstin zu Stunden, sie stand mehr als einmal auf, an einer lichtern Stelle, ihren Helfern entgegen zu blicken, doch diese konnten noch nicht kommen. — Vater! sagte sie leise, es muß Dein Wille seyn, daß dies junge Leben ohne geistlichen Trost scheidet! Ein wenig Wasser könnte sie beleben, ein Tröpfchen aus der Fülle Deines Vorraths, wenn es die Adern dieser kargen Erde durchbräche! —

Ein Geräusch traf ihr Ohr, sie wähnte die Schritte der Kommenden zu hören, sie drang tiefer ins Gebüsch, bis ein großer Vogel vor ihr aufflatterte; er war es gewesen, der sie verlockt hatte. Aber wie sie nun die Augen von der Eiche, auf welcher er sich wiegte, nieder senkte, ward sie ein frisches Brünnlein gewahr, das sie hier noch nimmer gesehen hatte. Es trägt noch ietzt ihren Namen, und seine Entdeckung ist eins der vielen Wunder, denen sie ihre Heiligsprechung dankt.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, beschloß die Landgräfin das schwere Beginnen, den starren Körper Sigismundens zu der Quelle zu tragen. Es waren nur wenig Schritte, doch blieb es ein Riesenwerk, der starke Wille mußte hier allein Kraft geben. Als es vollbracht war, schien es vergebens, und der Tod Sieger über das kämpfende Leben zu seyn. Elisabeth flößte den dürren Lippen die klaren Perlen

des Quells ein, und wusch unter heißen Gebeten die geschlossenen Augen. Sie hob den Blick zum Himmel, Thränen mischten sich mit der kühlen Fluth. Herr mein Gott! seufzte sie, mit den Worten des Propheten: laß die Seele dieses Kindes wieder zu ihm kommen! Und immer wiederholend bot sie Sigismunden den stärkenden Trank, und die Lippen der Ohnmächtigen regten sich ihn einzusaugen, ihr Herz fing wieder an zu schlagen, und der stockende Puls hob sich, unter den prüfenden Fingern der heilkundigen Fürstin. Wie Gisela mehr Hülfe brachte, verstärkte sich die Hoffnung; zwei Männer, die mit ihr kamen, trugen Sigismunden nach Marburg ins Hospital, und die Landgräfin durchwachte die Nacht an ihrem Bette, nachdem sie ihren Kindern nur einen Augenblick geschenkt hatte.

Lange schwebte Sigismunda zwischen Tod und Leben, sie zeigte kein Bewußtseyn, aber die namenlose Unruhe, die sie in jener Nacht aus der Herberge getrieben hatte, war von ihr gewichen. Still lag sie in den Banden der Krankheit, wie eine verwelkte Blume, die ihre Schönheit der Luft und der Erde wieder gibt, ohne es zu fühlen. Endlich wich das zerstörende Fieber, der Nebel wich von ihren Sinnen, sie sah sich zuerst mit Bewußtseyn in dem kleinen gewölbten Zimmer um, wo sie lag. Sie sind nicht mehr bei mir, flüsterte sie — sie sind verschwunden! Heilige Ursula habe Dank, ich bin wieder allein!

»Ihr seyd nicht allein,« sagte Gisela, »schaut zur Seite, Ihr werdet eine wohlbekannte Gestalt sehen.« Sigismundens Blick fiel jetzt auf die Landgräfin, sie hob die Hände hoch empor, und schmiegte sich an das rauhe Gewand der

hohen Frau, als wolle sie sie nicht wieder lassen. Von nun an wandte sich ihre Seele mit unaussprechlicher Liebe ihrer Retterin zu; mit dem festen Glauben, die Nähe der Heiligen habe jene irrenden Geister gebannt, vermählte sich die Sehnsucht, in ihren Schooß das Bekenntniß ihres Leichtsinns, ihrer Schuld, niederzulegen. Ehe sie daher die kleine Zelle verlassen konnte, empfing Elisabeth ihre Beichte, und die Reine sprach ein mildes Urtheil aus, so fremd ihr immer das Vergehen seyn mochte. Sie ermuthigte Sigismunden, indem sie sie glücklich pries, aus den Armen der Weltlust, in den Hafen des Unglücks gerettet, und durch eine große Schuld niedergebeugt zu seyn. Eben so mild willigte sie in die Bitte des Fräuleins, ungetrennt in ihrer Nähe bleiben, alle ihre früheren Verbindungen vergessen zu dürfen, als wäre sie wirklich in jenem Walde einsam gestorben. Aber für die Liebe, die noch laut und schmerzlich in ihrer Brust lebte, hatte Elisabeth keinen Trost. Sie kannte nur Entsagung, Verleugnung, die Hoffnung war für sie nur jenseits des Grabes heimisch, und der Verlust ein Triumph des Ewigen. Die Thränen, die dem verlornen Glücke galten, mußte die Arme einsam weinen, und sie flossen reichlicher, seit sie von jenen Schrecknissen befreit, die liebe Gestalt ihres Jugendfreundes wieder in ihrer Seele fand.

Sigismunda legte nun ein Kleid an, wie die Landgräfin und Gisela es trugen, und begleitete Beide auf ihren wohlthätigen Wegen. Aber Schauer und Entsetzen machten der üppig erzogenen Jungfrau die Wartung der Kranken zur schweren Büßung, während Gewohnheit Giselas Muth stärkte, und Elisabeth sich mit begeisterter Freude den härtesten Mühen

unterzog. — »Was entsetzt Euch?« fragte sie lächelnd, wenn Sigismundens Gesicht Mitleid und Angst zeigte, »der Aussatz und die Krankheit des Körpers ist nichts, eine kranke Seele verunziert die schönste Hülle. Wohl den Elenden, sie werden überschwenglich getröstet werden.“ — Gisela trat dann unbemerkt hinzu, nahm Sigismunden mitleidig die Pflege der schwersten Kranken ab, und wieß sie zu den leichter Befallenen, oder Genesenden. Sie suchte mit mütterlicher Freundlichkeit den Schmerz und die finstere Buße des armen Mädchens zu lindern, wohl erkennend: daß hier ein Kampf, mit menschlichem Wunsch nach Wohlseyn, statt fand, der Elisabeths Weg zum Himmel nicht aufhielt. Sie brachte die Kinder in des Fräuleins unmittelbare Aufsicht, um durch ihre unschuldige Fröhlichkeit ihr Herz zu trösten, und wußte nach und nach ihren Mund zu öffnen, daß die Freuden und Leiden der Vergangenheit aus dem Dunkel hervorgingen. So stand Sigismunda zwischen zwei Engeln, deren Einer zum Himmel wieß, während der Andere die rauhe Erdenbahn mit milder Hand ebnete. Ihre Seele gewann einen Theil ihres Friedens wieder, ja einen Frieden den sie früher nicht gekannt hatte, aber, es würde unnatürlich seyn, zu glauben, daß keine Sehnsucht nach verlornem Liebesglück, kein Rückblick auf die glanzvollen Stunden, die dahin waren, ihn getrübt hätte. Wenn sie das Kästchen aufthat, in welchem die Rose lag, fiel wohl auch ihr Auge auf die Steine, mit welchen sie sich einst schmückte, und ein Seufzer entfloh ihrer Brust, wenn der kleine stählerne Spiegel im Deckel ihr das Bild zeigte, das sonst von manchem Liede gepriesen ward, dessen Schönheit auf manchem Turnier zum Wettkampf begeisterte.

Jetzt kannte sie es selbst nicht mehr. Die blonden Locken waren verschwunden, und das Feuer der Augen ausgelöscht, kein Roth schmückte das blasse gramvolle Gesicht, der lachende Zug des Mundes hatte einem schmerzlichen Platz gemacht. Sie bedeckte die Augen und weinte, und schalt sich ob der Thränen, weil sie dem Vergänglichen flossen. Aber öfter sah sie nur die Rose an, dachte der Stunde, wo sie im Herbergsgarten an Herolds Seite stand, und die Gewißheit wechselseitiger Liebe und Treue an die Blume knüpfte. So konnte sie unbeweglich vor dem Kästchen sitzen, sich grämen, sich anklagen, und eine Hoffnung nähren, deren Quelle sie nicht kannte.

»Wirst Du immer weinen, Sigismunda?« sagte die Landgräfin eines Tages, als sie sie so fand. »Kennt Ihr die Rose, edle Frau?« erwiederte Sigismunda, »ich nahm sie einstmals aus Eurer Hand. Damals blüheten meine Hoffnungen wie sie, nun sind sie auf ewig hin. Was verwelkt ist, kann niemals wieder blühen!«

»Der Himmel zürnt nicht ewig,« antwortete Elisabeth, »ist Dein Glaube so schwach? Wisse, selbst diese Rose kann wieder erblühen, wenn ihr neues Leben eine zweifelnde Seele erheben soll. Nichts ist unmöglich, aber die Demuth heischt kein Wunder.«

Der Tag war wie alle andern vergangen, am Abend begab sich die Landgräfin in ihr einsames Gemach, und Sigismunda brachte die Prinzessinnen zur Ruhe, während Gisela ein Gebet las. Die kleine Sophie schlief bald ein, Gertraut hingegen blieb ungewöhnlich lange wach, und sah mit ihren hellen Augen Sigismundens Bewegungen zu, die sich entkleidete, und dann noch einen Blick in ihr Kästchen warf. —

Ein Schauer der Wonne durchbebte sie, die Rose blühte in üppiger Pracht, ihre grünen Blätter, vorher trocken und zusammengeschmiegt, verhüllten die Diamanten.

»Gisela! unsere Frau ist eine Heilige!« rief sie aus. »Vor ihr ist der Tod gewichen, und die Geister sind in ihr Grab zurückgekehrt; vor ihrem Gebet that sich die Erde auf, um Segen zu spenden; auf ihr Wort kleidet sich die verwelkte Blume in frischen Purpur. O es gibt nichts mehr, was ich nicht hoffen möchte, seit ich dieses Wunder sah. Das Verlorne kann wieder erscheinen, und die Liebe hat weder Anfang noch Ende!«

Gisela betrachtete die Rose voll Erstaunen, Sigismunda wagte nicht sie zu berühren. Sie genoß eines augenblicklichen Entzückens, das ihr die Lebhaftigkeit ihrer glücklichen Tage zurückbrachte, und der alten Frau eine schwache Ahnung von dem Zauber gab, den ihre Fröhlichkeit einst gehabt haben mußte. Es war schon tief in der Nacht, als Gisela einschlief, das Fräulein wachte noch wie der Morgen graute, und schlief länger als gewöhnlich; deshalb übernahm ihre alte Freundin den Dienst bei den Prinzessinnen. Freundlich lächelnd sahe Gertraut sie an, wie sie ihr die Haare in das schwarze Häubchen strich, und ein goldenes Kreuz, das letzte Stück des Anzugs, um den Hals band. »Höre Gisela,« hob sie flüsternd an, »ich will Dir gestehen, daß ich gestern die rothe Rose, statt der verwelkten, in des armen Fräuleins Schmuckkästchen gelegt habe. Ich wollte nicht lügen, sondern Alles gleich bekennen, wenn sie fragte, aber sie freut sich so sehr über das Wunder! Hast Du gesehen, wie glücklich sie aussehen kann? Ich denke sie würde wieder sehr traurig werden, wenn

sie wüßte, ein Kind hätte das Wunder gethan. — Muß ich es entdecken?«

»Eine schwere Frage, mein Kind,« antwortete die Alte. »Wahrheit geht über Alles, im Greises- und Kindesmunde. Doch wäre es vielleicht diesmal erlaubt zu schweigen, denn hat Euer gutmüthiger Einfall so wohlthätig auf ein krankes Herz gewirkt, so ist das ja in Wahrheit ein Wunder. Seit sie bei uns ist hat sie nicht so ruhig geschlafen.« —

Sigismunda erwachte mit dem heitern Nachgefühl eines beglückenden Traums, den sie nicht zurückrufen konnte, aber seinen Einfluß genoß, wie man die linde Wärme eines schon erloschenen Feuers noch genießt, oder den Ton einer fernen Musik, die der Wind in geheimnißvollen Klängen mit sich hinführt. — Es ward ihr heute Alles leichter, ihre Hand war noch sanfter als sonst, indem sie Wunden verband, ihre Stimme noch weicher, indem sie tröstete, und ihr Trost glaubensvoller. Zwar sank diese schöne Aufregung nach menschlicher Schwäche wieder, denn die Wärme des Feuers verglüht, und die Klänge wehen vorüber, doch ward sie gewahr, daß von dem reichen Schatz des Frohsinns, mit welchem die Natur sie begabte, noch einige Fünkchen in ihrer Seele schliefen, die nun das stille Leben aufopfernder Pflichterfüllung erhellten, während die Flamme, zu welcher sie früher gehörten, ihr Glück zerstört hatte. Liebe und Verehrung fesselte sie an die Landgräfin, kindliches Vertrauen an Gisela, sie selbst gewann die jungen Herzen der Kinder immer mehr, denn schon in der Ravensburg fanden diese Wohlgefallen an der Erscheinung des schönen freundlichen Mädchens, und hatten sie nimmer vergessen. Deswegen war der Abschied herbe, wie

die Klosterboten von Kitzingen ankamen, die Fräulein zurückzuführen, und bald nachher auch der junge Herrmann schied. Elisabeth, eifersüchtig auf jedes Gefühl, das von der Erde stammte, wollte sich nicht länger die Nähe der geliebten Kinder vergönnen. Sie schloß sie, Eins nach dem Andern, an die Brust, und legte segnende Hände auf ihre Scheitel, aber Herrmann und Gertraut entließ sie freudiger als Sophien; sie zog diese noch einmal an sich, nachdem das Lebewohl schon ausgesprochen war, und aus ihrem klaren Auge fiel eine Thräne auf das goldne Haar des Kindes. »Jene werd' ich früher wiedersehen,« sagte sie zu Gisela, »Sophie bleibt am längsten hier, in dem Thale des Todes und der Gefahr.« —

An einem rauhen Wintertage stiegen zwei stattliche Herren, mit großem Gefolge, vor der Thür des vornehmsten Herberghauses ab, und nachdem sie einige Stunden, von dem Ritt in Wind und Schneegestöber, geruhet hatten, begehrten sie einen Führer zu der Landgräfin. Es war der Eine ein freundlicher Greis, in scharzen Sammet zierlich gekleidet, und mit Gnadenketten reich geschmückt, der Andere ein junger Ritter, halb gerüstet, mit Helm und Federbusch; kostbar gekleidete Diener hielten sich in einer kleinen Entfernung hinter Beiden. Wie sie durch die Stadt gingen, folgten ihnen die Augen der Bürger, wer ihnen begegnete zog Hut oder Mütze ehrerbietig ab, lauschte auch wohl von Weitem, bis der Zug vor der einfachen Wohnung Elisabeths ankam. Die Züge des heitern Greises trübten sich indessen, je mehr er von den Umgebungen der Fürstin erkannte: die Schmucklosigkeit ihres Hauses, die Aermlichkeit des Geräthes schien ihm weh zu thun, er blickte in dem leeren hohen Gemach, welches eine Diene-

rin ihm öffnete, finster umher, und fragte seinen Begleiter: ob es möglich sey, in solchen ärmlichen Wänden, bei solchem Mangel, eine Königstochter zu suchen! Nur diese wenigen Worte konnten sein Gefühl ausdrücken, denn hier durfte man nicht, wie an glänzenderen Höfen, lange im Vorzimmer harren, eine Nebenthür ging auf, und Gisela begrüßte die Fremden, bescheiden nach ihren Namen forschend.

»Heilige Jungfrau! Graf Panyas, seyd Ihr es?« rief sie freudig erstaunt. »O, Euer Angesicht bringt das Gedächtniß besserer Tage mit. Verzeiht, ich habe lange nicht vor Freude geweint.«

»Eure Botschaft, Frau von Tresbach, führt uns her,« sagte der Graf. »König Andreas ladet seine Tochter durch unsern Mund ein, ins Vaterhaus zurück zu kehren. — Ich erstaune, edle Frau, ob der unwürdigen Umgebung der Landgräfin; Ihr habt geglaubt uns darauf vorzubereiten, aber wahrlich, nicht also habe ich mir es gedacht.«

»O, was Ihr seht ist nichts!« antwortete Gisela mit ausbrechenden Thränen, »möchte sie in finstern Mauern wohnen, den kleinsten Reiz der Kunst, allen Glanz ihres hohen Standes verschmähen; aber sie gräbt ihr Grab mit jeder Stunde tiefer, ich sehe sie der Erde entschweben, möchte sie halten, und möchte es auch nicht. Ihre Speise würde kaum ein Vöglein nähren; wenn alle Creaturen der Schlaf erquickt, betet sie, und zwingt die hinfällige Natur, durch Schmerzen zur Wachsamkeit. Sie selbst hat keine Sünden zu büßen, so büßt sie die Schuld der Unglücklichen, der aus dem Schooß der Kirche Verirrten; sie selbst gönnt sich keine Erholung, aber fremde Schmerzen erleichtert ihre zarte

Hand, und weil der Geist übermenschlichen Willen hat, fühlt das Fleisch seine Schwäche nicht.«

»Es soll anders werden, Frau von Tresbach,« sagte der Graf. »Alle Anstalten sind getroffen, wir geleiten Euch nach Ungarn, wo nichts ihre Frömmigkeit beunruhigen, aber Umgang und Gewohnheit ihre hochgespannte Einbildungskraft zur Erde niederziehen wird. Ich bin ein guter Christ, edle Frau, aber ich meine, Gott will nicht, daß sein Geschöpf die unschuldigen Freuden dieser Welt verwerfe. Kann ich sie sehen?«

»Sie erwartet Euch,« antwortete Gisela. »Ach, Graf, Ihr kennt sie nicht mehr. Sie war dreizehn Jahr alt, als Ihr sie zuletzt sahet. Damals brachtet Ihr die Geschenke und den Glückwunsch zu ihrer Vermählung! Damals glänzten die Zimmer der Wartburg, und ich schmückte die Königstochter zur Trauung. Geht hinein, und seht, was wenige Jahre gewandelt haben.« —

Gisela öffnete die Thür, und die Gesandten traten über die Schwelle, während sie ihrer Gebieterin den Namen des Grafen nannte. Es war ein großes Zimmer, mit spitzigen schmalen Fenstern, an den Wänden zeigte sich dunkles Schnitzwerk, Bilder von Heiligen und Märtyrern. Im Hintergrunde war ein Altar, dessen reicher Umhang von den strohgedeckten plumpen Stühlen und Tischen, deren sich die Bewohner bedienten, seltsam abstach. Zwei große Kerzen brannten hier, ein schlichtes Marienbild erhellend, das winterliche Tageslicht stritt mit ihnen um die Herrschaft. In der Mitte des Gemachs saß Elisabeth bei ihrem Gespinnst. Ihr dunkles grobes Kleid war nach Art eines geistlichen Ordensgewandes geschnitten, an ihrem Gürtel hing eine Büchse, in welcher sie die ei-

fernen Kettchen zur Geißelung trug, um ihr Gesicht schloß sich eine Kappe von demselben Stoffe, wie ihr Kleid. Weiter entfernt in der Tiefe des Fensters, war Sigismunda am Webstuhl beschäftigt, ihr Anzug glich genau dem der Landgräfin. Als die Herren eintraten, stand Elisabeth auf, und ging ihnen mit Würde entgegen; hier wo nichts Königliches war, ging ein Schimmer der Hoheit von ihr selbst aus, und adelte ihre geringe Umgebung. Graf Panyas und sein Begleiter wollten sich auf die Knie niederlassen, sie wehrte ihnen sanft. —

»Beugt Eure Knie nicht vor dem Staube,« sagte sie, »mein theurer Landsmann! Eure ehrwürdigen Züge sind mir noch ganz gegenwärtig, wenn gleich Ihr mich nicht mehr erkennen mögt. Da ich in meinem dritten Jahre aus Ungarn schied, und sehr weinte, den Arm meiner Wärterin zu verlassen, nahmt Ihr mich auf den Euren, und tröstetet mich mit Liebkosungen und Geschenken, denn der arme Mensch wird durch die Sinne beherrscht, von der Wiege bis ins Grab. Dann sah ich Euch in Thüringen wieder, an dem Tage, der ein irdisches Band knüpfte, das sich droben zum himmlischen verklären wird. Auch Euer Begleiter ist mir nicht fremd, er steht vor mir, wie ein liebes Traumgesicht. Einst, als meine Seele allen Trost entbehrte, und eine öde Dürre, von der Glut weltlicher Sorgen erzeugt, mich niederdrückte, sprach sein Mund von hohen christlichen Thaten, und göttlicher Begeisterung, und mein Herz ward frisch, wie ein Baum am Wasser gepflanzt, und am Bache gewurzelt.«

»Wohl mir, gnädigste Frau, daß Ihr meiner noch gedenkt,« antwortete der junge Ritter. »Ich war stolz darauf von Eurem hohen Vater, dem Grafen meinem Ohm zuge-

fellt zu werden, um Euch zu dienen. Ist dieses schöne Geschäft vollbracht, dann denke ich in den Orden der deutschen Ritter zu treten, und bei ihren rühmlichen Kämpfen mein Leben zu lassen.«

»Gott segne diesen Entschluß,« sagte Elisabeth. »Die Kämpfer des Herrn werden einst herrlich glänzen, der Lobgesang der erretteten Seelen wird ein Strom von Harmonien seyn, und jeder Tropfen vergossenen Blutes ein Licht in ihrer Krone! — Aber wir sind noch hier im Dunkel, wir dürfen den sehnenden Blick nicht zu jener Herrlichkeit wenden. Lieber Graf, was gebietet der König, mein theurer Vater!« —

»König Andreas befahl mir, Euch seinen väterlichen Gruß zu bringen,« erwiederte Graf Panyas, »und sein Begehren, es möge Euch gefallen nach Ungarn zurückzukehren, sintemal das Thüringerland nun keine Bande mehr habe Euch zu halten; Eure fürstlichen Kinder ausgenommen, die wir auf sein Geheiß, eben so feierlich als Euch selbst einladen. Alles ist bereit, uns begleiten Reisige und Diener; Reisegeräth, dem hohen Range unsers Königs gemäß, wird in wenig Tagen hier eintreffen. Genehmigt dann den Wunsch seiner Hoheit, Eures Herrn Vaters, und unsere demüthige Bitte, und bestimmt selbst Tag und Stunde, um Marburg zu verlassen.«

»Ich danke dem König, meinem lieben Vater, mit Thränen,« sagte Elisabeth, »ich danke auch Euch Herr Graf, und Euch Herold von Hochstaden! Aber ich kann nicht mit Euch ziehen; hier will ich bleiben, und das himmlische Reich erwarten. Es winkt mir ein Zion, wo die Strahlen irdischer Liebe sich zu einem reinen Feuer sammeln werden, das nicht

mehr vom Erdenstoffe genährt wird. Dort werden wir alle der Anschauung dessen genießen, was wir im Staube nur ahnen!«

Der Graf wollte Bitten und Vorstellungen erneuern, aber Elisabeth gebot ihm freundlich Stillschweigen; fragte dann viel nach ihrem Vater, und mit großer Huld nach Pannyas Kindern und Enkeln. Wie die Herren sich endlich beurlaubten, und um eine Abschiedsaudienz ansuchten, gewährte sie sie mild lächelnd, bestimmte die Stunde, und verhieß ein Andenken bereit zu halten, das den König an seine Tochter erinnern möge. Der alte Graf küßte stumm ihre Hand, Thränen rollten in seinen grauen Bart, Thränen sah er in Gisela's Augen. Er ging, ohne nur ein Wort über die verschwundene Hoffnung zu sprechen, an seines Begleiters Seite den Weg zurück, nicht beachtend, wie auch in diesem vergangene Schmerzen erwacht waren.

Elisabeth hatte indessen die weinende Gisela umfaßt; sie sagte nichts, aber es war der alten Frau, als lese sie liebevollen Dank in ihren Augen, und Abbitte, daß sie ihr weh thun mußte. Sigismundens Kopf lag auf dem Webestuhl, was die Andern empfanden verglich sich nicht mit ihren Gefühlen. Sie hatte ihn wiedergesehen! Der größte Wunsch ihres Herzens war erfüllt. Um seinen Helm schlang sich noch das Band, das Zeichen der Liebe. Alles was sie noch gehofft hatte, was das neue Erblühen ihrer Rose ihr deuten sollte, hatte das Schicksal gewährt. Ihn zu besitzen fühlte sie sich unwerth, die Hoffnungen auf Liebesglück mußte sie den Todten opfern, ein heiliges, wenn gleich unausgesprochenes Gelübde band sie, sich dem strengen Loose zu weihen, das sie jetzt mit Elisa-

beth theilte. Aber ein Stern schimmerte noch, an welchem das müdegeweinte Auge sehnend hing. Möchte er wissen, wie sehr er geliebt war! möchte er milder die Unglückliche richten, die sich selbst verdammte, möchte er sie, auf dem frommen Wege, den er gewählt hat, als eine reuige Todte betrauern!

Der Abend kam heran, mit ihm die Stunde, wo die Gesandten wieder erscheinen sollten. Gisela empfing sie im Vorzimmer, wo ein einfacher Imbiß, und ein Abschiedstrunk ihrer wartete. »Wir werden sie also nicht mehr sehen!« sagte Panyas ahnend.

»Sie wünscht Euch Heil und Segen,« erwiederte Gisela, »es ist die Stunde ihres Gebets. Hier diese Reliquie sendet sie dem Könige, sie hat bis heute auf ihrer Brust geruht. Auch für Euch empfing ich ein frommes Andenken, Kostbarkeiten hat sie nicht zu spenden. Ach Graf Panyas, unsere Hoffnungen waren eitel.«

»Bei der Hand meines Vaters, Frau Gisela,« sagte der Graf, »ich habe die Hoffnungen vergessen, mit welchen ich kam. Wenn man sie sieht, kann man nicht für sie wünschen, wie für andere Menschen, sie hat meine Seele umgewandelt. Ich denke, liebe Frau von Tresbach, wir haben Unrecht, über die Bedürfnisse der Seelen nach unseren Gedanken zu urteln, und ich schäme mich, daß ich es that; ich schäme mich, daß ich über diese kahlen Wände und armen Geräthschaften trauern konnte!« — »Solchen Eindruck macht ihre Erscheinung auf Jeglichen, der in ihre Nähe kommt,« sagte Herold. „Ich werde nie die Stunde vergessen, wo ich sie in Ambrosius Zelle fand, noch ihre Andacht am Grabe des Gemahls. Als bald

nachher ein Weh mich betraf, das mir fast zu groß schien, habe ich mich an ihrer Kraft aufgerichtet, an ihrer Ergebung erbaut. Aber ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke, der Mann glaube nicht mehr zu vermögen als das schwache Weib. David überwand Goliath, und Elisabeth beherrschte den Schmerz, dem ich schier erlag.« —

Sie sprachen noch mancherlei in traulicher Eintracht, bis die Dämmerung wuchs, da nahmen die Herren den letzten Abschied von Gisela. Unten an der Pforte hielt ein Knabe den jungen Ritter mit der Frage auf, ob er Herold von Hochstaden sey, und ihm in die Hospitalkirche folgen wolle, wo Jemand mit wichtiger Botschaft seiner harre. Herold bedachte sich nicht lange, er verließ seinen Begleiter, und schritt dem Knaben durch die Dämmerung nach, nicht ohne Verwunderung, was für ein Abentheuer ihm bevorstehen werde. An der Thür der Kirche verschwand sein Führer, er sah statt seiner eine weibliche Gestalt im düstern Ordenskleide, an der Säule einer Kapelle sitzen, sie mußte ihn beschieden haben, denn außer ihr und ihm war Niemand in dem weiten Gewölbe. Die Dunkelheit des Orts, nur von dem letzten Schein des Tages erhellt, der durch die hohen Fenster hereinfiel, und von einer ewigen Lampe, die einem Heiligen zu Ehren, in der Entfernung glimmte, verhinderte Herold, mehr als unbestimmte Umrisse von der Unbekannten zu sehen, er hielt sie für eine Nonne, und nahete ihr mit bescheidener Ehrfurcht.

»Seyd Ihr Herold von Hochstaden?« fragte eine zitternde, ganz gedämpfte Stimme.

»Ich bins, ehrwürdige Frau,« antwortete er. — »So setzt Euch auf jenen Stein,« fuhr die Nonne fort, »und

hört mich an. Eine Stimme aus dem Grabe redet durch mich.«

Der Ritter setzte sich nieder, seine Seele fühlte ahnenden Schauer. Die Gräber unter seinen Füßen, die Bildwerke umher, die düstern Schatten der Säulen, und das sterbende Schimmern des Lämpchens, ergriffen ihn wunderbar.

»Ich bin eine Wärterin aus dem Hospital,« sagte die Nonne. »Vor nicht gar langer Zeit brachte die Landgräfin, unsere Frau, eine sterbende Pilgerin in unsere Pflege, ich ward an ihr Lager gestellt. Herr! es war ehemals eine Blume gewesen, reich an Reizen durch Gottes Geschenk, jetzt von heißen Sonnenstrahlen gesengt, eine Beute des winterlichen Todes. Jugendlicher Uebermuth, Weltlust, Schmeichelei, ein Herz voll Eitelkeit, ein Meer von sinnlichen Freuden, drängend wie die Wellen im Ozean, siehe da die Sonnenstrahlen, die die Knospe verbrannten, ehe sie sich freudig entfalten konnte. Ein Verbrechen, ihretwillen begangen, ein schrecklicher Wechselmord riß den Schleier von ihren Augen. Sie war nicht unschuldig daran, aber man wähnte ihre Schuld noch größer. Der Mann, den sie liebte, verließ sie im Zorn, und die Schatten der Gemordeten folgten ihr auf dem Wege zur Buße.«

»Bei allen Heiligen, fromme Frau!« rief Herold aus, »sprecht Ihr von Sigismunden von Ravensberg? Ich beschwöre Euch, sagt mir schnell, was ich nicht fragen kann!«

»Senke Deine Augen nieder, Fremdling, Du siehst auf ihr Grab. Nacht umgibt uns, die Erde geht schlafen, die Nächte der Finsterniß erwachen! Wohin unser Fuß tritt, stört er den Schlummer eines Todten, wohin unser Blick eilt, be-

gegnen ihm Spuren der Vergänglichkeit. Welche Zunge wäre kühn genug hier falsches Zeugniß zu reden. — Deshalb wirst Du mir glauben, wenn ich schwöre: Sigismunda ist Dir treu geblieben, bis sie die Welt verließ; was auch ihr Leichtsinn verbrach, sie hat Dich immer geliebt! So vollziehe ich ihr Vermächtniß, so erfüllt sich ihr letzter Wunsch; wie eine schwere Buße sie rein gewaschen hat von der Blutschuld, steht sie nun rein in Deinem Andenken, und Du darfst sie betrauern!« —

Die Nonne stand auf, Herold wollte sie zurückhalten. »Ich muß Euch verlassen,« sagte sie, »Ihr hört das Glöcklein das mich ruft, auch habe ich nichts mehr zu sagen. Gott sey mit Euch.« — Sie ging langsamen Schrittes in den Hintergrund der Kirche, wo sie durch eine Thüre dem Nachschauenden verschwand. Herold blieb noch einige Minuten unbeweglich an demselben Platz, dann verließ er den heiligen Ort, und nach einer schlaflosen Nacht die Stadt, ehe der Morgen graute. Sigismunda schlief eben so wenig, der Gedanke zum letztenmale seine Stimme gehört zu haben, vor ihm erschienen zu seyn, als die Abgesandte einer Todten, der Gedanke für ihn und die Liebe nun todt zu seyn, verscheuchte die Ruhe. Was sie gethan hatte vertraute sie selbst Gisela nicht, und kein Auge sah ihren schmerzlichen Kampf! —

Still vergingen einige Wochen; da blieb die Landgräfin eines Morgens in ihrem Lehnstuhl, statt zu den Kranken zu gehen, und gab nur mit freundlichem Blick ihre Weisungen an Gisela und Sigismunda. Sie ließ die Arbeit, las in den Schriften des heiligen Augustin, und theilte ihren Gefährtinnen daraus mit, so viel ihre schwache Stimme vermochte.

Gisela sah wohl, daß nur das Gefühl des Unvermögens die aufopfernde Thätigkeit ihrer Fürstin lähmen konnte, sie hielt sie für tödtlich krank, obschon nichts an ihr von Krankheit zeigte. Elisabeth war nur 24 Jahr alt, aber ihr Leben war ein Hauch, längst schon hatten sich die Bande gelöst, die den freien Geist fesselten, er streifte sie nun schnell ab, ohne Schmerz und Kampf. Immer heiterer war die sehnende Seele, immer weniger Sclavin der sinkenden Hülle, die beiden Frauen sahen ihr Scheiden, aber sie wagten nicht dies freundliche Ende Tod zu nennen. Zwei Nonnen theilten die Wartung mit Gisela und Sigismunden, ihre Gebete tönten Tag und Nacht an dem Krankenlager.

»Siehst du den Jüngling mit den glänzenden Flügeln, Gisela?« sagte Elisabeth in der letzten Stunde. »Er steht nun wachend vor mir, der mir oft im Traume erschien! O unaussprechlicher Anblick! so licht, so strahlend sah ich ihn nie! Er winkt mir, und meine Seele jauchzt ihm zu folgen. — Nur noch einen Blick auf die dunkle Welt unter mir! Du Gisela wirst hier verweilen, und meinen Pfleglingen ein Schutzgeist seyn, du bleibst lange hienieden, ich zähle Jahr an Jahr, und finde dich noch an meinem Grabe. Du Sigismunda kehrst in die Welt zurück — gelobe nichts — es ist des Himmels Wille! Wenn du mich wiedergesehen hast, dann denke daß dein Schicksal ruft, und folge ihm. Meinen Kindern den letzten Segen. — Eins davon steht an des Engels Hand, und bedarf keines Wunsches mehr. — Heinrich, meinem Schwäher, Gruß und Lebewohl. Es schwebt eine Krone über seinem Haupte, er soll die Hand nicht darnach strecken; ihre Hoheit ist ihm nicht beschieden, ihr Glanz

lockt zum unrühmlichen Tode. — Mein Gut gehört den Armen. Die theure Reliquie, die meinen Altar schmückte, sendet dem König Ludwig von Frankreich, als ein Geschenk der Ehrfurcht. Mich dünkt ich sehe ihn in schmachvoller Sclaverei, in den Händen der Ungläubigen, ihr Spott und ihre Beute — aber die höchste Kraft ist mächtig in ihm, der Glaube hilft ihm siegen. Konrad von Marburg soll für die Seele der Sünderin beten! Noch einen kurzen Augenblick, und er ist der Märtyrer Einer, angereiht der langen Zahl heiliger Dulder, die die Leiter zwischen uns und den höhern Geistern füllen. — Genug! die Erde wird dunkler, die Gesichte schwinden, der Engel winkt, und schwimmt in Licht!« —

Nach diesen Worten schwieg Elisabeth auf immer. Leiser beteten die Nonnen über dem Leichnam, und die beiden treuen Dienerinnen sahen mit schauerlicher Wehmuth die Freudigkeit, die sich auf den Zügen ihrer Frau verbreitete. Sie umarmten einander lange, gelobten, sich nicht zu trennen, und den wohlthätigen Weg der Hingeschiedenen zu verfolgen, als ob sie selbst noch mit ihnen wäre. —

Es war im Mai 1236, als Pabst Gregor der Neunte, die Landgräfin heilig sprach, nachdem viele Prälaten ihre Wunder bezeigt hatten, und ihr Grab in der Hospitalkirche zum Ziel mancher frommen Wanderung geworden war. Eine Versammlung der höchsten Fürsten fand sich in Marburg ein, Kaiser Friedrich der Zweite, und Isabella seine Gemahlin, die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Bremen, der Landgraf Heinrich von Thüringen, der Deutschmeister Herrmann von

Salza, viele Bischöfe und Edle, und das Volk der ganzen Gegend. Auch die beiden Kinder Elisabeths, Herrmann und Sophie waren zugegen, Gertrud hatte ihre Mutter nur einige Wochen überlebt. Der Kaiser, im höchsten Glanze, hob selbst den Stein vom Grabe, man kleidete die demüthigste der Frauen in prachtvolle Gewänder, zierte sie mit einer Krone, und gab ihr einen prächtigeren Ruheplatz. Alles drängte sich herzu sie zu sehen, man fand daß ein Wohlgeruch aus ihrer Schlummerhöhle dringe, das damals anerkannte Zeichen, wie hier eine Heilige schlafe; die Menge rang um den kleinsten Theil ihrer Gewänder und Hüllen. Kranke, denen sie wohlthat, die sie heilte, priesen laut ihr Gedächtniß, Unheilbare naheten sich mühsam, sie zu berühren, und gingen voll Hoffnung. Sigismunda und Gisela standen Hand in Hand neben dem schönen kalten Bilde ihrer Herrin, und während die alte Frau mit leiser Stimme das Glück erhob, sie in diesem Leben noch einmal wiederzusehen, erwachte in dem jungen Mädchen die Erinnerung an jene Worte, welche ihr diesen Augenblick geweissagt hatten. Aber sie hatte jetzt keine Gedanken für ihr Geschick, ein feierlicher Gottesdienst folgte der geendeten Zeremonie, Chöre unsichtbarer Stimmen durchzogen das dämmernde Gewölbe, jedes Herz mit heiligem Schauer füllend, und der Erzbischof von Mainz hielt das Hochamt. — Spät erst verhallten die Töne, die das große Fest verherrlicht hatten, die ehrwürdige Versammlung verließ die Kirche, nur einzelne Pilger kamen noch an dem Grabe zu beten, so daß der Platz nicht ganz leer ward, bis tief in die Nacht.

In einer der späten Abendstunden schritt ein Gewapneter durch die Kirche nach dem Grabe hin, an dessen Stufen

mehrere Menschen knieten. Er nahm den Helm vom Haupte, warf sich zur Erde nieder, und blieb lange in dieser demüthigen Stellung liegen. Als er sich aufrichtete, fiel sein Blick auf eine alte Frau, ihm zur Seite, das Licht der Kerzen an dem Grabmahl erhellte ihre eingefallenen Züge. »Frau Gisela von Tresbach!« rief er aus, »wir sehen uns bei einer rührenden Feier wieder. Ich trage besondere Andacht zu dieser Heiligen, und habe ihr eben einen unheilbaren Schmerz geopfert.« —

»Möge sie ihn heilen!« sagte Gisela, Herold von Hochstaden erkennend — »ihre sanfte Hand hat auf Erden manche Wunde verbunden, nun steht sie vorbittend am Throne des Ewigen. Seht, alle die hier beten, hoffen auf sie, Eltern flehen für ihre Kinder, Kinder für ihre Eltern. Was nirgend Hoffnung findet hat sich hierher geflüchtet.«

»Waren ihre Kinder hier?« fragte Herold.

»Sie sind noch hier,« erwiederte Gisela. »Dort im Schatten seht ihr sie, die kleine Sophie entschlief während der Gebete.«

Herold blickte nach der Stelle, wo die Kinder saßen, es schien ihm die Nämliche, wo er einst die Nonne sah, und eine ähnliche Gestalt hielt jetzt die Prinzessin Sophie in ihren Armen. »Frau Gisela,« sagte er, »Ihr könnt mir wohl das Grab des Fräuleins Sigismunde von Ravensberg zeigen, daß ich auch über ihren Gebeinen ein letztes Gebet spreche. Euerm mütterlichen Herzen mag ich nicht verhehlen, daß ich sie sehr geliebt habe, und bis zum Tode lieben werde.«

»Heilige Jungfrau!« sagte Gisela, »die Worte unserer Dame gehen in Erfüllung! Herold von Hochstaden, Sigismunda

lebt, Ihr findet sie in dem Schutze der heiligen Elisabeth, an ihrem Grabe wieder, und findet sie, einer standhaften Liebe würdig: Gesegnet sey diese Nacht!« —

Sie faßte Herolds Hand, und führte ihn, zitternd vor Freude zu Sigismunden. In ihrem Arm begegneten sich die Langgetrennten, an derselben Stelle, wo Sigismunda einst zu Herold sprach. Der Gram langer Jahre fand hier sein Ziel. Herold war gekommen, um von dem Deutschmeister, Herrmann von Salza, die Aufnahme in seinen Orden zu begehren, jetzt hielt er sein Glück, in dem frommen Glauben seiner Zeit, für ein Geschenk der hülfreichen Heiligen, die es in ihren letzten Stunden geweissagt hatte. Sigismunda kehrte an seiner Hand in die Welt zurück, und ward, wie vormals, ihr Schmuck und ihre Zier; aber die Freuden, die sie kindlich genoß, berauschten sie nicht mehr. Demuth und Frömmigkeit, zwei Diamanten aus Elisabeths Krone, waren ihr Erbtheil geworden, nur daß ihre fröhliche Jugend sie mit den Rosen des Lebens durchflocht.

Friederike Lohmann.

Die Romantik.

Herr Galimathias ging einst in den Wald
Ganz melancholisch spazieren,
Da stand vor ihm eine hohe Gestalt,
Frau Hoffarth war's, er erkannte sie bald,
Ließ dennoch von ihr sich verführen;
Er guckt' ihr zu tief in die Augen hinein,
Und beide sich endlich verstanden
Sich zu einen mit eh'ligen Banden; —
So ist nach vier Monden aus diesem Verein
Ein Töchterlein,
Es nennt sich: Romantik, entstanden.

Die Wiege des Kinds war aus Nebeln gemacht,
Die Finsterniß war seine Amme,
Als Puppe ward ihm ein Dolch gebracht,
Und immer umgab es die dunkelste Nacht,
Geröthet von blutiger Flamme;
Man schläfert mit alten Mährchen es ein,

Man fächelt's mit Grabes-Düften;
Ließ Eulen ihm heulen aus Grüften,
Man trug es zum Beinhaus im Mondenschein
Und ließ ihm fein
Gespenster erscheinen in Lüften.

Nur wenn ein Gewitter am Himmel stand,
Dann durfte das Mädchen in's Freie,
Da stellte man es an des Abgrundes Rand
Und gab eine Schüssel ihm in die Hand,
Gefüllt mit verzauberrem Breie,
Darin eine Dosis von Melancholie,
Zwei Doses Grauen und Bangen,
Drei Doses Sehnen, Verlangen
Gebrauet hatte ein falsches Genie,
Das mußte sie
Dort theilen mit hungrigen Schlangen.

Und als die Jungfrau so weit war gebracht,
Daß sie träumte am hellen Tage,
Daß sie nur an Friedhof und Gräber gedacht,
Und immer geweinet, und nimmer gelacht,
Ihr Mund nur erschallte von Klage,
Daß ihr Auge hing an dem Himmel stier,
Sie die Brust sich zerschlug mit Geschreie,
Sie den Schnee hielt für Blüthen im Maie,
Und Sonette las mit großer Begier,
Da gaben ihr
Die Eltern zur Muse die Weihe.

Und Jünger sammelten schnell sich um sie,
Man kann wohl sagen zu Heerden,
Die Opfer ihr brachten so spät als früh,
Einander priesen als Kraftgenie,
Und sie als Göttin verehrten,
Die sandte sie aus, mit Keckheit gestählt,
Die Vernunft zu schlagen in Banden,
Den Unsinn zu sä'n in den Landen,
Und Verse und Prosa zu machen für Geld,
Die weder die Welt,
Noch auch sie selber verstanden.

Leicht waren da Proselyten gemacht,
Man brauchte ja gar nichts zu wissen,
Nur hinzuschreiben ganz unbedacht,
Was einem einfiel in Nebel und Nacht,
So recht aus der Luft her gerissen;
Es mehrte mit jedem Tag sich der Hauf',
Es beraubten die schamlosen Tröpfe
Die heiligsten Aschentöpfe
Der Kränze, die dankbar die Nachwelt hing auf,
Und setzten hinauf
Sie stolz auf die eigenen Köpfe.

Du Muse, mit der Gespenstergestalt!
Es macht dein Anblick mir Grauen,
Verlasse mein liebes Vaterland bald,
Damit man vor Bäumen erblicke den Wald
In der Dichtkunst heiligen Auen;

Ja, meinen Wunsch wird des Schicksals Lauf
Erfüllen zu deinem Verderben,
Du bläh'st dich von wässrigen Weihopfern auf,
Wirst bald darauf
Gewiß an der Wassersucht sterben.

J. F. Castelli.

Der Stern der Freundschaft.

Den Abendstern, so reich an Schimmer,
Wie unsr'er Sonne letzte Spur,
Nenn' ihn den Stern der Liebe nimmer,
Der Stern der Freundschaft ist es nur.

Wo fänd' ein armes Herz den Frieden,
Wenn droben selbst, in jenen Höh'n,
Der Feind, der es gequält hienieden,
Noch einmal leuchtend dürfte steh'n?

Der Stern, der Frieden strahlt und Glauben,
Sey keinem Seelensturm geweiht,
D'rum wollt ihr ihn der Freundschaft rauben,
So gönnt ihn der Unsterblichkeit.

Nur was die Liebe rein empfunden,
Wird in den Himmeln aufbewahrt,
Die Freundschaft ist in edlen Stunden
Nur Liebe, die vergöttlicht ward.

Die Freundschaft, die so gern vermessen
Verschmäht ein eigenes Geschick;
Die Freundschaft, nein, das Selbstvergessen,
Die Sehnsucht für ein fremdes Glück.

Die Freundschaft, die aus jenen Reichen,
Wo uns ihr sel'ger Stern erscheint,
Wie aus der Abgrundnacht der Leichen,
Die Arme breitet nach dem Freund.

Die sich zu dem Gefall'nen neiget,
Gleich einem Cherub im Gebet,
Die Freundschaft, die so zart verschweiget,
Die Freundschaft, die so zart erräth.

Ihr g'nügt, zu des Geliebten Reue,
Schon des Geliebten Wiederkehr,
Erinnerung g'nügt ihr, als Treue —
Als Sieg — ein Opfer — groß — nie schwer.

Den Morgenstern, so hell an Schimmer,
Wie unsrer Sonne erste Spur,
Nenn' ihn den Stern der Liebe nimmer,
Der Stern der Freundschaft ist es nur.

A. von Maltitz.

Die Nilreise.

Novelle.

In flachern Ufern wogte fort der Nil,
Der wunderreiche, schien es doch, als sey
Er sich bewußt, daß er das Land umher
Beschenkte mit der Fruchtbarkeit und Kraft,
Durch die er auch zum segensreichen wird!
Denn auf der Flur von seinem Kuß belebt,
Verjüngte sich das breite Wiesenland,
Der Palme Blatt, die Saat des Mais, im Grün
Wie nur es färbt des milden Jänners Reif
Bevor es in dem heißern Strahl vergelbt.
Im Festgewand und in dem Lotoskranz
Trat die Natur einher; ein Balsamduft
Vom Bohnenfeld, dem blühenden, entweht,
Umwallte unsre Maache, *) die, beschwingt
Vom guten Wind uns aus Cairos Port

*) Benennung der großen Nilbarke.

Zum nächsten Ziel, zum alten Theben *) trug.
Geschieden von der Schwesterwelt, die stolz
Der Bruderwelt, der ältern, in Cultur
(Sie meint es,) abgewann so Rang als Werth,
Gedachten wir der Pharaone Bau,
Der Ptolomäer Werk, des Riesensphinx,
Der Pyramiden wunderbare Last,
Wie sie Saccarah oder Memphis trägt,
Und ahnten nicht, daß zu derselben Zeit
(So hat Europas Zeitung uns belehrt)
Ein Brückenbau des neuern Styls zerriß,
Ein Dom, bevor er eingeweiht, zerborst.
Vorüberzogen der Erinnerung
Jahrtausende; auch prägten nirgends sie
Verständlicher der Vorwelt tiefe Spur,
Der Nachzeit ein, als hier, wo Fluß und Berg
Jahrbücher sind, des Zeitgeist's Flügel lahm;
Wo der Handschar **) der Drängermoslemin,
Wo selbst der Ritterzug Napoleons,
Nichts über Sitte, Brauch und Vorurtheil
Des stereotypirten Menschenstamms

---

*) Diospolis; die Umgegend führte von ihr den Namen Thebais. Die Sage stattet das alte Theben mit hundert Thoren aus. Auf ihren Ueberresten ist das Dorf Luxor erbaut.

**) Ein breites, gekrümmtes, zum Kopfabhauen eingerichtetes, türkisches Schwert.

Vermocht, an dessen hohem Alterthum
Und uranfänglicher Versittigung
Ihr Recht verloren jede spätre Zeit,
Mit stumpfem Zahn ermüdet am Granit
Gehäuft zum Denkmahl, unzerstörbarfest *).

Die Flut des Nils, noch röthlich von dem Moor
Der Ueberschwemmung, wich gemach zurück
Vor unsrer Barke; dreifacher Genuß
Der heitern Fahrt, des schönen Himmelstrichs,
Der anmuthreichen Gegend rings umher!
Eilfertigkeit die rastlos vorwärts drängt,
Von Ort zu Ort den Athemlosen treibt,
Verkümmernd durch Genüsse den Genuß —
Die Quälerin, der Reisefreuden Todt, —
Sie blieb uns fern! Wo sich im Ueberrest
Der alten Welt ein würdig Denkmahl zeigt,
Uns eine Aussicht zu dem Berge lockt,
Da lag am Ufer unsre Maache still.

Dann als ein leichter Wind die Segel schwoll,
Gewahrten wir am Ufer rechter Hand;
Des Kalkgebirges Kette, meilenlang
Dahin sich streckend; der Araber nennts:
»Gebirg der Vögel.« **) Denn unzählig ist

---

*) Ausdruck des Dichters La masse indestructible a fatiqué le tems.

**) Gebel el tair.

Das Vögelheer hier heimisch, das sein Nest
In Klüfte baut des hohen Kalkgesteins.
Vom Wasserlauf durchbrochen, wunderbar
Gestaltet, scheint von fern dieß Irrgewind
Zu Hiroglyphen deutsam ausgehöhlt.

Das Weiß der Berge, kegelförmig hier,
Dort Zacken bildend, alwärts spärlich nur
Von Farrenkraut bedeckt und Kniegesträuch,
Trat, von der Sonnenstrahlen Wiederschein
In Spiegelblendung überglänzt, hervor.
So hellt sich eine bleiche Kerkerwand
Mit Namen der Gefangenen bedeckt,
Die dort in Fesseln schnöde Willkühr schlug,
Wenn, einem Engel der Vergeltung gleich,
Ein Retter, der die Nacht der Frevel scheucht,
Aus der Gefängnißgruft die Unschuld führt!
Der raschen Ruder Taktschlag theilt die Flut;
Solch ungewohnter Laut verjagt die Schar
Der scheuen Vögel aus dem Hinterhalt.
Lautschwirrend kreuzt sie tiefer jetzt, dann hoch
In Lüften, um das Leben, um die Brut
Besorgt. Seyd ruhig, Flüchtige! nicht droht
Euch tödtend Blei, das Quitos Unschuldssohn
Einst hingestreckt durch Europäerhand!
Die kleinste Blutschuld laste nicht auf uns!
Versehn sind wir mit jeglichem Bedarf,
So daß nicht Jagdlust uns noch Fischfang reizt.
Auch fühlt der Geist in dieser Einsamkeit

Der echten großen Welt, wo sich das Herz,
Natur, an deinen Mutterbusen schmiegt,
Sich frei von jedem kleinlichen Gelüst,
Gestählt zum Kampfe mit dem Mißgeschick,
Und zu dem schwerern mit dem bösen Selbst;
Mit Lebenskraft gesättigt, stark in Gott;
Dem Heimathsland, dem Unermeßnen nah!
Dann wieder tief ins Innere versenkt,
Der Körperlast vergessend, leis' umweht
Von einem süßen wunderbaren Traum,
Der, wie gewoben durch Magnetenkraft,
Sein Unerklärtes deutlich ihm enthüllt,
In eine früh geahnte Welt entrückt,
Mit den entfernten Lieben ihn vereint,
Ihm anzeigt, was vonnöthen für sein Heil,
Ihm Hoffnung der Unsterblichkeit verbürgt!

Doch der Gefühle Andrang unterbrach
Ein Anblick seltner Art, erklärbar kaum
Bevor das Auge, staunend hingekehrt,
Auf grauser Höh und riesiger Gestalt
Des nächsten Felsen sichern Standpunkt nahm.
Von seinem steilsten Gipfel ließ ein Mann
An einem Seil, nach Schieferdeckerart,
Sich mit so sichrer Fertigkeit herab,
Wie nur Gewöhnung schafft und Tagsgewerb.
Im Nu verschwand er, ward im Nu erschaut,
Als er mit Leichtigkeit den Fluß durchschwamm
Und unsrer Maache nahte, wie gewohnt

Von Reisenden, die er vom Pic erlugt,
Almosen für sein Kloster zu erflehn.
Zu Besserm taugt nicht leicht ein Coptenmönch! *)
Auch dieser, in der Bildung gleich beschränkt
Als körperlich gewandt, bot spärlich nur
Befriedigung der Neugier, auf die Flut
Der Fragen; doch, lebendig angereizt
Spornt sie zum Vorsatz: von dem Mönch geführt,
Am Weg das Coptenkloster zu beschaun.

Wohl lags am Weg, nur wegsam war er nicht;
Drum, da kein Seil den Fels hinauf uns wand,
Galt es am abgeschrofften Gemsenstieg,
Gebrochen in das lockre Kalkgestein;
Zu klimmen, mühsam stets, gefährlich oft.
Doch rüstig schritt einher mein junger Mohr,
Erkauft in Aleßandrias Bazar,
Der sonst mir das Arabermaulthier lenkt;
Jetzt aber war er mit Geräth bepackt,
Dem Fernrohr Ramsdens, Doppelterzerol,
Und der Guitarre, diesem werthen Drei,
Erforderniß für Auge, Schutz und Sang.

---

*) Copten; ein alter Völkerstamm Egyptens. Sie stimmen sonst in den Hauptpunkten des Glaubens mit der griechischen Kirche überein, und haben einen Patriarchen in Cairo.

Erstiegen war der Fels; vor unserm Blick
Lag ein weit ausgedehnter Horizont;
Vor unserm Fuß zog still und flutenreich
Der breite Nil sein Silberband durchs Thal
Der Miniehlandschaft *), deren Rasenbord
Er hier und da zum Landungsplatz gekrümmt,
Wie sie allüberall an Fruchtbarkeit
Der guten Mutter **) echte Tochter ist.
Zahlreiche Dörfer, wie am Strand gesät,
Mit ihren Palmenhainen, ihrer Zucht
Von Büffeln, Ziegenherden, über Flur
Und Berg zerstreut, — das üppige Gedeihn
Des Pflanzenlebens das die Luft durchwürzt, —
Welch lachend Bild in Wuchs und Farbenspiel! —
Doch welchen Abstand, grell und schauerlich,
Bot uns der Ort den eben wir erreicht!
Ein wüstes Sandmeer, dessen Umfang nicht
Das Auge messen konnte, jedem Stoß
Des Windes preisgegeben, der den Sand
Im Spiel zu Hügeln häufte, sie zerstob —
Einförmig wogt es, fahl und aschenfarb;
Ein Bild des Chaos hätt' es dargestellt,
Nur zeichnete zerbröckeltes Gestein,
Zu großen Wacken hier und da gediehn,

---

*) Minieh (Minio), ein am Nil gelegenes Dorf, bekannt wegen der Krüge von Thon, die dort verfertigt werden.

**) Bona Dea, die Allernährerin.

Bestimmtern Umriß, scheinbar feste Form.
Kein Wunder, daß der Pflug, die Menschenhand
Ihr Heil an solchem Boden nie versucht!
Nicht Mühn verdient was nicht der Mühen lohnt!

Doch lebten Menschen hier; der Führer zeigt
Uns seine Wohnung in dem Klosterhof;
Ziemt anders solcher Name einem Raum
Von unansehnlichen Gebäuden, rings
Beinah vom kleinen Friedhof einbezirkt.

Der höhre Punkt, auf dem dieß Kloster liegt
Gewährt zwar, weil ein höhrer Fels ihn deckt,
Ins schöne Nilthal nirgends Aussicht, gibt
Ihm dennoch einzig Vorzug, im Vergleich
Mit andern Coptenklöstern; außerdem
Ermangelt ihm, wie jenen, aller Reiz
Sonst eigen frommer Abgeschiedenheit.

Beinah bestraft für unsre Wißbegier
Gedachten wir des bösen Rückwegs schon;
Da überrascht ein Gruß uns, sanft verhaucht
In jener Sprache, reich an Klang und Sang,
Die Dante sich gebildet, deren Reim
Bojardo, Arioste, Tasso webt
Für der Ottave kunstgeschmücktes Band,
Wie ihn Petrarca für Madonnas Preis
In der Canzone Blütenkranz verschränkt.
Es sprach der langentbehrte Ton uns an

Wie ein vermißter Freund, der unverhofft
Uns naht und anstimmt einen Rundgesang,
Verklungen uns seit schöner Jugendzeit.
Den Gruß erwiedernd sahn wir einen Greis;
In langen Locken floß der Silberbart
Ihm auf die Brust; sein großes Auge schwarz
Und feurig, deutete aufs Heimathsland
Des Süden; Manneslänge übertraf
Sein Wuchs, die würdige Gestalt gebot
Mehr Ehrfurcht als Vertraun; es hatte selbst
Das Alter nicht zu beugen sie vermocht.
Der Prior war's des Klosters; sein Gewand
War, bald gewahrten wir's, die Außenform
Des Räthsels, dessen Wort es treu verhüllt,
Das nur die Kunde dessen lösen kann,
Was über ihn sein Mißgeschick verhing.
Denn solch ein Geist, wie sein Gespräch verrieth,
Die feine Sitte, die den Umgang würzt,
Indem sie Fremde zu Bekannten prägt
Durch Uebereinkunft der Geselligkeit, —
Wie die Gewandtheit in den Sprachen, fremd
Dem Orient — sie zeigten klärlich an:
Nicht der Gemeinheit roher Copten, nur
Zum Betteln abgerichtet, zum Geplärr
Des Aberglaubens und zum Müssiggang,
Sey solch ein Geist verwandt, drum seine Wahl
Erklärbar nur durch seines Schicksals Lauf.
Im Umgang war die Stunde kaum entschlüpft,
Und schon der Unterhaltung Firnißglanz

Gewandelt in den festen Farbenschmelz
Theilnehmenden Vertrauns, magnetengleich
Anziehend durch Vertraun die öde Brust.
Auch diese hebt sich höher im Gefühl
Des Nichtalleinseyns; selbst der Menschenfeind
Haßt die Gesammtheit, aber wird, versetzt
Am Bord des Niger, sich erfreun der Spur
Des Menschentritts dem Sande eingedrückt.

Dem Fremden minder fremd, verheelten wir
Nicht länger ihm den Wunsch, daß er Bericht
Uns gebe vom Geburtsland, vom Geschick,
Das nach Egypten ihn geführt, woher
Gewiß er nicht entstammt; doch unser Wunsch,
Verbrämt mit schöner Redensart, erschien
Ihm unerfreulich. »Ihr begehrt fürwahr«
Erwiederte der Prior, »was mir schwer,
Beinah unmöglich däucht. Zwölf Jahre sinds
Seit ich aufs Herz den kalten Leichenstein
Gelegt, der die Erinnrung mir bedeckt;
Memento mori! ist die Ueberschrift.
Soll ich ihn heben? darf ich's? Und was mag's
Euch frommen? Ungewöhnliches vernehmt
Ihr allenfalls, doch mehr und Seltners nicht,
Als was für wenig Soldi's, wem's beliebt,
Ein Kaffeehauserzähler vorschwatzt in
Venedig oder in Neapel, bunt und kraus,
Halb Dichtung, Wahrheit halb, zwar schon verbraucht,
Doch noch ein brauchbarer Novellenstoff!

Auch wär mir's unerwünscht, wenn, was den Blick
Ins Innre täglich mir in Grauen hüllt,
Was nächtlich nach Vampyrenart mich quält,
Was vor der Zeit das Haar mir weiß gefärbt,
Getragen würde fort von Mund zu Mund,
Bis es als gute Beute, in die Hand
Des Unberufnen fällt, der fürs Journal
Gangbare Waare fördert an das Licht.
Vergessenwerden ist mein Lebenszweck,
Daß ich vergessen könnte, liebster Wunsch.
Ein Völkerleben ist Ameisenbau,
Ein Menschenleben kaum erzählenswerth.
Der Schicksalssohn, in dessen Näh' ich stand,
Und wie mir's schien, dämonischer Natur,
Er, der die Menschheit aus dem Schlaf geschreckt,
Statt zu erhöhn sie, schmählich sie getäuscht,
Wie ihn verlockte der Sirenenton,
Der ihn als Welteroberer begrüßt, —
Auf Sanct Helena mahnt sein einsam Grab
Daran: daß Glück dem Zufall unterliegt,
Gelegenheit, verfehlt am Stirnhaar, nie
Zurückkehrt, Größe, Kraft gehorsam sind
Dem ehrnen Zepter der Nothwendigkeit.

Wie möcht ich klagen, daß mein klein Geschick
Im Launenspiel des Zufalls unterging?
Groß oder klein, vergleichen darf man's doch!
Gering am Ende ist der Unterschied,
Wer dem Verderben ist voraus bestimmt,

Weil ihm gegrollt einst sein Geburtsplanet —
Da wiegt der Kaiser mehr nicht als der Mönch.
Der Zufall bietet Beiden: Schach und Matt!
Und bei'm Verlust zahlt mit dem Diadem
Der Eine für die Schlacht von Waterloo,
Der Andre tauscht sich ein das Skapulier
Fürs rothe Band der Ehrenlegion,
Verzichtet auf das Glück für diese Welt,
Und, was noch schlimmer ist, vielleicht auch für
Die Ewigkeit —«

Hier stockt er; krampfhaft fuhr,
Wie wetterleuchtend, ihm der Seelenschmerz
Durchs Antlitz, das er deckte mit der Hand,
Als hab ihn angegrinzt ein hohl Gespenst.
Schnell sich ermutend starrt er hin auf uns,
Dann länger seitwärts auf den jungen Mohr,
An dessen Schulter die Guitarre hing —
Und Feuerroth vertreibt das Leichenblaß
Der Wange, Flammen sprüht der Augenstern,
Die Arme strecken vor sich wie im Wahn
Zu halten ein Gebild jetzt näher ihm —
Ein Wink, ein unwillkührlicher, die Hand
Faßt die Guitarre, und sein Sang ertönt.

»Das Saitenspiel laßt Einmal noch mich schlagen
In jenem Rhythmus wie es damals tönte
Als es in liederreicher Vorzeit Tagen
Tassos und Arioſtos Wort verschönte!

Der Ruhm in dem den Chor sie überragen,
Der Lorber, der die Göttlichen umkrönte,
Sie werden mir, ich weis es, nie gewonnen!
Solch eitles Traumbild ist mir längst zerronnen!

Einst hielt es wohl den Glücklichen umfangen,
Dort, wo die Pinien, wo die Cypressen,
Parthenope, an deinem Golfo prangen,
Im Vaterlande — theuer, unvergessen!
Zwar nährt der Arme heimlich ein Verlangen
Nach Schätzen die nicht nutzlos er besessen;
Doch nur zu schnell beugt ihn der Zuruf nieder:
Ach! Hin ist hin! Vergangnes kehrt nicht wieder!

Ja — Hin ist hin! Nicht kann sie wiederkehren
Die Rosenzeit der Jugend — schon zerstoben,
Als für den Dienst an heiligen Altären
Die Aeltern mich, den jüngsten Sohn, geloben. —
In dumpfer Abgunst, kaum mir zu erklären,
Verstrich die Zeit des Unterrichts, der Proben,
Die, nach dem Aeußern sonder Müh bestanden,
Die innre Neigung nimmer überwanden.

Denn klar erkannt ich's, daß zum Klosterjünger
Nur strenger Zwang der Aeltern mich getrieben;
Und stark — als sey von unbekanntem Finger
Mein Schicksal an getünchte Wand geschrieben —
Zog es mich hin zu jenem Weltbezwinger,
Den noch die alten Kriegsgefährten lieben;

Als erster Consul, nächstes seiner Ziele —
Führt er die goldnen Adler zu dem Nile.

Mich hielt nur Eins im Schoos des Vaterlandes —
Den Kriegsruf konnte Liebe nur betäuben;
Die einz'ge Tochter eines spanschen Grandes,
Die holde Beatrice hieß mich bleiben.
Sie eint mit Hoheit ihres Sinns und Standes
Was sich nur fühlen läßt und nicht beschreiben,
Die Macht sich alle Herzen zu gewinnen,
Dem seltnen Reiz der Andalusierinnen.

Ihr schaut den Duft der Flur — könnt ihr ihn malen?
Meint ihr er sey in Farben festzuhalten?
Ihr fühlt im Lenz der Sonne milde Strahlen,
Wollt ihr im Prisma mühsam sie zerspalten?
Das Kunstwerk schwingt euch auf zum Idealen —
Soll beim Zergliedern Sinn und Blick erkalten?
Genießt das Schöne, ohn' es zu zertrümmern!
Fühlt, ohne den Genuß euch zu verkümmern!

Nicht lange wird euch das Geschick vergönnen
Was Sterbliche gleichstellen kann den Göttern!
Vereinen wird es, schmerzlicher zu trennen,
Erhöhn euch, tiefer euch herabzuschmettern;
Euch wird, pflückt Veilchen ihr, die Nessel brennen!
Die Natter lauscht verhüllt von Rosenblättern!
Ob schlicht der Pfad, ob schöne Ziele schwänden —
Ein Ziel steht fest zu dem sie all sich wenden! —

Beglückte Zeit, als vor des Gartens Thüre
Ich lauschte unter blühenden Gesträuchen,
Ob auf der Serenade Liebesschwüre
Von dem Balkon mir winkt ein günstig Zeichen!
Seitdem wenn ich, Guitarre, dich berühre,
Schien der Erinnrung langer Schmerz zu weichen;
Dein Anblick reizte, du von hier Verbannte,
Zum Sang von ihr für die mein Herz entbrannte.

Schnell loderten der ersten Liebe Funken
In beiden Herzen — wurden Feuersäulen! —
Ihr kennt das Eiland drauf oft wonnetrunken
Der Neapolitaner Blicke weilen;
Ein »Stück des Himmels ist's, herabgesunken« *)
Entfernt vom Golf im Meer nur wenig Meilen;
Auch Ischia darf mit Neapel werben
Ums Wort des Volks: »Neapel sehn, dann sterben!« **)

Dahin war Beatrice im Geleite
Der Freundinnen auf leichtem Boot gezogen,
Dem Lenz entgegen, der sein Füllhorn streute!
Da flürzen, Pfeilen gleich entsandt vom Bogen,
Herbei Corsaren, lauernd lang auf Beute;
Die feigen Schiffer suchten auf den Wogen

---

*) Pezzo di cielo caduto in terra.

**) Veder Napoli, puoi morir.

Die Rettung, die auch sonder Kampf sie fanden
Vielleicht mit jenen Räubern einverstanden.

Auch Ischia's Bewohner fliehn — so flüchtet
Ein Zwergvolk vor dem Keulenschlag der Recken!
Der Frauen Angstruf tönt umsonst! es richtet
Nach Tunis sich der Windflug der Schebecken.
Nach solcher Kunde stand ich halbvernichtet, —
Doch Rachedurst verdrängte bald das Schrecken,
Ein Durst der zwiefach peinigend mich quälte,
Da mir der Gegenstand zur Rache fehlte.

Da schwur ich Haß dem Halbmond und was offen
Was heimlich hegt und pflegt sein Thun und Wirken!
Vom Todesschlag war Malta schon getroffen,
Die hohe Malta, Bollwerk gegen Türken.
Nur auf Napoleon stand all mein Hoffen,
Schon siegreich waltend an des Nils Bezirken,
Wo Memnonsbild und Sphinx verwundernd schauten
Den Heereszug der neuen Argonauten.

Dort, hofft ich, wird vielleicht mir nähre Kunde
Von Beatrice durch mein Schwert erstritten!
Ward doch Proserpina im Höllenschlunde
Entdeckt von Ceres nimmerlassen Schritten;
Gewährt doch oft wie unversehns die Stunde
Was Jahrelang versagt blieb heißen Bitten!
Mich rief solch innres Hoffen, stilles Ahnen,
Nach Aleßandria zu Siegesbahnen.

Statt wie vorhin mich einsam abzuhärmen,
War ich vertraut dem Kriegesgräul geworden;
Nicht Mitleid durfte eine Brust erwärmen,
Gestählt für Rache und geweiht dem Morden;
Auf leichtem Roß konnt ich das Land durchschwärmen
Im Trupp der wilden Mameluckenhorden
Den sich zum Dienst Napoleon errichtet;
Ihm war ich nah, auf Sold hatt' ich verzichtet.

Wer von dem Glück eh als vom Leben scheidet,
Wer mit der Menschheit, mit sich selbst zerfallen,
Wer arge Lust in äußre Sitte kleidet,
Nicht fürchtend Gott, gefürchtet wird von Allen;
Wer Hab und Gut in wüstem Rausch vergeudet,
Ihn packt der Satan zwar mit scharfen Krallen,
Doch steht im Krieg auf seiner Seele Kosten
Er oft auf seinem eigentlichen Posten!

Zu solchem Posten rief mich die Verpflichtung,
Die Spur von Beatrice zu entdecken.
Was galten da mir Plündrung und Vernichtung?
Mich spornte Wuth, begleitete das Schrecken.
Kundschafter schickt ich aus nach jeder Richtung;
In Schlössern wie in heimlichen Verstecken,
Wo sich die Macht, der Reichthum sicher glaubten,
Da forscht ich nach den Eignern der Geraubten.

Und nähres Licht schien endlich zu beginnen
Als die Entdeckungen zusammentrafen:

Ein Aga berge Europäerinnen,
Erkauft von Händlern aus Cairo's Hafen,
Auf fernem Schloß, verwahrt mit Wall und Zinnen,
Und unter strenger Aufsicht schwarzer Sclaven;
Doch möge nicht bis jetzt es ihm gelingen,
Für sein Harem die Störrigen zu zwingen.

Ein Waffenbruder, dankbar mir verpflichtet,
Umschleicht das Schloß in günstiger Minute,
Trift Beatrice, der er schnell berichtet,
Daß Hülfe naht, auf daß sie sich ermuthe;
Daß ihre Fesseln bald der Freund vernichtet! —
Der Glückliche! — Er sah sie! — Hoffend ruhte
Ihr Blick auf ihm! — Ihm rannen Dankeszähren!
Was ist der Tod? Kann Leben mehr gewähren?

Nacht war's; es schienen zu dem Erdenballe
Gestirne freundlich sich herab zu neigen.
Versammelt am gegebnen Ort sind Alle,
Fort ziehen wir im nächtlich dumpfen Schweigen.
Es galt, so bald es tagt, im Ueberfalle
Das feste Schloß des Aga zu ersteigen,
Erspäht, von fern besetzt schon durch Vertraute,
Bevor der Morgen an dem Himmel graute.

Mehr, schneller als wir durften es erwarten,
Schien unsrer Vorsicht, unserm Muth zu glücken!
Besetzt sind Zugang, Außenwerke, Garten,
Es weichen Thore, sinken Kettenbrücken!

Daß sehnend die Gefangnen unsrer harrten —
Welch ein Gefühl den Kämpfer zu entzücken,
Daß er mit neuer Kraft und blanker Klinge,
Ins innre Schloß erwünschte Rettung bringe!

Dort aber hatte, die Gefahr begreifend,
Geschart der Aga schnell die besten Krieger,
Vertheilt die Andern, fernher uns umschweifend,
Er selbst voran, ein aufgereizter Tyger!
Ein wild Geheul, die Kugeln dicht und pfeifend,
Verwirrten und entmutheten die Sieger;
So fehlte wenig, daß, am nahen Ziele
Der Siegerkranz der matten Hand entfiele.

Kaum konnten die Verheißungen, der strengste
Befehl, den Kampf verlängern und erneuen.
Da tönt, als ob ein jäher Tod beängste,
Vom Gitterfenster her ein gräßlich Schreien!
Ich warf herab mich vom Araberhengste,
Den Aga treff ich — kurzer Kampf der Leuen!
Daß der entfernte Stoß ihn nicht verfehle,
Drück ich den scharfen Dolch ihm in die Kehle.

Jetzt gilt es die gefangnen Fraun zu retten —
Dieß ist es was den Sieger lohnt und krönet!
Ins Innre dringen wir; drei Ruhebetten —
Verhangen — doch kein Freudenzuruf tönet. —
Die Frauen schlummern unter schweren Ketten —
Ihr letztes Seufzen eben ausgestöhnet! —

Drei Engel die sich auf die Welt verloren,
Erdrosselt sind sie von entmenschten Mohren! —

Sie hatten schnell ihr blutig Werk vollendet,
Vorausbefohlen von des Aga Tücke,
Daß wenn der Kampf sich ihm zum Nachtheil wendet,
Er dessen Preis, die Beute uns entrücke.
Flugs sind so treue Diener nachgesendet
Durch unser Schwert auf die Al-Sirât-Brücke, *)
Wo Herr und Knecht, wie Moslemin bekennen,
Gemeinschaftlich in einem Pfuhl verbrennen.

Noch wähnt ich Thor, daß Beatrice lebe!
Wie schön war sie mit aufgelöster Locke!
Als ob ihr Arm nach meinen Armen strebe!
Ihr Blut nicht starre, nur im Pulse stocke!
So reizend ist sie nicht, Canova's Hebe,
Geschaffen aus Cararas weißem Blocke!
Nie, ob die Jahre fliegen, ob sie schleichen,
Nie wird dieß Bild aus meiner Seele weichen!

Ja, sie war todt! Ich mußt es glauben; brachten
Sie doch zurück nicht der Verzweiflung Thränen!
Da schien mir was die Menschen lieben, achten,
Bestimmt nur mich dagegen aufzulehnen.

---

*) Name der Brücke, welche, über die Hölle hinweg, die Frommen ins Paradies führt. Sie ist schmal wie ein

Wie? stetes Dunkel sollte mich umnachten,
Und Andre sollten, daß es Tag sey wähnen?
Hätt ich was lebt in meiner Hand gehalten,
Mit Einem Wurf hätt ichs am Fels zerspalten!

Die grimme Wuth in steigender Empörung
Der Sinne kann nur wilder Ausbruch mindern!
Sie stillen könnte nur die Weltzerstörung!
Mein Wink beschleunigt das verwünschte Plündern!
Ihm folgen Gräuel, Mordlust und Verheerung.
Nicht Schonung mit den Greisen, Müttern, Kindern!
Die Fackeln lodern aus erbrochnen Zimmern,
Der Schuß betäubt der Halbentseelten Wimmern.

Solch Todtenopfer lodernd in die Nächte,
Kaum konnt es gnügen meiner wilden Rache.
Du Sanfteste im holden Frau'ngeschlechte,
Wie übel führt ich deine gute Sache!
Ists wahr, daß, so für Böse als Gerechte,
Ein Schutzgeist an dem ew'gen Throne wache,
Dann bist du, früh zum Schutzgeist mir erkoren,
Diesseits durch eigne Schuld für mich verloren!

Und ob ich dort dich jemals wieder finde?
Wie darf ich's hoffen! Kann ich Gnad' erwerben?

Haar, oder wie die Schneide eines Säbels. Die Unsichern und Ungeschickten stürzen in die Flammen.

Du bist ein Seraph — ich der Mann der Sünde!
Du rein — da Rach' und Blut die Hand mir färben!
Zu spät zur Rettung komm ich — überwinde
Den Feind zur Strafe mir, dir zum Verderben!
Welch schönen Tod, konnt' ich für dich erblassen
Nicht durft ich ihn wie jetzt das Leben hassen!

So fühlt' ich tief als, mit des Morgens Schimmer,
Mir endlich die Besinnung wiederkehrte.
Verzogen war der Rauch, auf öder Trümmer
Stand ich betäubt, gelehnt auf blut'gem Schwerte.
Kaum weiß ich mehr vom Damals, das doch immer
An mir, Prometheus Geier ähnlich, zehrte.
Auch zogen oft mir, wie im Traum und Fieber,
Gestalten der Gemordeten vorüber.

Das Kloster nur stand als Asyl mir offen;
O könnt ich hier den innern Zwiespalt schlichten!
Nur sie, die harter Schicksalsschlag getroffen —
Sie werden mich verstehn und billig richten!
Denn sie erfuhren: Was wir wünschen, hoffen,
Ein Augenblick, ein Zufall kanns vernichten,
Und der Erfolg trügt oft, wenn er entscheidet:
Wer werthlos glücklich, oder werthvoll leidet?

Geendet hatt' er, legte halb erschöpft
Das Saitenspiel auf einen Säulenknauf
Geformt zum Tisch, auf dem die Brüderschaft
Des Klosters, insgesammt drei Mönche nur,

Geschäftig uns bereitete das Mahl
Von Datteln und von Brodten, klein und dünn,
Noch heiß vom Backen, das nach Landesart
Im Ziegelviereck wenig Müh' erheischt.
Indeß wir schweigend eine mag're Kost,
Durch Hunger mundend und durch freie Luft,
Einnahmen, kehrte sich der nahe Blick
Hin auf den Prior, dessen Züge sich
Als er erzählte, wundersam belebt.
Nur schien das Lächeln wie vom Mund verbannt,
Auch lagerte sich ein unheimlich Grau'n
Um die gewölbte Stirn, wie Nebeldruck
Sich auf des Nordens blüh'nde Landschaft legt,
Daß Sonnenglanz selbst um Hochmittag bleicht.
Geheimes Schauern engte mir die Brust,
Die Hand erschauend, die das Zeichen gab,
Zur Plünd'rung, zur Verheerung, die voran
Die Fackel schwang — doch diese Hand ergriff
Wie zögernd die Guitarre, stimmte sie
Zum Abschiedslied; es wandte sich sein Blick
Zur Gegend, schon vom Abendroth verklärt,
Dann von dem Friedhof zu den Sternen auf,
Und mit gedämpfter Stimme hub er an:

Holder Stern in Osten, sende
Deinen milden Thau herab!
Darf doch meine Thränenspende
Nicht bethau'n ihr fernes Grab!

Sonnenblick auf Memnons Höhe,
Wenn du weckst den Wunderschall,
Dann entström' ihm tiefes Wehe —
Meines Herzens Wiederhall!

Schönste in dem Frühlingshaine,
Rose von Damask, verblüh!
Willst du glänzen, da ich weine?
Willst du länger blüh'n als sie?

Schimmerlos und sonder Farben
Zieh'n die Tage langsam fort,
Meine Hoffnungen erstarben,
Und mein Hier lebt nur im Dort.

Doch ein Hafen der Vereinung
Stärkt das Auge, hebt den Muth,
Dieser, wo in der Umzäumung
Friedlich der Entschlaf'ne ruht.

Wen die kleinen Hügel schirmen
Um das Klosterhaus geschart,
Landete und hat in Stürmen
Geistigen Ertrag bewahrt.

Stiller Friedhof, o gedächten
Alle dir Bestimmte dein,
Täglich, stündlich, sie vermöchten
Weise, gut, beglückt zu seyn!

Aber im Gefühl des Leides,
Aber bei des Glücks Genuß,
Wähnen gränzenlos sie Beides,
Wenn am Grenzmahl steht ihr Fuß.

Wer dieß Grenzmahl überschritten,
Heil ihm, wenn die ew'ge Huld
Ihm, für das was er gelitten,
Angerechnet seine Schuld!

Er schwieg, und von uns abgewandt, zerdrückt
Er eine Thräne; trog mich nicht ein Wahn,
Gewahrt ich es, wie im Vorüberflug
Sein Schutzgeist diese Thräne aufgefaßt,
Die der Vergeltung Schale niedersenkt.
Wir aber drückten schweigend ihm die Hand,
Die nervigte, zum Abschied, segnend hob
Er sie empor; es war der Segenswunsch
Bewährter Reue, welche Kraft verleiht,
Durch ihn gestärkt, der Reue zu entgeh'n.

Als einzeln ich, neun Monde später wars,
Auf gleichem Pfad nach Hochegypten zog,
Verlangte mich im engen Klosterthal
Den Coptenprior aufzusuchen, ihm
Zu danken, daß sein Segen mich geschirmt.
Ein Klosterbruder hatte mich erkannt,
Er zeigte, als ich nach dem Prior frug,
Auf einen frischen Hügel hin; noch war

Der Rasen der Bedeckung nicht geheilt,
Doch heil die Brust bedeckt vom Rasenstück.

Arthur vom Nordstern.

Schlußanmerkung.

Die nähere Veranlassung zu diesem Gedichte erkennt der Verfasser als eine angenehme Zugabe zu dem Vergnügen, das ihm beim Lesen der Schrift: »Mes Souvenirs d'Egypte« *) zu Theil ward. Die geistreiche Verfasserin, Freifrau von Minutoli, geborne Gräfin von Schulenburg, erzählt die Geschichte des Coptenpriors, wie sie ihr von ihrem Begleiter, dem D. Ricci, mitgetheilt ward, im ersten Theile dieser Reiseerinnerungen; auf diese Quelle ist auch deswegen zu verweisen, weil sich, bei der Vergleichung jener Darstellung mit der vorliegenden Bearbeitung, am sichersten beurtheilen läßt, was der letztern eigenthümlich angehört, was der Abänderung und des Zusatzes bedurfte, was durch Form und Einkleidung bedingt und was in topographischer Beziehung aus jener interessanten Schrift entnommen ward. Diese Vergleichung zu erleichtern sey die Erzählung des Coptenpriors hier angefügt. **) In vielen Einzelheiten ist sie mit dem

---

*) Mes Souvenirs d'Egypte, par Madame la Baronne de Minutoli etc. II. Tom. Paris 1826.

**) Il me répondit qu'il était Romain de naissance et qu'il avait été, comme cadet de famille, destiné par ses parens

Stoffe des Gedichts von Byron, The Giaour, sehr nahe verwandt, zu dem der Lord den ersten Anlaß durch einen Kaffeehauserzähler in der Levante erhielt. Es galt dem Versuche sie zu benutzen, ohne das Wagstück der Nachahmung zu bestehen.

Als Christenrenegat konnte der Prior im Gedichte nur in einem widrigen Lichte erscheinen. Dieß wird gemildert durch die, zugleich die Wahrscheinlichkeit fördernde Voraussetzung, daß er im napoleonischen Mamelückenkorps als Freiwilliger gefochten. Auch bleibe nicht außer Rücksicht, daß hier Egypten, im Giaour aber Morea der Schauplatz des Vorgangs ist. Uebrigens aber hat Byrons »lone caloyer« mit diesem Coptenprior allerdings viel Aehnlichkeit; — selbst das auch in den Souvenirs d'Egypte angedeutete und im »Giaur« vorkommende

As if his sorrow or disdain
Forbade him e'er to smile again.

Giaour. 855. 856.

à l'état ecclésiastique, pour lequel il s'était senti une aversion decidée; que, fuyant le pouvoir paternel, il avait passé la plus grande partie de sa vie parmi les infidèles, dont il avait même embrassé la foi; que la mort d'un être adoré lui avait fait sentir l'enormité de ses fautes et de ses erreurs, et que, decidé à passer le reste de sa vie dans la pénitence, il avoit ehoisi ce lieu sauvage et isolé, pour y finir ses jours. Tom. I, Chap. XI. page 120. 121.

Lied.

Ich grüße dich, o Morgen,
Dich Frühlingsduft und Thau!
Dich leises Waldesrauschen,
Dich tiefes Himmelblau!
Ich frag' euch, zarte Blumen:
Seyd ihr für mich erblüht?
Ich frage dich, mein Vöglein:
Singst du für mich dein Lied? —

Wer aber grüßt mich wieder,
In Frühlingsduft und Thau?
Wer schaut mir, wenn ich seufze,
Tief in die Augen blau? —
Wer sagt zu mir: Mein Blümchen,
Bist du für mich erblüht? —
Wer fragt mich, wenn ich singe
Singst du für mich dein Lied?

Sey ruhig Herz! ob Keiner
Auch einen Gruß dir sagt!
Sing' deine frohen Lieder,
Wenn auch dich Niemand fragt!
Die Blume will nur blühen,
Der Vogel singt nur sich;
Drum blühe du und singe,
Ists auch allein für dich!

Ernst v. Houwald.

War er ein Geisterseher?

Eine psychologische Merkwürdigkeit.

Mitgetheilt von West.

In den ersten Jahren meines Aufenthaltes in T—ß, — erzählte Doctor G., dessen man sich aus einer unserer früheren Mittheilungen vielleicht erinnert, *) — ward ich zu dem Obergerichtsrath von Z*** gerufen, welcher gegen das Ende der Kurzeit mit seiner Tochter angekommen war, um das Bad zu gebrauchen. Obschon der Vater seinen eigenen Gesundheitszustand zum Vorwande der Berathung nahm, zu der ich gebeten wurde, sah ich doch bald, daß nicht sowohl er, als seine schöne Tochter, des ärztlichen Beistandes bedürfe. Die runde, behagliche Figur des Obergerichtsrathes schien der bedenklichen Miene zu spotten, mit welcher er mich von den kleinen Ungemächlichkeiten unterhielt, woran er zu leiden vorgab. Auch brachte er das Gespräch unvermerkt selbst auf das Befinden seiner Tochter, die, ohne sichtbare Theilnahme

*) Aglaia, Jahrgang 1826. S. 242.

an unsrer Unterredung, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, in einiger Entfernung von uns saß. Klotilde — so hieß das Fräulein, — gehörte zu den anziehendsten Gestalten, die ich jemals gesehen habe. Ihre feine, durchaus regelmäßige Gesichtsbildung konnte für das Modell eines Raphaelischen Madonnenkopfes genommen werden. Das große, melancholische Augenpaar bewegte sich langsam unter den dunklen Braunen, und warf zuweilen einen hellen Lichtstrahl auf die blassen, edelgeformten Wangen. Hals und Busen waren von ausgezeichneter Schönheit, und, wie der blendend weiße Nacken, schwellend von jugendlichen Reizen. Nur die Gesichtsfarbe und ein leidender Zug um den holden, öfters schmerzlich lächelnden Mund, deuteten auf einen krankhaften Zustand dieses zarten Gewächses, dessen lieblich blühende Fülle sonst wenig davon verrieth.

Meine eigenen Beobachtungen und die Mittel, welche die Aerzte bisher angewendet hatten, belehrten mich bald, daß die Krankheit der schönen Klotilde ein hartnäckiges hysterisches Uebel, und wahrscheinlich mit einem organischen Gebrechen des Milz- und Lebersystems verbunden sey. Der Gebrauch der Bäder zeigte sich unwirksam, ja, er mußte wegen der zunehmenden Verschlimmerung der Nervenzufälle, an welchen das Fräulein litt, endlich ganz aufgegeben werden. Dagegen waren einige einfache Arzeneien, die ich verordnete, besonders aber die diätetischen Vorschriften, welche ich der Kranken ertheilte, nicht ohne guten Erfolg. Meine interessante Patientin fing allmählig an, mehr Theil an den geselligen Unterhaltungen zu nehmen. Sie erschien nun öfters an der Seite ihres Vaters auf den besuchtesten Spaziergän-

gen und an anderen Orten, wo die Badegäste sich versammelten. Ihre Schönheit sowohl als ihr leidendes Aussehen zogen die Blicke der Neugierigen auf sie, und bald sah man Klotilden von einem kleinen Hofe galanter Halb-Invaliden umringt, deren Huldigungen sie mit gutmüthiger Hingebung ertrug.

Der Obergerichtsrath, sehr erfreut über diese scheinbare Besserung des Gesundheitszustandes und der Gemüthsstimmung seiner Tochter, ließ es an nichts fehlen, ihr den Aufenthalt in T—tz so angenehm als möglich zu machen. Er wurde hierin von Klotildens Gesellschafterin und ehemaliger Gouvernante, Madam Clemence, — einer gutartigen, etwas überbildeten Frau, die mit Leidenschaft an dem Fräulein hing, — auf das eifrigste unterstützt. Jeden Tag beinahe bezeichnete ein kleines Fest, in oder außer dem Hause des Obergerichtsrathes, und Klotilde war immer die Königin dieser Feste. Die leidende Rolle, die sie dabei spielte, erhöhte die Theilnahme noch, welche ihre persönlichen Vorzüge einflößten. Man war schon zufrieden, wenn die Aufmerksamkeit, welche man der schönen Kranken bewies, von ihr manchmal durch einen heiteren Blick, ein flüchtiges Lächeln, oder ein paar freundliche Worte belohnt wurde. Alles, was um sie vorging, schien sie nur leicht, aber nicht unangenehm zu berühren; sie gewöhnte sich nach und nach an das bunte Getreibe, worin sie sich bewegte, und indem sie sich an fremder Lebenslust ergetzte, fing sie selbst an, wieder aufzuleben.

Klotilde besaß mehrere schätzbare Talente, und einige darunter in einem hohen Grade von Vollkommenheit, aber sie

trug sie nicht zur Schau; bloß zufällige Anläße machten die Freunde des Hauses damit bekannt. Auf dem Pianoforte konnte sie für eine Meisterin gelten. Man hörte sie jedoch nur spielen, wenn sie in ihrem Cabinette allein, und von keinem Fremden behorcht zu seyn glaubte. Es waren dann meistens freie Phantasien, welche sie vortrug, von seltsam schwärmerischer Art, aber voll tiefer Empfindung und von einer wunderbaren Zartheit des Ausdruckes. Zuweilen meinte man ein unbekanntes Instrument zu hören, und Töne und Accorde aus einer andern Welt. Madam Clemence sprach sehr räthselhaft von diesem Talente ihrer jungen Freundin, und von den wundersamen Gaben »des theuren Engels« überhaupt, wie sie Klotilden gewöhnlich nannte. Die gute Frau betrachtete ihr Pflegekind wirklich als ein Wesen höherer Gattung; und selbst die körperliche Hinfälligkeit des Fräuleins bestärkte sie in der Meinung, daß »dieser reine Geist sich aus den Banden der Sinnlichkeit loszuwinden strebe, die er wider Willen trage.«

Meine Beobachtungen stimmten indessen nicht völlig mit den platonischen Ansichten der ehrlichen Clemence überein. Ich glaubte Spuren einer sehnsüchtigen, keineswegs überirdischen Liebe in der kränklichen Reizbarkeit des schönen Kindes entdeckt zu haben, obwohl mir der Gegenstand derselben lange verborgen blieb. Weder aus den arglosen Berichten der Gouvernante, noch aus den Reden des Vaters, der gern und viel von seiner Tochter sprach, ließ sich auf ein Verhältniß schließen, worin Klotilde mit irgend einem Manne stand. Die Artigkeiten der Badegäste, unter denen sich ein paar feine junge Männer, schon frühere Bekannte des Fräuleins befanden,

wurden von ihr mit großer Gleichgültigkeit erwiedert. Auch der Bewerbungen zweier abwesenden Liebhaber, wovon der Eine bei dem Obergerichtsrath, der Andere bei Madam Clemence in besonderer Gunst zu stehen schien, ward erwähnt, ohne daß Klotilde die mindeste Neigung für einen von Beiden verrieth. Aber ein unruhiges Feuer brannte still und heimlich in ihrem dunklen Auge; unwillkührliche Seufzer drängten sich aus ihrer Brust, und ihre blassen Wangen färbten sich höher, wenn sie sich in der schmachtenden Zerstreuung, die ihr gewöhnlich war, unvermuthet beobachtet sah. Die Bücher, die ich am häufigsten auf ihrer Toilette fand, waren Schilderungen leidenschaftlicher, meist unglücklicher Liebe. Ich glaubte zu bemerken, daß die sinnliche Glut, welche in einigen derselben herrschte, nicht der geringste Reiz war, der sie zu dieser Lectüre hinzog. Eines Tages, da ich mit Madam Clemence in dem Nebenzimmer saß, während Klotilde in ihrem Cabinette allein war, hörte ich sie eine Zeit lang in sehr melancholischen Weisen phantasiren. Plötzlich änderten sich Ausdruck und Tempo, und sie fing an, eine Romanze höchst originell vorzutragen, in deren Worten ich bald Göthe's Braut von Korinth erkannte. Der ganze Wahnsinn der Leidenschaft, der dieses Gedicht so anziehend und gefährlich für junge Gemüther macht, war in dem rhapsodischen Gesange der einsamen Schwärmerin vernehmbar. — Ich zweifelte nicht länger: — dieses Mädchen kannte die verführerische Macht der Liebe, und war von ihren schärfsten Pfeilen in's Mark des Lebens getroffen.

Mehrere Umstände gaben meinen Vermuthungen eine bestimmte Richtung, und führten mich allmählig der Entdeckung näher. Unter den Meistern, deren Unterricht in der

Musik das Fräulein genossen, war schon früher einige Mal eines Candidaten der Theologie gedacht worden, des Sohnes einer armen Cantors-Witwe auf dem Gute des Obergerichtsrathes, wo die Familie, so lange Klotildens Mutter lebte, die schöne Jahreszeit zuzubringen pflegte. Ich hatte Anfangs diesen jungen Menschen, den ich für einen gewöhnlichen Musiklehrer, ja, nach den zweideutigen Ausdrücken der Gouvernante, sogar für todt hielt, wenig beachtet. Indessen war es mir aufgefallen, daß Klotilde die Unterredung immer plötzlich abbrach, wenn die gesprächige Clemence sich über den Sohn der Cantors-Witwe umständlicher auszulassen anfing. Nach und nach hatte ich bei solchen Gelegenheiten dennoch Manches gehört, was mich aufmerksamer auf diesen, keineswegs unbedeutenden, Musikmeister machte. Offenbar hatte das Fräulein ihre Virtuosität in der Kunst hauptsächlich ihm zu verdanken; es war seine Spielart, die sie sich zu eigen gemacht, wie sie einmal selbst gestand. Aber auch die Schwärmerei in ihrem Kopfe und Herzen schien denselben Ursprung zu verrathen. Madam Clemence, die selbst ein wenig von dieser Schwärmerei angesteckt war, sprach beinahe in eben so enthusiastischen Ausdrücken von dem Sohne der Cantors-Witwe, als von »ihrem theuren Engel.« Auch der gute Theodor — so hieß der junge Mensch — war, nach ihrer Meinung, ein zu reines und erhabenes Wesen für die gemeinen Verhältnisse dieser sublunarischen Welt. Damit tröstete sie sich über seinen unzeitigen Verlust; denn er war vor ungefähr zwei Jahren aus der Gegend verschwunden, man wußte nicht wie, noch wohin.

Alle diese kleinen Züge überzeugten mich mehr und mehr, daß Theodor der Gegenstand der geheimen Leidenschaft sey,

von der ich Klotilden verzehrt sah. Ihre erste Bekanntschaft mit ihm fiel in ihr vierzehntes Jahr, und ihr gegenseitiger Umgang hatte drei volle Sommer hindurch gedauert. Die plötzliche und geheimnißvolle Entfernung des jungen Mannes — denn selbst seine Mutter wußte nicht, oder gab wenigstens vor, nicht zu wissen, wohin er gekommen, und was aus ihm geworden, — mußte natürlich die schwärmerische Anhänglichkeit des Mädchens an das Idol ihrer ersten Liebesträume noch erhöhen. Jene Entfernung, die von Seite Theodors freiwillig zu seyn schien, hing wahrscheinlich mit einem heftigen Kampfe des Begehrens und der Entsagung zusammen, der ihr vorausgegangen war. Es befremdete mich nicht, daß weder Madam Clemence, noch Clotildens Vater, die mindeste Ahndung von einem solchen Verhältnisse des Fräuleins mit ihrem Musiklehrer hatten. Den Obergerichtsrath machte der Stolz auf seinen Stand und Reichthum, die Gouvernante ihre gutmüthige Beschränktheit unfähig, ein solches Verhältniß für möglich zu halten. Als ich der letzteren, mit aller Behutsamkeit, die ich der Sache und ihren vorgefaßten Meinungen schuldig zu seyn glaubte, meine Vermuthungen mittheilte, stutzte sie einen Augenblick. Doch gleich darauf erklärte sie mit lächelnder Miene und voll Zuversicht in ihre eigene Ueberzeugung, mein Scharfsinn habe mich in diesem Falle ohne Zweifel getäuscht. Sie gebe zu, daß eine gewisse Harmonie der Seelen zwischen den zwei reinsten Wesen, die sie jemals gekannt, Statt gefunden; aber sie sey gewiß, daß an diesem, durchaus geistigen Bande eine so niedrige Neigung, als die Geschlechtsliebe, nie den geringsten Antheil gehabt habe. Zugleich warnte sie mich, meine vermeinte Entdeckung ja vor

dem Vater des Fräuleins geheim zu halten; denn er würde es mir niemals verzeihen, seiner Tochter eine solche Verirrung zugetraut zu haben. Ich ließ es mit diesem verfehlten Versuche für jetzt genug seyn, und nahm mir vor, meine Beobachtungen im Stillen fortzusetzen, überzeugt, daß der Erfolg sie früher oder später vollkommen rechtfertigen würde.

Die Badekur des Obergerichtsrathes war nun geendigt, und seine Tochter fing an, sich in T—tz unbehaglich zu fühlen. Die anscheinende Besserung ihrer Gesundheit schwand wieder allmählig dahin; dagegen war eine zunehmende Unruhe an ihr bemerkbar, die eine Veränderung des Ortes, auch in Bezug auf ihr körperliches Befinden, rathsam zu machen schien. Herr von Z*** war unentschlossen, ob er eine kleine Reise unternehmen, oder auf sein Landgut gehen sollte, das die Familie seit dem Tode seiner Frau, — welche im Frühling des vorigen Jahres daselbst gestorben war, — nicht mehr gesehen hatte. Zuletzt entschied Klotilde, deren sichtbare Aufregung bei der Verhandlung dieser Frage mir nicht entging, für einen kurzen Aufenthalt auf dem Gute. Da sie im vorigen Jahre sogar ihre kranke Mutter sehr ungern dahin begleitet hatte, wunderte sich ihr Vater über diesen Entschluß, nahm ihn aber als ein Opfer für seine eigenen Wünsche an; denn seine Vorliebe für diese Besitzung war ihr bekannt. Ich meiner Seits glaubte die frühere Abneigung, wie die jetzige Bereitwilligkeit Klotildens, den Landsitz ihres Vaters zu besuchen, mir in Verbindung mit der geheimen Geschichte ihres Herzens denken zu dürfen. Die Erinnerung an Theodorn schien wieder lebhafter in ihr erwacht zu seyn, wie ich aus ihrer Unruhe schloß, und auch ein halbes Ge-

ständniß der Gouvernante errathen ließ, welche seit Kurzem über meine, Anfangs so leicht aufgenommenen, Bemerkungen nachdenklicher zu werden anfing. — Der Obergerichtsrath reiste endlich ab, nachdem er mir das Versprechen abgenommen, ihn und seine Tochter recht bald auf seinem Gute zu besuchen, das, nur einige Meilen von T—z entfernt, in einer reizenden Gegend des sächsischen Gebirges lag.

Die vorrückende Jahreszeit, welche die Badegäste bis auf Wenige vertrieb, erlaubte mir ungefähr nach vierzehn Tagen mein Versprechen zu erfüllen. Ich fand Herrn von Z*** etwas mißmuthig, aber doch erfreut über meine Ankunft; denn seine Tochter schien wieder kränker, worüber er sehr beunruhigt war. In der That hatten Klotildens körperliche Leiden und ihre Schwäche zugenommen, und sie war noch stiller als gewöhnlich; aber auf ihrem schönen, blassen Gesichte lag ein Ausdruck innerer Heiterkeit, welcher bewies, daß sie sich nicht unglücklich fühlte. Sie beantwortete meine Fragen um ihr Befinden nur sehr lässig, und lächelte über meine ärztlichen Anordnungen, versprach jedoch, sie zu befolgen. Mit Bedauern bemerkte ich alle Anzeichen der Schwindsucht, von Umständen begleitet, welche sehr schnell den schlimmsten Ausgang herbeiführen konnten. Sie selbst schien mit Todesgedanken beschäftigt, die aber weit entfernt waren, ihr Angst oder Schrecken zu verursachen; vielmehr hing sie jenen melancholischen Vorstellungen mit einer Art von stillem Genusse nach. Man sah sie öfters bei dem Grabmahle ihrer Mutter, das in einem abgelegenen Theile des Schloßgartens stand, und neben dem sie sich ein trauliches Plätzchen zu ihrem eigenen gewählt hatte; wenigstens sagte mir Mad. Clemence

so, die mir die Stelle zeigte. Die ehrliche Frau gestand jetzt, daß sie zu glauben anfange, es sey wirklich Liebesgram, was an dem Herzen ihres Fräuleins nage, und meine Vermuthung sey nur allzu gegründet gewesen. Schon Klotildens Ungeduld, hierher in die Nähe von Theodors ehemaliger Wohnung zu kommen, noch mehr aber ihr seitheriges Betragen, habe sie auf diese Meinung gebracht. Das kleine Häuschen, worin seine Mutter noch jetzt wohnte, war in der That ganz nahe, und durch das Gitter des Parks zu sehen. Jeden Abend, wenn es dunkel geworden, erzählte die Gouvernante, gehe ihr armes Fräulein insgeheim hierher, und setze sich dem Häuschen gegenüber in die Laube, wo sie ehemals ihren Lehrer öfters in der Nacht die Harmonika spielen gehört. Wenn sie dann ziemlich lange da geblieben, und vergebens nach den bekannten Tönen gehorcht, kehre sie traurig in das Haus und in ihr Zimmer zurück, wo sie sich sogleich verschließe, und oft die halbe Nacht, in den pathetischen Weisen, die ich kennte, auf dem Pianoforte phantasire.

Die Bestätigung meiner Vermuthungen durch die Aussage der guten Clemence war mit zu traurigen Umständen verbunden, als daß meine Eitelkeit eine Genugthuung darin hätte finden können. Es war wenig Hoffnung, Klotilden am Leben zu erhalten, selbst wenn es möglich gewesen wäre, die Ursachen des Kummers zu heben, der ihr Gemüth darnieder drückte. Indessen war es doch Pflicht, einen Versuch zu machen, ob den weiteren unglücklichen Folgen dieser verkannten und beklagenswerthen Liebe, durch was immer für menschliche Mittel, abgeholfen werden könnte. Dazu war vor Allem nöthig, etwas Gewisses über das Leben und den Auf-

enthalt des geheimnißvollen Liebhabers zu erfahren. Bevor dieß geschehen, schien es überflüssig, den Obergerichtsrath mit der Erzählung einer Geschichte zu beunruhigen, die seine Standhaftigkeit frühe genug auf die Probe stellen, und ihn aus der Sicherheit, worin sein Stolz sich wiegte, aufschrecken würde. Ich entschloß mich daher, Theodors Mutter ungesäumt zu besuchen, nachdem ich zuvor von Madam Clemence noch folgende Umstände über seine Familie, seine Erziehung und sein früheres Benehmen erfahren hatte.

Theodors Vater, Magister N—, ein in der Gelehrtengeschichte nicht unbekannter Name, war selbst Prediger gewesen, hatte aber, aus Gewissens-Scrupeln über die Liturgie der protestantischen Kirche, das Amt eines Seelsorgers niedergelegt, und war dann später, seiner gründlichen Musikkenntnisse wegen, als Cantor, in der Hauptkirche zu Ch**, angestellt worden. Die Mutter, eine geborne Herrnhuterin, galt unter dem Volke für eine eben so fromme als kluge Frau, zu der die armen Landleute in Krankheitsfällen und andern Bedrängnissen häufig ihre Zuflucht nahmen. An dem kleinen Theodor hatte man schon in der Kindheit einen ungewöhnlichen Ernst, und einen überwiegenden Hang zur Einsamkeit bemerkt. Eben so entschieden waren seine Anlagen für die Musik und für die Wissenschaften überhaupt, worin er den ersten Unterricht im väterlichen Hause erhielt. Obwohl sein Vater ihn nicht zum geistlichen Stande bestimmt hatte, wendete sich die Neigung des Knaben doch schon sehr frühe den theologischen Studien zu, und die Fortschritte, welche er in der tiefsinnigsten aller menschlichen Kenntnisse, der Metaphysik, machte, setzten Jedermann in Erstaunen. Auf

der Klosterschule zu **, wo Theodor einige Jahre zubrachte, scheint sich die Eigenthümlichkeit seines Charakters, sein Hang zum beschaulichen Leben, und seine Virtuosität in der Musik, mehr und mehr entwickelt zu haben. Er verließ diese Schule, um auf die Universität zu gehen, als sein Vater starb. Die Einsamkeit des kleinen Dorfes, das seine Mutter nach dem Tode des letzteren zu ihrem Wohnsitze gewählt, zog ihn jetzt an. Er gab seinen Plan auf, die Akademie zu besuchen, und kehrte zu seiner Mutter zurück. Hier war es, wo er die Familie des Obergerichtsraths kennen lernte, und sich sehr bald, durch seine Kenntnisse sowohl als die Eigenschaften seines Charakters, besonders bei den Frauen in Gunst und Ansehen setzte. So geschah es, daß Klotilde mit ihrem Lehrer, der ihr, nebst der Musik, zugleich Unterricht in mehreren Wissenschaften, auch in der Philosophie und Sternkunde, ertheilte, häufig allein war, und, wie es scheint, nach und nach die heftigste Neigung für ihn faßte, die von ihm ohne Zweifel, wenigstens eine Zeit lang, in gleichem Maße erwiedert wurde.

Das Aeußere des jungen Mannes beschrieb die Gouvernante als wenig auffallend, und minder schön als anziehend. Dagegen sprach sie mit Bewunderung von dem Ton seiner Stimme, der in der einfachsten Rede einen hinreißenden Schmelz und fast etwas Zauberhaftes gehabt habe. Dieser Ton war es ihrer Meinung nach hauptsächlich, worein Klotilde sich verliebt haben müßte. Was Theodors plötzliche Entfernung eigentlich veranlaßt, wußte sie nicht zu sagen: vielleicht war es von seiner Seite nur die Absicht, sich selbst und die Geliebte von einer Leidenschaft zu heilen, deren Be-

friedigung auf einem erlaubten und gesetzmäßigen Wege sie niemals hoffen durften. Des bloßen Leichtsinnes und einer gewöhnlichen Untreue hielt sie ihn für unfähig. Eben so wenig wußte Madam Clemence, ob Theodor noch lebe, und ob und in welcher Verbindung das Fräulein jetzt noch mit ihm stehe. Wenn das letztere der Fall sey, meinte sie, müsse es eine ganz eigene, geheime Bewandtniß mit dieser Verbindung haben. Die gute Frau schien damit auf eine Art von magnetischem Rapport hinzudeuten; wie denn überhaupt die geheimen Naturkräfte und die Verhältnisse des Menschen mit der unsichtbaren Welt eine wichtige Rolle in dem philosophischen System der Gouvernante spielten.

So vorbereitet trat ich in das kleine Haus der Cantors-Witwe, von der ich über die räthselhafte Geschichte ihres Sohnes einen näheren Aufschluß zu erhalten hoffte. Ich fand eine einfache, reinliche Alte, mit feinen, nicht unangenehmen Gesichtszügen, die durchaus keine Schlauigkeit, aber eine gewisse bedächtige Umsicht verriethen. Als sie hörte, daß ich der Arzt sey, welcher das kranke Fräulein, vorher im Bade und jetzt hier, behandelte, bezeigte sie mir große Aufmerksamkeit und Achtung. Sie sprach mit Rührung von dem liebenswürdigen Kinde und dessen vortrefflicher Mutter, die einst ihre Wohlthäterin gewesen, und bei deren Lebzeiten sich Alles hier im Dorfe und auf dem Schlosse so glücklich befunden. Da ich ihres Mannes, und zuletzt auch ihres Sohnes erwähnte, von dessen Talenten ich so viel Rühmliches gehört hätte, füllten sich ihre Augen mit Thränen, und ich glaubte einige Verwirrung in ihrem Gesichte zu bemerken. Aber sie faßte sich bald, und sagte dann, indem sie die Hände fal-

tete, und mit gottergebener Miene zur Erde sah: »der ist dahin!« — »Ist er todt?« fragte ich mit Theilnahme. — Sie verneinte es schweigend. — Auf die Frage, wo er sich befinde, war ihre Antwort: sie wisse es nicht. — Ich fing nun an, ihr ohne Rückhalt mitzutheilen was man von den früheren Verhältnissen ihres Sohnes mit dem Fräulein von Z*** bereits wüßte, welche nachtheilige Wirkungen auf die Gesundheit und die Gemüthsruhe des Fräuleins sein Umgang gehabt, und welche Besorgnisse man selbst für ihr Leben hegte. Dann stellte ich ihr vor, wie wichtig es sey, Theodors verborgenen Aufenthalt zu kennen, da seine Gegenwart und persönliche Mitwirkung vielleicht allein im Stande seyen, dem Unheil, das er angerichtet, ein Ende zu machen. — Die Witwe betheuerte, daß sie Theodors unseligen Liebeshandel erst durch einen Brief erfahren, welchen er bei seiner heimlichen Flucht zurück gelassen. Vorher habe sie ihn einer so heftigen Neigung für ein sterbliches Wesen gar nicht für fähig gehalten; denn von Kindheit auf sey sein Gemüth stets nur dem Ueberirdischen und Göttlichen zugewendet gewesen. Daß ihn die Furcht vor der Sünde aus der Nähe des Fräuleins und aus dem mütterlichen Hause vertrieben, sey das Einzige, worin sie in diesem Falle ihren Theodor wieder erkannt habe. Mit großer Wärme behauptete sie, daß ihr Sohn kein Verführer sey, und daß sie in dieser Hinsicht seine Vertheidigung unbedingt übernehme. Aus einigen Stellen des erwähnten Briefes und aus dem Wenigen, was sie über ihn und sein jetziges Thun und Lassen in Erfahrung gebracht, schließe sie übrigens, daß sein Herz gebrochen sey, und daß er selbst seine Bestimmung auf Erden als geendigt betrachte. Wo er gegenwärtig um-

herschweife, und ob sie ihn in diesem Leben noch einmal wiedersehen werde, wisse sie nicht; auch hoffe und wünsche sie dieß nicht mehr. Ihr immerwährendes, inbrünstiges Gebet sey nur, daß das Licht, welches die Gnade des Herrn ihm verliehen habe, nicht zu seiner größeren Verdammniß gereichen, sondern ihn auf den Weg des Heiles, den er in unglücklicher Verblendung verlassen, zurückführen möge. — Es war nicht ganz deutlich, was die Witwe unter diesem Lichte verstand. So viel erhellte aus ihren dunklen Reden, daß sie eine sehr hohe Meinung von gewissen geheimnißvollen Gaben ihres Sohnes hatte; daß sie aber mit dem Gebrauche, den er davon zu machen angefangen, nicht zufrieden war, und daß sie seine sündliche Liebe für eine Strafe des Himmels hielt, welche er durch seine Lauigkeit im wahren Glauben und seine Vorliebe für allerlei heidnische Meinungen und Bücher, sich zugezogen.

Der eigentliche Zweck meines Besuches ward nicht erreicht; aber wenigstens hatte ich von der Hauptperson der seltsamen Geschichte, worein ich verflochten war, einige neue Charakterzüge erfahren, und ich fing an, hellere Blicke in den inneren Zusammenhang der Begebenheiten zu thun. Eh' ich von der Cantors-Witwe Abschied nahm, ließ ich mich noch in das Zimmer ihres Sohnes führen. Nebst seinen Büchern, — einem sonderbaren Gemische von wissenschaftlichen und schwärmerischen Werken: Spinoza z. B., Jakob Böhme, Berkley, Thomas à Kempis, und Albertus Magnus hart neben einander stehend, — waren mir darin mehrere musikalische Instrumente, worunter eine Harmonika, vorzüglich merkwürdig. Nur seine Violine hatte er mitgenommen, als das leichteste

Mittel wahrscheinlich, seinen nothdürftigen Unterhalt damit zu erwerben.

Es vergingen mehrere Tage, bevor ich meine Kranke wieder besuchen konnte. Madam Clemence empfing mich an der Stelle des Obergerichtsrathes, der unvermuthet in die Stadt berufen worden, wo seine Gegenwart auf längere Zeit nöthig war. Was mir die Gouvernante über eine neue Erscheinung in Klotildens Gemüthsstimmung sagte, war von schlimmer Vorbedeutung. Das Fräulein, erzählte sie, schiene äußerst aufgereizt, ja in einer Art von stiller Verzückung; dabei spräche sie fast gar nicht mehr, und hätte seit zwei Tagen auch ihr Clavier nicht berührt. In der vorletzten Nacht wäre sie länger als gewöhnlich im Garten geblieben, und endlich ganz verklärt aus demselben zurückgekommen. Auch in der gestrigen sey dieß geschehen; wobei Madam Clemence sie beobachtet und bemerkt hätte, daß sie, wie sonst, auf das Spiel der Harmonika gehorcht, und — nach dem Ausdrucke ihrer entzückten Mienen und Geberden — es wirklich zu hören sich eingebildet habe. Seitdem schienen alle düsteren Vorstellungen von dem Fräulein gewichen zu seyn, aber sie wäre noch eben so verschlossen als sonst; ja, sie bewachte ängstlich jede unwillkührliche Aeußerung ihrer Zufriedenheit, als fürchtete sie, ein süßes Geheimniß zu verrathen.

Ich fand den Puls der Kranken sehr bewegt, mit Anzeichen eines unregelmäßigen Fiebers. In ihren Blicken war eine unheimliche Unstätigkeit, wie man sie öfters als Vorbothen eines stillen Wahnsinnes bemerkt. Auf meine ärztliche Fragen antwortete sie noch einsylbiger, als seither immer. Ein Gespräch über Musik, das ich versuchsweise anfing, hatte keinen

besseren Fortgang. Bei dem Worte Harmonika, welches ich absichtlich einmischte, ergriff sie ein Zittern, und eine fliegende Röthe bedeckte ihr Gesicht. Ich wagte es nicht, den Namen Theodor auszusprechen, den sie, wie mir die Gouvernante gesagt hatte, jetzt noch geflissentlicher, als je zuvor, vermied. Das bedenklichste Symptom, das ich an meiner Patientin wahrnahm, war der sichtbare Verfall ihrer Gestalt. Seit drei bis vier Wochen hatte diese unglaublich gelitten. Die Blume ihrer Schönheit war, wie von einem Nachtreife getroffen, hinwelkend und glanzlos. Nacken, Brust und Arme erschienen beträchtlich abgemagert; nur die unzerstörbare Form des schönen Kopfes zeigte sich wenig verändert, und das seelenvolle Auge hatte noch sein ganzes Feuer. Die allgemeine Auszehrung, welche ich lange befürchtet, war mit ihren furchtbaren Folgen bereits unverkennbar.

Andere dringende Beschäftigungen verhinderten mich hierauf durch drei oder vier Tage, Klotilden zu sehen. Da brachte mir ein reitender Bote ein Billet des Obergerichtsrathes, das mich aufforderte, eiligst zu seiner todeskranken Tochter zu kommen, welche er, bei seiner Zurückkunft aus der Residenz, beinahe sterbend gefunden. —

Ich traf die Kranke in einem heftigen Entzündungsfieber, wovon alle edlen Eingeweide, besonders Lunge und Leber, angegriffen waren. Die wirksamsten Mittel wurden angewendet, und entfernten die augenblickliche Gefahr: aber die bald eintretende Crisis war unvollständig; und im Gefolge einer sehr zweifelhaften Reconvalescenz, zeigten sich deutliche Spuren des unvermeidlichen Ausganges, welcher dieser traurigen Krankheit bevorstand. Den Hang zur Schwärmerei, den Erziehung, Lectü-

re, Umgang, und zuletzt eine hoffnungslose Leidenschaft, vielfältig in Klotilden genährt, fing an, sich in fixen Ideen und seltsamen Visionen zu äußern. Schon im Zustande des Fiebers hatte das Delirium der Kranken eine entschiedene Richtung zu gewissen Lieblingsvorstellungen verrathen. Die Musik spielte die Hauptrolle in ihren Fieberträumen, und nächst derselben eine mystische Person, in der man bald die himmlische Liebe, bald einen Geist der Finsterniß, bald einen unbekannten, zärtlich geliebten Jüngling zu erkennen glaubte. Einigemal schwebte ein Name auf Klotildens Lippen; aber ein unarticulirter Ton, wie ein tiefer Seufzer des Schmerzes und der Wonne, ließ sich an seiner Statt vernehmen, und ihr Geheimniß trat, gleichsam erschrocken vor sich selber, in ihre Brust zurück. Gleichwohl deutete jedes Wort, das ihrer schwärmenden Zunge entschlüpfte, auf den Mann, dessen Namen sie sich zu nennen scheute. Es war Theodor, ihr ehmaliger Musikmeister, der ihr ganzes Wesen, im Schlafe wie im Wachen, in den Verirrungen ihrer Phantasie wie in ihren hellen Augenblicken, ausfüllte. Er war es, der vor den Augen ihrer Einbildungskraft am Fortepiano saß, und die Tasten des ruhenden Instruments in Bewegung setzte, wenn sie aus ihrem Bette darauf hinstarrte und dessen Saiten von himmlischen Accorden ertönen hörte. Ihn sah sie an ihr Bett treten, und sich zu ihr herab neigen, wenn sie aus ihrem Krankenschlummer auffuhr, und beängstigt und entzückt zugleich von seiner Gegenwart, die Arme mit sanft abwehrender Geberde ausstreckte, als fürchtete sie und wünschte zugleich, von den seinigen umschlungen zu werden. Ihm folgte ihr sehnsüchtiger Blick, und ihm nickte sie, halb freund-

lich, halb schmollend zu, wenn die phantastische Gestalt, ihrem zweideutigen Winke gehorchend, sich entfernte und ihrem inneren Auge entschwand.

Diese Phantome der Einbildungkraft, welche sich Klotilden zuerst und wiederholt in den Anfällen des Fiebers dargestellt hatten, schienen ihrer schwärmerischen Seele so tief eingeprägt, daß sie, auch nachdem die Fieberhitze sie verlassen, Anfangs im Traume und zuletzt sogar im Wachen, vor ihre gestörten Sinne traten. Madam Clemence war die erste, welche mit Schrecken die Bemerkung machte, daß ihr Fräulein, in völlig ruhigem und leiblich gesundem Zustande, irre zu reden anfing, und Dinge sah und hörte, wovon sonst Niemand das Geringste wahrnahm. Sie machte sich nun selbst bittere Vorwürfe, und rechnete es sich, nicht ohne Grund, als ein schweres Verschulden an, daß sie, durch manche unbedachte Reden und Handlungen, wahrscheinlich selbst nicht wenig zu dieser traurigen Gemüthsverwirrung ihres Lieblings beigetragen habe. Gegen mich war sie jetzt eben so aufrichtig, als sie früher zurückhaltend gewesen, und setzte mich dadurch in den Stand, meine eigenen Wahrnehmungen durch die ihrigen zu berichtigen und vollständig zu machen. Wiederholte Beobachtungen und Versuche, welche ich, durch die Aussagen der Gouvernante aufgeklärt, nun mit voller Sicherheit anstellen konnte, lehrten mich in Kurzem den betrübten Gemüthszustand der armen Klotilde in seinem ganzen Umfange und Zusammenhange kennen. Die wahnsinnigen Anschauungen der Kranken standen mit einem System verkehrter Begriffe und Grundsätze in Verbindung, die allem Anscheine nach schon weit früher in

ihr entstanden waren, und worin sich jetzt zugleich ein völlig ausgebildeter Wahnwitz offenbarte. In den, nun weniger wortkargen Gesprächen, worauf sie sich mit mir einließ, bemerkte ich, daß sie sich eine ganz eigene Theorie der Geisterwelt ausgeklügelt, die viel Aehnliches mit den Schwärmereien des bekannten Schwedenborg hatte. Sie hielt den Umgang mit abgeschiedenen Seelen und reinen Geistern nicht nur für eine mögliche Sache, sondern war fest überzeugt, daß es begünstigte Naturen gebe, deren aufgeschlossenem Sinne in dem unbekränzten Reiche der Geister nichts verborgen noch unzugänglich sey. Meinen Zweifeln und Einwendungen setzte sie eine entschlossene Dialektik entgegen; und wenn ich sie manchmal durch das Gewicht meiner Gegengründe in die Enge getrieben zu haben meinte, brach sie die Unterredung kurz ab, und schien mich meinem ungläubigen Skepticismus mit einer Art von stolzem Mitleiden zu überlassen.

Klotildens Vater, der von dem allen keine Ahndung hatte, den man aber den traurigen Seelenzustand seiner Tochter unmöglich länger verborgen halten konnte, war vor Erstaunen und Bekümmerniß außer sich, als ich ihm, ohne für's erste Theodors noch zu erwähnen, einen vorläufigen Bericht darüber erstattete. Von allen Unfällen, die ihm hätten begegnen können, war ihm keiner unerwarteter und seiner ganzen Denk- und Sinnesart mehr zuwider, als daß sein einziges Kind eine Geisterseherin geworden. Er verwünschte die Bücher, die Musik und alle schönen Künste; denn diese, behauptete er, hätten den unseligen Spuk in sein Haus und in den Kopf seines, sonst so verständigen

Mädchens gebracht. Die arme Clemence überhäufte er mit den härtesten Vorwürfen; es fehlte wenig, daß sie nicht auf der Stelle ihren Abschied erhielt. Auch seine verstorbene Frau, die sich der Erziehung Klotildens wider seinen Willen angemaßt, klagte er der Mitschuld an diesem Unglücke an. Endlich traf die Reihe, in seinem Unwillen und seinen Verwünschungen, die Pedanten und Schöngeister, von denen seine selige Frau stets umlagert gewesen, und die ihm so oft Langeweile gemacht. Er musterte mit beißendem Spotte die Lehrer in allen sieben freien Künsten, welche seine Frau, gewöhnlich gegen seinen Rath, für ihr Töchterchen ausgewählt; und hielt dann, wie von einer zufälligen Entdeckung überrascht, plötzlich inne, indem er Madam Clemence mit einem durchbohrenden Blicke ansah. »Der Cantors-Sohn! Euer Heiliger!« rief er endlich aus. »War's nicht der, von dem ich einst solchen Unsinn hörte, wie uns der Doctor Klotildens tolle Geisterlehre beschrieb? — Ganz recht! Sie, und meine Selige, waren über den hochtrabenden Galimathias vor Bewundrung außer sich. Auch war't Ihr Beide stets die warmen Lobrednerinnen des duckmäuserischen Burschen, obwohl ich Euch Gründe genug anführte, gegen seine Scheinheiligkeit auf Eurer Hut zu seyn. Steckte der Laffe nicht oft Stunden lang mit dem unreifen, albernen Dinge beisammen? Wenn Ihr sie dann nur klimpern und trillern hörtet, war Alles gut. Da haben wir es nun! Wenn auch die Unschuld des Mädchens bei dem Phantasten keine Gefahr lief, so hat er ihr doch den Kopf durch und durch verrückt; und das ist beinahe noch schlimmer!«

Da der Punkt, auf den mein Augenmerk schon lange

gerichtet war, nunmehr zur Sprache kam, hielt ich es für Zeit, Herrn von Z*** auch von der Herzensangelegenheit seiner Tochter und von ihren Verhältnissen mit dem verschollenen Cantors-Sohne zu unterrichten. Er war darüber äußerst betroffen, gestand aber, daß er es sich selbst nicht verzeihen könne, dieß nicht schon längst errathen zu haben. Vieles in dem Betragen seiner Tochter, was ihm bisher unbegreiflich gewesen, sey ihm jetzt mit einem Male klar. Er ereiferte sich auf's Neue über die Heimlichkeit, womit seine Frau und die Gouvernante diesen ärgerlichen Liebeshandel, von dem sie doch nothwendig etwas bemerkt haben müßten, ihm stets verborgen gehalten. Daß der Musikmeister so weit entfernt sey, und sich damit begnügt habe, dem Mädchen nur im Traume und als Gespenst zu erscheinen, wollte er durchaus nicht glauben. Seine Mutter, die alte Hexe, müsse mehr von ihm wissen, und sey wahrscheinlich im Einverständnisse mit dem Verführer. Mit diesem harten Namen belegte er den jungen Mann, der vielleicht nicht schuldiger, als seine Tochter, an dieser traurigen Verirrung des Naturtriebes war. Nur mit Mühe verhinderte ich, daß er nicht sogleich auf eine gerichtliche Untersuchung gegen die Cantors-Witwe und ihren verlaufenen Sohn antrug. Erst nach längerem Zureden willigte er ein, in dieser verwickelten Sache nichts ohne mein Vorwissen zu thun, und sich darin ganz meiner Führung zu überlassen.

Eine Bekanntschaft, welche ich um jene Zeit erneuerte, verschaffte mir unerwartet die Gewißheit, daß sich Theodor wirklich in den benachbarten Gegenden umhertrieb, indem ich zugleich über Klotildens Geisterlehre den vollkommensten

Aufschluß erhielt. Der berühmte Arzt und Professor **, ein großer Vertheidiger des thierischen Magnetismus, kam damals nach T — z, und besuchte mich, wie er bei einer früheren Reise schon einmal gethan hatte. Das Gespräch fiel bald auf seinen Lieblingsgegenstand. Er erzählte mir mehrere interessante Fälle, in denen er die magnetische Kurart mit entscheidendem Erfolge angewendet, der merkwürdigen Entdeckungen nicht zu gedenken, welche er dabei gelegentlich, in mancher noch unerforschten Region der Erfahrungsseelenkunde, gemacht hätte. Unter den Beispielen der letzteren Art war eines, das eine auffallende Aehnlichkeit mit der psychischen Krankheitsgeschichte des Fräuleins von Z*** hatte. Ich bemerkte dieß meinem Freunde, und nach einem weiteren Austausche unserer Gedanken und Beobachtungen vereinigten wir uns darin, daß der junge Geisterseher, welchen Professor ** kennen gelernt, — ungeachtet seines veränderten Namens und erborgten Vaterlandes, — Niemand Anderer, als der verloren gegangene Theodor und der mystische Liebhaber der schönen Klotilde seyn könne.

Der junge Mensch, von dem die Rede ist, war ein wandernder Musikus, der sich eine Zeitlang in W — g, dem Wohnorte des Professors, aufgehalten. Er nannte sich Skalde, und gab sich für einen gebornen Dänen aus. Seinen Unterhalt erwarb er sich mit Unterrichtgeben in der Musik, hielt aber darin keine Ordnung, weßhalb er, seiner außerordentlichen Geschicklichkeit ungeachtet, nur wenige Schüler hatte. Der Mensch war übrigens der wunderlichste Sonderling, und als solcher überall bekannt. Manchmal streifte er Wochenlang in Feld und Wald herum, bloß von seiner Geige begleitet;

dann verschloß er sich wieder ganze Tage und Nächte in seinem Dachstübchen, wo man ihn zuweilen Phantasiestücke von bezaubernder Schönheit ausführen hörte. Ein Anfall von Starrkrampf, der die Hausgenossen des Musikus erschreckt und wozu sie den Professor hatten rufen lassen, war der Anlaß, wobei dieser ihn kennen lernte. Die lange Dauer und seltsame Beschaffenheit jenes Anfalles erregten die Aufmerksamkeit meines Freundes in hohem Grade. Der junge Mensch gestand, daß er solchen Zufällen öfters unterworfen sey, setzte aber hinzu, daß er sie nicht für eigentlich krankhaft halte. In der That waren, nach der Beobachtung des Professors, die animalischen Lebensverrichtungen während des Anfalles, zu dem er gekommen, wenig gestört; Geist und Empfindung jedoch schienen ganz abwesend. Die äußere Aehnlichkeit dieses Zustandes mit dem magnetischen Schlafe hatte meinen Freund Anfangs bestimmt, seine Methode an dem Starrsüchtigen zu versuchen; aber alle Bemühungen, sich mit demselben in Rapport zu setzen, blieben ohne Wirkung. Bei einem zweiten Besuche, welchen Professor ** dem Musikus machte, erklärte sich Skalde offen über den Zustand, worin mein Freund ihn beobachtet hatte. Er behauptete, in einer solchen Anwandlung körperlicher Erstarrung, dem Geiste nach, wirklich abwesend, und auf einer Wanderung außer seiner leiblichen Hülle begriffen zu seyn. Diese Eigenheit stehe mit andern hohen Naturgaben in Verbindung, die ihn von gewöhnlichen Menschen unterscheiden.

Der seltsame Schwärmer ließ nun meinen Freund einen Blick in das wunderliche Chaos seines Gemüthes thun, worin die wildeste Phantasterei mit dem reizbarsten Gefühl und einem seltenen Aufschwung der Vernunft

vereinigt war. Er entwickelte mit großer Scharfsicht und Folgerichtigkeit, ein ihm eigenthümliches System des Idealismus, das auf die entschiedendste Geisterseherei, und zugleich auf das verderblichste Schwelgen in überschwenglichen Anschauungen und Gefühlen, hinauslief. Seine Pneumatologie glich in mancher Hinsicht der Schwedenborgischen, hatte aber mehr inneren Zusammenhang und philosophische Bündigkeit. Wie dieser Schwärmer behauptete er, die Körperwelt habe keine eigene Subsistenz, sondern bestehe lediglich durch die Gemeinschaft der Geister, die, ohne Unterschied der Lebenden und Todten, in nothwendiger und ununterbrochener Wechselwirkung ständen. Daß die meisten Menschen sich dieser innigen Verbindung mit der Geisterwelt nicht bewußt würden, erklärte Skalde aus dem Uebergewichte der sinnlichen Vorstellungen über die reingeistigen, in dem transitorischen Zustande der Seele, welchen man das leibliche Leben nenne. Derjenige, dem, so wie ihm, sein Innerstes aufgethan sey, empfinde sein doppeltes Daseyn in der sichtbaren und unsichtbaren Welt mit gleicher Klarheit, und stehe mit allen ihm verwandten Seelen, durch welche Schranken der Zeit und des Raumes sie auch geschieden seyen, in gleich innigen Verhältnissen. Bei der näheren Bestimmung dieser Verhältnisse war es, nach der Bemerkung meines Freundes, auffallend, durchaus keine Beziehung auf das Sittliche, und eine waltende Gerechtigkeit im Reiche der Geister, wahrzunehmen. Alles beruhte darin auf den ursprünglichen Anlagen der geistigen Naturen, die, gleichsam nach dynamischen und chemischen Gesetzen, mit einander in Wechselwirkung standen, und sich von der Körperwelt durch nichts, als ihre Unvergänglichkeit

unterschieden. Skalde's Versicherung nach, gäbe es übrigens drei Mittel, die ursprüngliche Anlage jedes Menschen, sich mit der Geisterwelt in Verbindung zu setzen, in einem mehr oder minder vollkommenen Grade in sich auszubilden; die Betrachtung nämlich, die Musik, und die platonische Liebe. Auf diese Weise habe er selbst die von der Natur in ihn gelegte Gabe, die Einflüsse der unsichtbaren Welt in sich aufzunehmen und zu erwiedern, erst in reiferen Jahren völlig in sich entwickelt. So habe er insbesondere erst in späterer Zeit das Vermögen erworben, sich von seinem Körper zu trennen, und nicht nur, in geistiger Form und Apparenz, sich unter abgeschiedene Seelen und reine Geister zu mischen, sondern auch lebenden Menschen zu erscheinen, welche empfänglich für solche Einwirkungen seyen.

Das war offenbar die phantastische Geisterlehre, von der ich den Kopf der armen Klotilde angesteckt fand, und die Erscheinungen, von welchen sie schwärmte, waren nun vollständig erklärt. Auch die dunklen Orakelsprüche der Cantors-Witwe über die geheimen Gaben ihres Sohnes und die Irrlehren, denen er sich hingegeben, wurden mir jetzt verständlich. Professor **, den ich von diesen Umständen und der merkwürdigen Krankheitsgeschichte des Fräuleins von Z*** ausführlich unterrichtete, war sehr begierig, die Bekanntschaft der letzteren zu machen. Er schlug mir vor, ihn einer ärztlichen Berathung beizuziehen, welche ein so seltener Krankheitsfall zu fordern schien. Sein Antrag war mir in mehr als einer Rücksicht erwünscht, und gleich am folgenden Tage nahm ich ihn zu dem Besuche mit, den ich meiner Patientin jetzt täglich zu machen pflegte.

Auf dem Wege dahin theilte mir mein gelehrter College seine Muthmaßungen über die eigentliche Beschaffenheit der Seelenkrankheit mit, die wir zu behandeln im Begriffe waren, und über welche er vorläufig nachgedacht hatte. Nach dem, was ich ihm davon erzählt, glaubte er, daß die Gemüthsstörung des Fräuleins großentheils leidenschaftlicher Art, und also vorübergehend sey; indem der Wahnwitz offenbar mitgetheilt, nicht ursprünglich, und daher auch nicht tief in der Seele der Kranken gewurzelt seyn könne. Er war demnach der Meinung, daß die magnetische Kurart, die bei Theodorn unwirksam gewesen, bei dem Fräulein einen desto besseren Erfolg haben würde. Besonders glaubte er, daß wir durch seine Methode, auf dem sichersten und kürzesten Wege, bestimmtere Auskünfte über die jetzigen persönlichen Verhältnisse der Liebenden, vielleicht auch über Theodors gegenwärtigen Aufenthalt erlangen könnten; denn der Musikmeister war, gleich nach der erwähnten Unterredung mit Professor **, auch aus W—g verschwunden, und letzterer hatte seither, so wenig als sonst Jemand, weiter etwas von ihm gehört noch gesehen. Mit einigem Widerstreben willigte ich in den Vorschlag meines Freundes, unsere Patientin einem magnetischen Versuche zu unterziehen; vorausgesetzt, daß die Beobachtungen, welche er nun selbst anzustellen Gelegenheit hätte, ihn von der Zweckmäßigkeit seines Vorhabens neuerdings überzeugen sollten.

Mein Freund fand die Kranke ganz so, wie er sich dieselbe vorgestellt, und schon der nächste Abend ward zu dem Versuche bestimmt, den er mit mir für diesen Fall verabredet hatte. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen vollkommen. Die

schöne Leidende entdeckte in dem magnetischen Schlummer, worein sie versetzt wurde, alle Geheimnisse ihres Herzens, die sie bisher mit so vieler Sorgfalt und Beharrlichkeit verhüllt hatte. Der Name Theodor, den sie selbst in der Hitze des Fiebers nicht ausgesprochen, war das erste Wort, das ihren, durch den Zauber des Magnetismus entsiegelten, Lippen entflog. Sie beantwortete alle Fragen, welche ihr vorgelegt wurden, mit großer Bestimmtheit. Das Ergebniß dieses unwillkührlichen Bekenntnisses war: daß die innigste gegenseitige Liebe sie mit Theodorn verbinde und ewig verbinden werde; daß diese Liebe sie ungefähr zwei Jahre lang unaussprechlich glücklich gemacht habe; daß Theodor, im höchsten Taumel gemeinsamer Glückseligkeit, sich von ihr losgerissen, da sie in Gefahr standen, durch ihre Liebe strafbar zu werden; daß sie ihn jedoch nachher einige Mal heimlich gesehen und gesprochen, auch öfters Briefe mit ihm gewechselt habe; daß sie außerdem seit Kurzem in einer noch innigeren, geheimnißvollen Verbindung mit ihm stehe, über die sie sich nicht deutlicher erklären konnte oder wollte; daß sie übrigens wohl wisse, und lange darauf gefaßt sey, nicht eher als im Tode mit dem Geliebten ihrer Seele vereinigt zu werden, ein Zeitpunkt, den sie mit Entzücken erwartete und als sehr nahe voraussagte.

Bei aller Unschuld, Ergebung und Sehnsucht nach dem Ueberirdischen, war doch in diesen Bekenntnissen selbst die sinnliche Glut der Leidenschaft unverkennbar, welche Klotildens ganze Seele beherrschte und in den Schauern des Todes noch Befriedigung suchte. Die Arme schien ihren Geliebten, trotz der Vergötterung, die sie mit ihm trieb, der Härte und Grausamkeit anzukla-

gen, weil er sie verlassen und genöthigt, die Seligkeit, nach deren Genuß sie dürstete, in eine andere Welt hinüber zu tragen.— Der Inhalt der erwähnten Briefe, die man, wie sie es angab, in einem verborgenen Fache ihres Schreibpultes fand, stimmte mit ihrer mündlichen Aussage vollkommen überein, und schilderte den Charakter ihres Liebhabers, sein unstätes Umhertreiben unter verschiedenen Gestalten und Namen, seine phantastischen Ansichten, und die unglückliche Leidenschaft, deren Opfer Beide waren, auf's Treffendste. Auch über die mystischen Erscheinungen, welche Klotilde hatte, kamen darin Winke vor; zuweilen waren sie, nach Ort und Stunde, deutlich bezeichnet. Etwas Besonderes, das in Theodors Briefen noch auffiel, waren endlich mehrere Bruchstücke musikalischer Compositionen, welche sie enthielten, und die man für die geheime Sprache halten konnte, worin diese seltsamen Liebenden ihre zartesten Empfindungen und Wünsche gegen einander auszutauschen pflegten. In manchen dieser Bruchstücke glaubte ich die Phantasien wieder zu erkennen, die ich gehört hatte, wenn ich zuweilen die einsame Klotilde, am Pianoforte sitzend, unbemerkt belauschte.

Unsere Endeckungen waren nun vollständig genug, um über den Herzenszustand der Kranken, und die Möglichkeit ihrer Heilung, ein begründetes Urtheil zu schöpfen. Professor ** erklärte die letztere für nichts weniger als schwierig, wenn man den Weg, welchen die Natur angedeutet, mit Hintansetzung aller Rücksichten verfolgen könnte. Eine Heirath, meinte er, würde das liebessieche Mädchen von ihrer Schwärmerei und allen Uebeln, an welchen sie litt, aus dem Grunde curiren. Ich trat seiner Meinung in der Haupt-

sache bei, besorgte aber, daß es schon zu spät seyn möchte, dieses einfache Mittel mit glücklichem Erfolge anzuwenden. Klotildens körperliche Gesundheit schien bereits zu stark angegriffen, und auch ihr Kopf schon allzusehr zerrüttet zu seyn, um eine gänzliche Herstellung hoffen zu können. Bei der allgemeinen Erschlaffung der moralischen Triebfedern in ihr — denn eine Beziehung auf das Sittliche war in diesen hochfliegenden Schwärmereien nirgends anzutreffen, — mußte ich jedoch gestehen, daß jeder andere Versuch, sie von ihrer Leidenschaft und der daraus entsprungenen Gemüthskrankheit zu befreien, völlig zweck- und nutzlos seyn würde.

Der Obergerichtsrath, dem wir nun das Resultat unserer Untersuchungen mittheilten, konnte sich von seiner Entrüstung und dem heftigen Verdrusse kaum erholen, welchen er über unsern Bericht und das Gutachten empfand, womit wir denselben beschlossen. In der ersten Aufwallung seines Zornes verwarf er jeden Gedanken an eine Verbindung seiner Tochter mit dem verrückten Landstreicher, in den sie vernarrt wäre. Er schwor hoch und theuer, er wollte lieber zehen Töchter in die Gruft versenken oder in's Irrenhaus wandern sehen, als an einer einzigen die Schmach erleben, sie mit einem bettelhaften Phantasten solcher Art Hochzeit halten zu lassen. Seine verstorbene Frau und die arme Clemence mußten auf's Neue die Schuld dieser heillosen Geschichte und das ganze Gewicht seines Unwillens tragen; denn sie hatten ja den Tollheits-Candidaten in's Haus gebracht und bei jeder Gelegenheit in Schutz genommen. Nach und nach legte sich indessen der Feuereifer des alten Herrn. Er fing an, der Vorstellung Gehör zu geben, daß man sich in geschehene Dinge finden müsse,

und daß es auf's Mindeste des Versuches werth sey, ob eine so verworrene und unglückliche Sache durch das einzige Mittel, welches dabei übrig blieb, nicht zum Theil wieder geordnet und gut gemacht werden könnte. Wenigstens wußte man jetzt, daß dem unseligen Liebeshandel seiner Tochter keine gemeine Verführung zum Grunde liege, und daß Theodor, was auch sonst gegen ihn einzuwenden seyn möchte, doch kein arglistiger Heuchler und Bösewicht sey. Offenbar hätte der junge Mensch, bei Klotildens gränzenloser Liebe für ihn, ihren Willen und ihre Person zu Allem mißbrauchen können, was Selbstsucht und Raserei ihm eingeben konnten. Die Selbstüberwindung und Uneigennützigkeit, welche er durch seine freiwillige Entfernung von ihr bewies, zeugten von einem noch unverdorbenen, dem Recht und der Tugend nicht entfremdeten Herzen, und söhnten zum Theil mit den Fehlern seines Kopfes und den Verirrungen aus, wozu er durch diese verleitet wurde. Es war ein Riesenwerk, einen Schwärmer dieser Art zu heilen, aber es war nicht unmöglich. Bei der Gewißheit, daß Klotildens Verstand, und zugleich ihr Leben, nicht anders zu retten seyen, als wenn die Hoffnung in ihr erweckt würde, mit ihrem Geliebten noch in dieser Zeitlichkeit vereinigt zu werden, entschloß sich ihr Vater endlich dazu, diesen verzweifelten Ausweg einzuschlagen. Sein lebhaftes Temperament machte ihn nun sogar ungeduldig, den Plan so bald als möglich ausgeführt zu sehen, dem er sich zuvor mit den äußersten Unwillen widersetzt hatte. Er forderte mich auf, meine Bemühungen, den umherirrenden Musikmeister ausfindig zu machen, zu verdoppeln, und seine Tochter allmählig auf dessen Zurückkunft und die mögliche

Erfüllung ihrer Wünsche vorzubereiten. Der Eindruck, welchen diese unerwartete Veränderung der Dinge auf Klotilden und ihren Gesundheitszustand machen würde, sollte dann darüber entscheiden, ob und auf welche Weise der ganze Entwurf überhaupt in Vollzug gebracht werden könnte.

Die große Schwierigkeit war jetzt, Theodors noch immer unbekannten Aufenthalt zu entdecken, und ihn mit dem Glücke bekannt zu machen, welches ihm, wenn er es zu verdienen wüßte, bevor stand. Weder Klotildens mündliche Aussagen, noch der gefundene Briefwechsel gaben darüber einen Aufschluß. Er konnte indessen nicht weit entfernt seyn; denn einer der erwähnten Briefe war erst zwei Tage alt. Der junge Trödeljude, der ihn wahrscheinlich gebracht und von jenen Briefen vermuthlich schon mehrere bestellt hatte, — wie Madam Clemence glaubte, welche diesen Menschen hier und anderwärts sich schon öfters zu ihrem Fräulein hatte drängen sehen; — dieser Jude war so schnell und unbemerkt aus dem Schlosse und der Umgegend verschwunden, als er dahin gekommen. Theodors Mutter, die ich inzwischen wiederholt besucht hatte, beharrte darauf, von ihrem Sohne nichts zu wissen. Ich fand sie vielmehr verschlossener als sonst, und ganz in den Gedanken vertieft, daß Theodors irdische Laufbahn sich ihrem Ende nahe. Selbst die glücklichen Aussichten, die sich ihrem Sohne öffneten und welche ich ihr nicht verhehlen zu dürfen glaubte, machten keinen Eindruck auf sie. Ihre pietistische Unduldsamkeit, die nicht die Schwärmerei, sondern die ketzerischen Meinungen ihres Sohnes bedauerte und verdammte, ließ sie ganz gleichgültig gegen seine zeitliche Wohlfahrt, und, nicht weniger fanatisch als ihr Theodor,

schien sie nur von seinem leiblichen Tode die Rettung seiner Seele zu erwarten. Da mir jeder andere Weg benommen war, eine Mittheilung an den herumschweifenden Flüchtling gelangen zu lassen, kam ich auf den Einfall, ihn durch die Zeitungen aufzurufen; mit dem Beisatze, daß ich ihm eine wichtige, für ihn und eine andere ihm theure Person sehr angenehme, Nachricht zu ertheilen hätte, — und sah nun dem Erfolge dieses Schrittes entgegen.

In dem Befinden des Fräuleins war seit einigen Tagen ein Stillstand eingetreten, der zwar keine Besserung, aber doch einen regelmäßigeren Verlauf der Krankheit anzuzeigen schien. Als hätten die Erscheinungen, die sie verfolgt hatten, seit dem Bekenntnisse, das sie im magnetischen Schlafe abgelegt, keine Gewalt mehr über sie, ward ihr Geist ruhiger, und errang, bei immer merklicherer Abnahme ihrer Lebenskräfte, zusehends wieder mehr Heiterkeit. In dieser Stimmung wagte man es, — zuerst in dem Zustande des Somnambulismus, worein Professor ** sie noch ein paar Mal versetzte, dann aber auch bei klarem Bewußtseyn, — sie damit bekannt zu machen, daß ihr Geheimniß verrathen, jedoch zugleich auch die Hindernisse hinweg geräumt seyen, welche ihren Wünschen entgegen gestanden, und die sie für unüberwindlich gehalten. Die Wirkung, welche eine so unverhoffte Entdeckung auf Klotildens Gemüth hervorbrachte, konnte nicht befriedigender seyn. Die Heilmethode des Professors **, der vor seiner Abreise noch die Genugthuung hatte, Zeuge dieser Wirkung zu seyn, schien einen vollkommenen Triumph feiern zu wollen. Jede Spur von Geisteszerrüttung war verschwunden; die wilde Scheu in den Blicken der Kranken hatte dem

anmuthigen Ausdrucke der Schamhaftigkeit Platz gemacht, und ein süßes Lächeln schwebte um ihre blaßrothen Lippen. Noch sprachen die Hoffnungen, denen Klotilde Raum gab, sich nicht in Worten aus; aber ihre Mienen und kleinsten Handlungen verriethen sie deutlich. Die gute Clemence, von der sie sich allmählig entfernt hatte, besaß wieder ihre kindliche Zuneigung und ihr ganzes Vertrauen; ihr Vater hatte nie eine zärtlichere Tochter gehabt. Mit Wohlgefallen hingen ihre Blicke an den seinigen, wenn sie von den gleichgültigsten Dingen mit ihm sprach; dann ergriff sie unvermuthet seine Hand, um sie gleichsam verstohlen an ihr Herz oder ihren Mund zu drücken. Der Obergerichtsrath verstand diese stumme Sprache seines einzigen, ihm nie so werth gewesenen Kindes; er wünschte nun aufrichtig, es ganz und, wo möglich, bald glücklich zu machen. Allein der sehnlich erwartete Theodor kam, auch nach der an ihn ergangnen öffentlichen Aufforderung, noch immer nicht, und außerdem schien eine neue Wendung der Krankheit Klotildens wenig Aussicht zu einem glücklichen Ausgange übrig zu lassen. Die körperliche Schwäche des Fräuleins, besonders die Leiden ihrer Brust, nahmen auf eine höchst bedenkliche Weise zu. Ich fürchtete mehr als je, daß ihr Ende nahe sey, und daß alle die sanguinischen Träume und Hoffnungen, womit sie und ihre Angehörigen sich schmeichelten, plötzlich in Nichts zerstoben seyn würden.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, fuhr ich eines Abends von dem Landgute des Obergerichtsrathes nach Hause, als ich, ungefähr auf halbem Wege, an einer Seite der Straße einen jungen, dürftig aber anständig gekleideten, Mann stehen sah, der auf etwas zu warten schien, und sich meinem

Wagen näherte, da ich an ihm vorbei kam. Ich hielt ihn für einen ermüdeten Fußgänger, der die Gelegenheit zu benützen wünschte, auf eine oder die andere Art einen Platz in einer Kutsche zu finden, um seinen Weg bequemer und schneller fortzusetzen. Mein Kutscher, der dasselbe vermuthen mochte, sah nach mir zurück, als wollte er um Erlaubniß fragen, ob er den Fußgänger zu sich auf seinen Sitz nehmen dürfe. Der Mann, so viel ich in der Dämmerung unterscheiden konnte, hatte ein feines, gesittetes Aussehen; ich öffnete daher den Schlag und lud ihn ein, sich zu mir in den Wagen zu setzen. Er that es, indem er höflich seinen Hut zog, ohne eine andere Antwort zu geben. In dem Gespräche, das sich zwischen mir und meinem Reisegefährten entspann, fand ich meine Erwartung bestätigt; denn ich lernte ihn als einen vielseitig gebildeten jungen Mann kennen, der mit seinen Worten weder karg noch verschwenderisch war, sondern sich über Alles, worauf die Rede fiel, angemessen und gut ausdrückte. In seinem Tone hatte er einen besonderen Wohllaut und etwas ungemein Einnehmendes, was mich unwillkührlich an die Schilderung erinnerte, welche Madam Clemence mir von Theodors mündlichem Vortrage gemacht hatte.

Es war jetzt beinahe Nacht geworden, und der heitere Sternenhimmel über uns fing an, seine majestätische Pracht zu entfalten. Ich nannte einige Sternbilder, die eben über den Horizont aufstiegen. Dieß gab meinem Reisegefährten Gelegenheit, seine Vorliebe für die Astronomie und die ausgebreiteten Kenntnisse zu zeigen, welche er in dieser erhabenen Wissenschaft besaß. Als ich von den muthmaßlichen Bewohnern der Himmelskörper sprach, war ich etwas

verwundert, ihn mir diesen Ausdruck bestreiten zu hören. Die Bewohnung der Gestirne, sagte er, ist keine Vermuthung, sondern eine Wahrheit, so gewiß und unläugbar, als irgend eine, die sich auf Vernunft und Beobachtung gründet. In der Wärme seiner Behauptungen entwischten ihm Ausdrücke, die so gedeutet werden konnten, als ob er die Bewohner der Planeten und anderer Himmelskörper aus eigener Anschauung kenne, ja, in gewohntem Umgange mit ihnen stehe. Plötzlich kam mir der Gedanke in den Sinn, es sey Theodor, der mir zur Seite sitze. Den Fragen, die ich in Folge dieses Einfalles an ihn richtete, wich er mit anscheinender Unbefangenheit aus; doch als wir bald darauf zu einem kleinen Dorfe kamen, bat er, den Wagen halten zu lassen, weil er hier aussteigen und den Seitenweg einschlagen wollte. Meinen lebhaft ausgesprochenen Wunsch, den Namen und Wohnort eines Mannes zu erfahren, der mir im ersten Augenblicke so viel Interesse eingeflößt hätte, erwiederte er nach einigem Besinnen, mit den Worten: »In drei Tagen, — wenn Sie hinüber gegangen ist; — dann hab' ich nichts mehr zu verbergen. Ein Bürger der Geisterwelt hofft und fürchtet nur für die armen Lebenden. — Sie werden mich wiedersehen. Gute Nacht, Herr Doctor!« — Hierauf sprang er aus dem Schlag der Kutsche, und verlor sich im Nu zwischen den Bäumen, die am Wege standen.

Diese Begegnung, die erste, die mich mit der Hauptperson dieser Geschichte zusammen brachte, ließ einen sehr unangenehmen Eindruck in mir zurück. Das Unheimliche der Erscheinung war mir noch weniger zuwider, als die Absichtlichkeit, die ich darin zu erkennen glaubte. Alles bei dem Vor-

gange schien so gemacht, so geflissentlich vorbereitet! Wozu dieß geheimnißvolle Wesen jetzt noch, da Alles entdeckt war? Warum erschien der Cantors-Sohn noch immer nicht, da er sich zeigen durfte? Er kannte die Aufforderung, die ich an ihn gerichtet hatte; daran war nicht zu zweifeln. Warum benützte er den deutlichen Wink nicht, der ihm ein Glück zu ergreifen erlaubte, welches ihm zuvor unerreichbar scheinen mußte? Zu welchem Ende diese mystische Sprache von Klotildens Krankheit, und eine Voraussagung, die allerdings nur allzuleicht eintreffen konnte? — Wenn dieser Mensch mir auflauerte, und mir das, was er auf ganz natürliche Weise erfahren oder vermuthen konnte, im Tone eines Sehers und Wunderthäters vordeclamirte, um mich und alle Welt dadurch zu täuschen: so war er der schamloseste Betrieger, der je gelebt hatte. Wie, wenn er von Klotildens Unheilbarkeit längst überzeugt, und von der Nähe ihres Todes unterrichtet, ein bloßes Spiel mit ihrer überschwenglichen Liebe zu ihm trieb, und sich jetzt noch das erheuchelte Ansehen gab, als entsagte er aus höherem Tugendgefühl, oder aus Ehrfurcht für die ewigen Rathschläge der Vorsehung einem Besitze, den er bereits für unwiederbringlich verloren hielt? Wenn selbst seine Phantasterei nur Maske war, um Andere zu Phantasten zu machen? Wenn er die Wünsche und Hoffnungen eines liebenden Herzens, das durch seine grausame Unzugänglichkeit gebrochen ward, auf eine lügenhafte Zukunft anwies, die er weder glaubte, noch zu erfüllen gesonnen war? Wenn sogar der Tod der Geliebten nur ein Mittel war, Aufsehen zu erregen, und den Glauben an seine Wundergaben zu vermehren? — Der Verdacht, daß Theodors

Mutter oder einer von den Hausgenossen des Obergerichtsrathes mit ihm im Verständnisse sey, drängte sich mir von Neuem auf. Welche Absichten der Mensch bei einem solchen Possenspiele haben konnte, war nicht leicht zu errathen, aber auch ziemlich gleichgültig. Ist doch die menschliche Natur verkehrt genug, an Täuschung und Lüge an sich Wohlgefallen zu finden, und sich selbst, mit allen Anderen zugleich, zu betriegen! — Ich kam sehr übel gelaunt nach Hause, und ging, noch eine Flasche Wein mit einigen Bekannten zu trinken, um mir die Grillen zu vertreiben. Die Gesellschaft trennte sich erst spät in der Nacht; auf dem Heimwege zog ich mir eine Erkältung zu, die mich nöthigte, ein paar Tage das Zimmer zu hüten.

In der zweiten Nacht nach diesem Vorfalle weckte mich ein ängstigender Traum, von dessen seltsam verworrenen Gaukelbildern ich mich im halben Schlafe nicht losmachen konnte. Mir däuchte, ich stände an Klotildens Bette, und sähe sie mit einem Strome von Blut bedeckt. — Ich hörte sie nach Hülfe ächzen. Sie jammerte mich sehr: aber ich konnte ihr nicht beistehen, so nah' ich ihr auch war; denn ich stand wie gefesselt. Dazwischen vernahm ich, erst entfernt, dann immer näher, die lieblichsten Violin- und Harmonika-Töne und Accorde von wunderbarer Schönheit. Mir war, die Musik ziehe mich fort; — vor meinen Augen ward es dunkel: ich unterschied die blutende Gestalt nicht mehr, und ihr leises Aechzen verhallte unter Harmonika-Tönen. Plötzlich schreckte mich ein kläglicher Schrei auf; — ich hörte deutlich die Worte: sie ging hinüber. — Ich war nun völlig wach; der Tag fing an zu dämmern. — Obwohl ich mir deutlich bewußt war,

daß ich nur geträumt, konnte ich mich doch einer bangen Unruhe nicht erwehren. Es trieb mich aus dem Bette, obschon ich mich noch unwohl fühlte. Ich befahl meinem Bedienten, einen Wagen zu bestellen, und in einer halben Stunde war ich auf dem Wege zu dem Obergerichtsrath.

Als ich im Schlosse ankam, traf ich Alles voll Unordnung und in der äußersten Bestürzung. Madam Clemence kam mir weinend entgegen, und führte mich, ohne eines Wortes mächtig zu seyn, zu Klotildens Bette, an dessen Seite der Obergerichtsrath in stummer Verzweiflung und ein Geistlicher saßen. Die Kranke lag mit geschlossenen Augen, in einer Art von Todtenschlummer; der oft innehaltende Puls war kaum fühlbar. Man sagte mir, das Fräulein habe zwei ruhige Tage gehabt und sich ziemlich wohl befunden; aber in der Nacht sey die Gouvernante durch einen Angstschrei der Kranken geweckt worden, dem bald darauf ein furchtbarer Blutsturz gefolgt sey. Gegen Morgen sey der Blutsturz mit gleicher Heftigkeit noch zweimal eingetreten. Seitdem liege sie in großer Erschöpfung, und fast immer bewußtlos; doch habe man zuweilen die Rückkehr der Phantasien bemerkt, von denen sie im Anfang ihrer Krankheit beunruhigt worden. In solchen Augenblicken spräche sie, meist unverständliche Worte, die an ein unsichtbares Wesen gerichtet schienen, dessen Gegenwart sie empfände. Der Geistliche der dieselben Beobachtungen gemacht, schüttelte mißmuthig den Kopf. Er war mit der wenigen Aufmerksamkeit nicht zufrieden, welche die Sterbende ihm und seinem erbaulichen Zuspruche schenkte. »Hier ist keine Spur von Frömmigkeit und religiöser Erhebung,« sagte er zu mir; »das

bedauernswerthe Weltkind scheint noch ganz in den Banden irdischer Bedürfnisse und Wünsche befangen. Es sind lauter heidnische Bilder und Ansichten, unter denen sie sich das künftige Leben vorstellt, und nicht ihrem Richter, sondern einem liebeschmachtenden Bräutigam scheint sie entgegen zu gehen.« — In der That schwebte um Klotildens bleiche Lippen ein krampfhaft lächelnder Zug, der sonst nur dem Begehren der Liebe eigen ist.

Die Mittel, welche ich anwendete, die erschöpfte Lebenskraft der Sterbenden wieder etwas anzuregen, blieben ohne allen Erfolg. Sie schlummerte hin, ohne Zeichen von Bewußtseyn. Der kaum merkbare Puls blieb jetzt öfters lange aus, zuletzt auch der Athem. Eine Stunde vor Sonnenuntergang starb sie. Der Ausdruck ihres todten Gesichtes war der nämliche, den man in den letzten Lebensmomenten an ihr bemerkt hatte: nicht heiter, wie die Miene der Verstorbenen nach geendigtem Todeskampfe oft erscheint; — er hatte etwas Herbes, und trug die Merkmahle unbefriedigter Sehnsucht.—

Das Leichenbegängniß fand Statt, ohne daß ich demselben beiwohnen konnte. Klotilde wurde in der Nähe ihrer Mutter begraben, auf der Stelle des Schloßgartens, die sie zu ihrer Grabstätte gewählt hatte. Ein dunkles Gerücht von einem frevelhaften Auftritte, durch welchen die Ruhe der Todten gestört worden, verbreitete sich schnell in der Gegend und kam auch bis zu mir. Am Abend des Leichenbegängnisses fand der Todtengräber, als er das Grab zuwerfen wollte, einen jungen Menschen in demselben, der neben dem aufgebrochenen Sarge kniete und ganz in Schmerz aufgelöst schien.

Es war Theodor, wie der Todtengräber und die Hausgenossen, die auf den Ruf des letzteren herbeikamen, bald erkannten. Die Diener des Obergerichtsrathes, die ihren Herrn seit dem Tode des Fräuleins die heftigsten Verwünschungen gegen den Sohn der Cantors-Witwe und gegen diese selbst hatten ausstoßen hören, bemächtigten sich des Jünglings, der sich ihnen ohne Widerstand überließ. Der Vorfall wurde sogleich dem Gutsherrn berichtet, welcher unmittelbar nach der Leichenfeier seinen Landsitz verlassen hatte und mit Madam Clemence in die Residenz zurückgekehrt war. Schon am andern Tage traf der gerichtliche Befehl aus der Residenz ein, Theodorn und dessen Mutter wohl verwahrt in die Stadt und vor das Polizeigericht zu bringen, bei dem die förmliche Untersuchung gegen sie eingeleitet werden sollte. Mehrere Zeugen, darunter auch ich, wurden schon im Laufe der ersten Woche vor das Gericht geladen, und die Sache fing an, einen sehr ernsthaften Gang zu nehmen.

Der Angeklagte war bezichtigt und zum Theil überwiesen, sich unter verschiedenen erborgten Namen in mehreren Gegenden Deutschlands herum getrieben, und sich dabei gewöhnlich selbst verfertigter oder verfälschter Päsſe und Urkunden bedient zu haben. Demnächst wurde er beschuldigt, in allerlei verdächtigen Verbindungen zu stehen, und Meinungen zu hegen und auszubreiten, welche der Religion und der bürgerlichen Ordnung gleich sehr gefährlich wären. Endlich war er angeklagt, höchst verdammliche Mittel, namentlich die Vorspiegelung eines vertrauten Umganges mit der Geisterwelt, angewendet zu haben, um schwache Gemüther, besonders junge, zur Schwärmerei geneigte Frauenzimmer

an sich zu ziehen und zu seinen Absichten zu mißbrauchen. Die letzte Beschuldigung, welche eigentlich die ganze Untersuchung veranlaßt hatte, schloß auch Klotildens Geschichte in sich, deren zerrüttete Gesundheit und unzeitiger Tod den Verführungskünsten und heimlichen Umtrieben des Angeklagten zugeschrieben wurden.

Der Untersuchungsrichter, ein aufgeklärter und rechtlicher Mann, verhehlte mir in einer vertraulichen Unterredung nicht, daß ihn die ganze verworrene Sache und der höchst sonderbare Charakter des Angeklagten in nicht geringe Verlegenheit setzten. Daß Theodor durch die Verkehrtheit seines Kopfes vielen Schaden angerichtet, sich auch mehrerer Polizei-Uebertretungen schuldig gemacht habe, unterliege keinem Zweifel. Ein eigentliches Verbrechen aber, und besonders eine verbrecherische Absicht in Bezug auf den zweiten und dritten Anklagepunkt, erhelle aus der bisherigen Untersuchung durchaus nicht. Der Inquisit scheine von den schwärmerischen Meinungen, mit denen er die Köpfe Anderer angesteckt, selbst auf's Innigste überzeugt zu seyn, und bei Weitem mehr ein Selbstbetrogener, als ein Betrieger. Es sey weder erwiesen, noch auch nur wahrscheinlich, daß er jemals einigen Vortheil, am wenigsten irgend einen Geldgewinn aus dem Vertrauen und der Hingebung gezogen, welche seine Schüler und Anhänger ihm widmeten. Seine wenigen Bedürfnisse habe er aus seinem Verdienste mit der Musik, und von seinen kleinen Ersparnissen bestritten. Die Leute, die er zu seinen kleinen Aufträgen, geheimen Botschaften und dergleichen gebraucht, wie jener Trödeljude z. B., waren Enthusiasten, die ihn bewunderten und für eine Art

Heiligen hielten. Sogar bei den Verfälschungen, die er sich erlaubt, scheine mehr eine verkehrte Ansicht von der Gleichgültigkeit solcher polizeilichen Vorschriften, und ein eigener Hang zum Versteckt- und Heimlichthun, als irgend ein eigennütziger oder gemeinschädlicher Beweggrund ihn verleitet zu haben. Von anderen Verführungsgeschichten, als der des Fräuleins von Z***, finde sich keine Spur, und selbst bei dieser sey nichts, als die unglückliche Leidenschaft des Mädchens für ihren ehemaligen Musikmeister, bewiesen.

Von der andern Seite wußte der Untersuchungsrichter nicht, was er von Theodors eigner Aussage und von manchen Umständen denken sollte, die als Thatsachen gegen ihn vorlagen. Er klagte sich selbst an, daß er die Gewalt, welche ihm über Klotilden gegeben war, nicht zum Heil ihrer Seele, sondern zu ihrem Verderben gebraucht habe. Dafür sey er durch die Trennung von ihr im Leben bestraft worden, und auch seine Wiedervereinigung mit ihr nach dem Tode sey an schmerzliche Bedingungen gebunden. Seine Entfernung von dem Fräulein scheine übrigens mehr aus Furcht vor ihrer beiderseitigen Schwäche, als aus dem Bewußtseyn einer strafbaren Handlung erfolgt zu seyn; so wie seine auffallende Erscheinung bei Klotildens Grabe offenbar die Wirkung der Verzweiflung über ihren, nun erst empfundenen Verlust, und der gewaltsamen Rückkehr einer lange unterdrückten Leidenschaft gewesen. Die Art des Vergehens, welches sich Theodor in Bezug auf Klotilden vorwarf, ward übrigens nie deutlich ausgesprochen; denn die eigentliche Schuld, die er in Ansehung ihrer hatte, — daß er sie nämlich mit seinen Schwärmereien angesteckt, — hielt er für keine. Er selbst

glaubte an diese Schwärmereien auf's Festeste, und behauptete z. B. noch jetzt, er sey ihr in der letzten Zeit öfters erschienen, habe im Geiste mit ihr gesprochen, und ihr auf dem Pianoforte und der Harmonika vorgespielt. Indessen mochte er sich wohl bewußt seyn, nicht immer so lauter und aufrichtig gegen sie gehandelt zu haben, als ihre gränzenlose Hingebung verdient hätte; ja, vielleicht sagte ihm sein Gewissen sogar, daß er, aus Eitelkeit noch mehr als Schwärmerei, eine Leidenschaft in ihr genährt habe, welche er, in späterer Zeit wenigstens, nicht mehr in gleichem Grade mit ihr theilte. — Was jedoch den Richter am meisten nachdenklich machte und er sich am wenigsten zu erklären wußte, waren Theodors gleichförmige Aussagen über seinen Zusammenhang mit der gesammten Geisterwelt, und mehrere Umstände, welche dieses Vorgeben zu bestätigen schienen. Noch im Gefängnisse erfuhr er Begebenheiten und ertheilte Auskünfte, welche ihm, der Zeit und dem Orte nach, auf keine gewöhnliche Weise bekannt geworden seyn konnten. Auch in seiner früheren Geschichte war Manches unbegreiflich, wenn man nicht annahm, daß er von entfernten und sonst Jedermann verborgenen Dingen auf außerordentlichem Wege Kenntniß erlangt, und mit der unsichtbaren Welt in einer geheimen Verbindung gestanden habe. Ueber diesen Punkt hatte der wackere Gerichtsmann eine eigene Meinung, die er nicht ganz entschieden aussprach, die aber auf Hamlets Maxime hinaus lief, „daß es in der Welt viele Dinge gebe, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen lasse.«

Das endliche Resultat des gerichtlichen Verfahrens war: daß in den gesetzwidrigen Handlungen Theodors, so wie in

seinem gefährlichen Charakter überhaupt, Gründe genug bestänben, um ihn zur Einschließung auf längere Zeit, aber zu keiner härteren Strafe, zu verurtheilen. Er ward demnach in die mit dem Corrections-Hause verbundene Krankenanstalt gebracht, und unter die besondere Aufsicht des dasigen Arztes gestellt. Theodors Mutter wurde, als an den Umtrieben ihres Sohnes völlig unschuldig, schon vorher in Freiheit gesetzt. Ihr pietistischer Aberglaube traf nur zufällig mit Theodors schwärmerischer Selbsttäuschung zusammen, und sie gab ihn von der Zeit an ganz auf, wo er sich in seinen separatistischen Religionsmeinungen von den ihrigen trennte.

Die Wirkung, welche die gerichtliche Verhandlung und das gefällte Urtheil auf Theodorn hervorbrachten, war seltsam, wie Alles an ihm. Das richterliche Erkenntniß schien ihn weder zu überraschen, noch niederzuschlagen; er nahm es mit gewohntem Gleichmuthe hin, und fand sich bald in seine neue Lage. Man gab ihm Bücher und was er sonst verlangte, auch seine Harmonika, die jetzt wieder sein Lieblingsinstrument ward. Der Arzt, dem die Aufsicht über ihn anvertraut war, rühmte das stille, harmlose Betragen des Gefangenen, der mehr als ein Kranker, denn als ein Sträfling behandelt wurde. In der That stellten sich nach einiger Zeit Anzeichen wirklicher Erkrankung bei Theodorn ein. Er verlor alle Eßlust und schlief sehr wenig. Halbe Nächte hörte man ihn auf der Harmonika spielen, in immer melancholischeren, fremdartigeren Weisen. Dabei nahm sein Tiefsinn von Tag zu Tage zu, und die Anfälle von Starrsucht, deren schon Professor ** erwähnt hatte, wurden immer häufiger. Er schrieb öfters an einer Art von Tagebuch, das er sehr geheim

hielt. Auch in seinen mündlichen Aeußerungen, worin er sonst sehr offen und mittheilend gewesen, war er seit einiger Zeit ungemein zurückhaltend. Er sprach nur, wenn er angeredet wurde, und dann bloß das Nöthigste. Am verschlossensten war er über seine Verbindung mit der Geisterwelt, woraus er zuvor nie ein Geheimniß gemacht; er schien es zu bereuen, daß er sein Heiligstes den Blicken profaner Neugier Preis gegeben habe. Nur mit mir machte er hierin eine Ausnahme. Er erwähnte, als ich ihn das erstemal im Gefängnisse sah, unsrer früheren Begegnung. Auch meines Traumes an Klotildens Sterbetage gedachte er, worüber ich Anfangs nicht wenig betreten war; denn er schien zu wissen, was dabei in mir vorgegangen. Indessen hatte ich des Vorfalls im Verhör und auch sonst schon erwähnt, und er konnte auf ganz natürliche Weise etwas davon erfahren haben; so wie ich mir die Sache selbst, ungeachtet des zufälligen Zusammentreffens mehrerer Umstände, ohne alles Wunder erklärte. Um ihn jedoch in seiner Offenheit gegen mich nicht irre zu machen, ließ ich ihn kein Mißtrauen in seine Berichte und gewagten Meinungen bemerken, und ging in seine Ansichten mit möglichster Schonung ein.

Was mir Theodor nun nach und nach in mehreren Gesprächen, über die Verfassung des Geisterreiches, seine eigene Stellung darin, und die unermeßlichen Aussichten in die übersinnliche Welt, welche ihm eröffnet seyen, entdeckte, ist kein Gegenstand der gegenwärtigen Erzählung; kann aber vielleicht einst, — nebst einem Auszuge aus seinen, in meinen Händen befindlichen Papieren, — dem philosophischen Publicum, als Seitenstück zu Schwedenborgs Geisterlehre,

in einer besonderen Abhandlung vorgelegt werden. Hier mag es an der Erklärung genug seyn, daß ich geneigt bin, die vermeinten Entdeckungen dieses neuen Geisterſehers, eben sowohl als die seiner Vorgänger, für ein Werk seiner kranken Phantasie und Vernunft zu halten; und zwar, — ohne die Glaubwürdigkeit einzelner Angaben und vorgeblicher Thatsachen in Betrachtung zu ziehen, — aus dem einfachen Grunde, weil das System im Ganzen der moraliſchen Grundlage entbehrt und lediglich aus dem luftigen Baugeuge vergeiſtigter Naturkräfte gezimmert iſt. Der einzige feſte Punkt und Halt aber, der übrig bleibt, wenn wir die Sinnenwelt verlaſſen, um uns in die Regionen des Ueberſinnlichen zu erheben, iſt nach meiner Ueberzeugung das Geſetz der Sittlichkeit; und eine Kunde aus der andern Welt, die ohne dieß Creditiv auftritt, darf man kühn als das bezeichnen, was es iſt; nämlich: fanatiſche Einbildung, oder Lüge.

Von der Geſchichte des armen Theodor habe ich, nach dieſer Bemerkung, nur wenig mehr zu erzählen. Er ward, wie man vorausſehen konnte, das Opfer der unſeligen Schwärmerei, der er ſich hingegeben, und die nach und nach ſein Gemüth, ſeine Vernunft, und endlich auch ſeinen Körper zerſtörte. Anderthalb Jahre lebte er noch, nachdem die unglückliche Klotilde ihm vorausgegangen. Die Verſuche, die während dieſer Zeit noch gemacht wurden, ihn von ſeinen phantaſtiſchen Anſichten zu heilen, waren vergeblich. Welche Mittel gäbe es auch, ein conſequentes Syſtem von Irrthümern zu erſchüttern, welches ſich auf vermeintliche Anſchauung ſtützt? Gegen ernſthafte Gründe fehlte es Theo-

dorn nie an einer Widerlegung; den Spott verachtete er. So verwickelte sich der Bedauernswerthe immer mehr in dem sophistischen Gewebe seiner eingebildeten Weisheit. Die Zerrüttung seines körperlichen Organismus nahm, mit der seiner Seele, in beschleunigtem Fortschreiten zu. Schon seine Gestalt hatte etwas Unheimliches und Geisterhaftes. Ich hatte ihn mehrere Monate nicht gesehen, und entsetzte mich vor seinem Anblick, als ich ihn einige Zeit vor seinem Tode noch einmal besuchte. Seine hagere Figur schien an Länge zugenommen zu haben; das farblose Gesicht war ohne Bewegung und Ausdruck; die sonst so klangvolle Stimme hatte einen dumpfen heiseren Ton, worin er zuweilen kurze, dunkle Orakelsprüche ausstieß. Er nahm fast keine Nahrung mehr zu sich; die Schlaflosigkeit war beinahe ununterbrochen, und die Anwandlungen von Starrkrampf, welche nun bei ihm die Stelle des Schlafes zu vertreten schienen, dauerten immer länger. In diesem Zustande körperlicher Lethargie wanderte sein Geist, wie sein Tagebuch angab, in unermessenen Fernen; denn er suchte den Geist der Geliebten, ohne Hoffnung, sie zu finden, bevor die Bande des Leibes ganz von seiner Seele gelöst wären. Der Arzt des Hospitals war mit mir der Meinung, daß diese Lösung während eines solchen lethargischen Anfalles erfolgen würde. Und so geschah es. Nachdem der Kranke, bald nach einander, mehrere dieser Anfälle gehabt, wovon jeder zwei bis drei Tage währte, erhob er sich von dem letzten nicht mehr. Am vierten Tag zeigten sich Merkmahle der Verwesung, und am sechsten ward er begraben.

Todtenklage.

Soll ich von deinem Tode singen,
O Marianne, welch ein Lied!
Das mir das Loos, mich loszuringen
Vom frohen Minnesang, beschied.
Nicht reiß' ich wieder auf die Wunden,
Die mir geschlagen dein Verlust,
Was ich bei deinem Tod empfunden,
Empfind' ich noch, nur mehr bewußt.

Ich seh' dich noch, mit schwerem Bangen
Vom Todtenbett' emporgerafft,
Bemüht den Schmetterling zu fangen,
Den dir vorlügt des Fiebers Kraft;
O Schreckensbild der Fieberhitze
Der Leidenschaft, die Ruh' versengt!
Wann Lieb' und Ehrgeiz im Besitze
Nur Schmetterling und Mücken fängt.

Die Seele streifte weg die Hülle
Allmählich ihrer Erdennacht,
Du schwammst schon in des Lichtes Fülle,
Womit der ew'ge Morgen lach't;
Begeistert von des Morgens Hauche
Trat'st du jetzt aus dir selbst heraus,
Entschwingend dich dem Staub' und Rauche,
Und ird'scher Brandungen Gebraus.

Du lächeltest aus lichter Ferne
Ein trautes, zartes Lebewohl,
Mit dir verlöschen unsre Sterne,
Und schwarze Wolk' umhüllt den Pol;
Die Hefen trinken wir der Kanne,
Bis aus des Lebens Rausch erwacht,
Dann folgen wir dir, Marianne!
Zum Thron' der Weisheit und der Macht.

Hier treibet uns, als blinde Ballen,
Des Schicksals Schlägel blind im Kreis'
Der Becher kreis't in Fastnachtshallen,
Doch vor den Fenstern thürmt sich Eis.
Den untern nicht, den obern Mächten
Gehörtest du im Sterben an,
Das Falsche trennend von dem Aechten,
Begannst du neue Sonnenbahn.

Es war zur Zeit des Wageschwebens,
Wo Tag und Nacht im Gleichgewicht,
Zur Stunde, wo der Herr des Lebens
Mit Schächern ging in das Gericht;
Sichtbar zum Engel dich verklärend,
Lagst in den letzten Zügen du,
Den Freundekreis um dich belehrend,
Durch deines sel'gen Scheidens Ruh'.

Nie kann mich mehr der Frühling freuen
Wann er mit Blüten wiederkehrt,
Er kann nur bittern Schmerz erneuen,
Der mir als Schwert das Herz durchfährt.
Du gingst am ersten Frühlingstage
Hinüber in das Paradies,
Die Feier ward zur Todtenklage,
Und Frühlingsaussicht zum Verließ.

Ich stimm' an Nacht- und Tagesgleiche
Hinfüro nicht den Lenzpäan,
Erinnernd mich an deine Leiche,
Stimm' ich nur Trauerhymnen an.
Es klage, wer jemals empfunden
Im Leben ähnlichen Verlust,
Und wer nie fühlte solche Wunden,
Der lerne sie aus meiner Brust!

Die Ros' ist nur rothgüld'ne Schale,
In die der Morgen Thränen gießt,
In Tulpen sind die schwarzen Maale,
Der Brand, der ihre Pracht zerspließt;
Auf Hyacinthen steht geschrieben
Der Todtenklage stummes Weh,
Die Nachtigall klagt von der Lieben,
Ihr Leichentuch ist Blütenschnee.

Am Lenztag', der das Jahr erneuet,
Gingst du zum Frühlingsleben ein;
Wohl dir, die and'rer Sonn' sich freuet,
Von Farb' und Sonnenstäubchen rein.
Der Geist der Wahrheit und der Liebe
Schwang sich mit dir zum Quell' des Lichts,
Wo sich verflücht'gen ird'sche Triebe,
Wo Gott nur ist — all And'res Nichts.

Ich ging hinaus zu deinem Grabe,
Und weinte viele Thränen drauf,
Wenn ich dich je gekränket habe,
Nimm, Schwester, diese Sühnung auf! —
Ameisen sah' ich dorten küssen
Den Staub, der dir vom Fuße fällt,
So lieget nun zu deinen Füßen
Ein Ameishaufen diese Welt.

Ich bat dich oft in schönen Tagen
Zu pflanzen Blumen auf mein Grab,
Denn aufwärts stieg dein Lebenswagen,
Und meiner lenkte schon hinab;
Doch anders war's vom Herrn beschlossen —
Als Blume pflanz' ich dieses Lied,
Von meinen Thränen reich begossen,
Soll's blühen noch, wann längst ich schied.

J. v. Hammer.

Kennerschaft.

Wie weit die Kunstkritik doch geht,
Wenn's nur ein Kenner recht versteht! —
War einst ein Graf, als Dilettant
In Niederlanden wohl bekannt,
Der aber in der Kunstkritik
Besaß ein wunderbar Geschick,
So daß, was er für recht erkennt,
Auch Jedermann vortrefflich nennt,
Dagegen, was er fand als schlecht,
Auch dünkte keinem Menschen recht,
Weil Alle stimmten überein,
Er müss' der größte Kenner seyn;
Da selten ihm etwas gefiel,
Und er, mit Worten breit und viel,
Und schier ganz unverständlich hoch,
Bewieß was er in Zweifel zog.

Dem mußte nun das Antlitz sein
Auch Rembrandt einst abkonterfei'n,

Und als das Bild nun fertig war,
Sehr wohl getroffen offenbar,
Da kam der Graf mit Kennerschaft
Und fand es dennoch fehlerhaft,
Und mäkelt da und mäkelt hie,
Und recht war ihm das Kleinste nie,
Obgleich der Meister, ohne Stolz,
Bald dieses inniger verschmolz,
Bald jenes drängte mehr hervor,
Nie die Geduld dabei verlor.
Der Graf behauptet stets doch nur,
Es fehle Rembrandt an Natur,
Und mög' er ändern noch so sehr,
Das Wahre find' er nimmermehr.

Da wird's dem Künstler doch zu kraus
Und denkt sich flugs ein Plänchen aus,
Wie solchen großen Kenner hier
Er doch am Ende überführ'.
Und wenig Wochen nur vergehn,
Da bittet er den Grafen schön,
Zu kommen in sein kleines Haus,
Dort steh' ein Bild so eben aus,
Worin er selbst sich konterfei't,
Mit sonderlicher Mühsamkeit,
Und woll' des größten Kenners Wort
Er gern d'rob hören alsofort.
Der Graf, sich seiner wohl bewußt,
Wirft sich nur wenig in die Brust,

Und sagt mit Freundlichkeit im Nu
Das Kennerurtheil Rembrandt zu.

Da tritt er in die Werkstatt ein,
Und dort, an einem großen Schrein,
Hängt auch des Rembrandts Conterfei,
Das gleicht ihm wie das Ey dem Ey;
Der Graf mit ernster Miene tritt
Davon nach Kennerart zehn Schritt,
Faßt erst das Ganze kunstvoll auf,
Setzt sich alsdann die Brille auf,
Tritt näher, doch nicht allzunah,
Weil dies von Kennern nie geschah,
Und prüft nun lang, und prüft nun breit,
Des Bildes Art und Wesenheit;
Worauf das Urtheil er zuletzt
Dann fällt, nachdem er sich gesetzt:
Das Bild sey gar nicht schlecht gemalt,
Und für ein Kunstwerk wohl bezahlt,
Doch was betreff' die Aehnlichkeit
So irr' es von der Wahrheit weit,
Und sey so wenig Rembrandt das,
„Als eine Mondenscheib' ein Faß.“
Darauf das Bildniß selbst zur Stund
Aufthut im Ingrimm seinen Mund,
Und ruft: „nun, wenn ich das nicht bin,
Wo ist denn da der Rembrandt hin?
Diesmal, mein theurer Herr, mit Gunst,
Geht betteln Dero Kennerkunst;

Denn nur gemalt ist dieses nicht,
Es ist mein eig'nes Angesicht,
Und, was auch wend' der Kenner ein,
Das muß mir doch wohl ähnlich seyn!«

Th. Hell.

Einer jungen Dichterin.

Carmina tum sancte nulla puella colit.

Prop.

Zarte Sappho, ja dich weihte
Einer Muse reinster Kuß,
Deiner Weihe Kränze streute
Ein bescheid'ner Genius,
Auf die Saiten deiner Leier
Warf des Amors Geisterbraut,
Warf die Grazie den Schleier,
Noch zu mildern ihren Laut.

Hätte dieses dürft'ge Leben,
Arm an Klang und Harmonie,
Keine Muse dir gegeben,
Deine Seele wäre sie.
Wie auch hell vom Fels die Welle
Aganippens niederzieht,
Doch des Pindus schönste Quelle
Bleibt ein heiliges Gemüth.

Zu der Worte süßem Reigen
Hat die Dichtung dich beseelt,
Doch wer lehrte dich das Schweigen,
Welches deine Gaben hehlt?
Schlaue Künste zum Berücken
Schelte nimmer sie der Neid,
Denn um Herzen zu entzücken,
G'nügt ja deine Lieblichkeit.

Eh' du noch ein Lied gesungen,
War die Leier dir verwandt,
Zaub'risch ist sie dir erklungen,
Eh' sie rührte deine Hand.
Und es strömten in sie nieder
Töne, wie der Aether rein,
Schöner nur, als deine Lieder,
Müßte deine Liebe seyn.

Dichtung nenn' ich das Entzücken,
Das die Himmlischen verklärt,
Aber Liebe das Beglücken,
Wenn dein Lächeln sie gewährt.
Doch in des Gesanges Frieden,
Ruhig, wie der Lorbeer weht,
Wallst du, nie bewegt, hienieden,
Wo kein Phaon dich verschmäht.

Bauet dann, ihr Frühlingssprossen,
Baut ein blühend Heiligthum,
Haltet schirmend dort verschlossen
Ihren Reiz und ihren Ruhm;
Drohe sanft den Blättern Schweigen,
Wann, vom heimathlichen Ast,
Lauschend sie hernieder neigen
Ihre leichte Zephyrlast.

Sey in stillen Lorbeerhallen,
Fern von ungeweihter Schar,
Königin der Nachtigallen,
Wie der Wohllaut unsichtbar,
Und ein Lied, von dir gesungen,
Wie ein Graziengebet,
Tröste alle Huldigungen,
Die du, Liebliche, verschmäht.

A. von Maltitz.

Das Geheimniß der Liebe.

Eine erzählende Dichtung, in drei Romanzen.

Erste Romanze.

O schöner Lenz voll heil'gem Streben,
Voll Frauenanmuth, Männerkraft,
Wo noch Begeist'rung war im Leben,
Und was Begeist'rung wirkt und schafft;
Wo noch der Glaube und das Lieben,
Wo noch die Ehre und der Muth
Gegolten als das höchste Gut —
Warum denn mußtest du zerstieben?

Wir steh'n und schau'n mit trüben Blicken
Nach deinen fernen Ufern hin,
Wie nach den blauen Bergesrücken
Ein Kinderaug' und Kindessinn;
Ach, deine alten Mährchen tönen
In's neue Leben süß herein,
Und wiegen seinen Kummer ein,
Und wecken auf den Quell des Schönen.

Du senkst dich nieder, deine Arme
Umschlingen mich mit Götterkraft,
Und daß ich an der Sonn' erwarme,
Entführst du mich der Erdenhaft;
Nun fort, im raschen Adlerfluge,
Fort, in die weite reiche Welt,
Weit offen steht ihr blaues Zelt,
Und Sterne folgen unserm Zuge! —

Halt ein! Was blinkt uns dort entgegen?
Aus tiefer Nacht ein Diamant,
Ein Silberspiegel, d'rin sich regen
Gestalten, fremd und doch bekannt;
Ein Meer im Meere! Menschenwogen
Auf ungeheurer Wasserflut,
Die Wellenbrust voll Frühlingsglut,
Wie fühl' ich mich zu ihr gezogen! —

Sie ist's, die Stadt von allen Städten,
Des Oceanus heil'ge Stadt,
An der sich seine Wogen glätten,
Für die er keine Stürme hat;
So lag einst Herkules im Schilde,
So liegt sie in den Wellen da,
Dem Himmel und der Erde nah,
Daß sie ihr eig'nes Leben bilde!

Venedig, Königin der Wogen,
So viele Tropfen zählt dein Meer,
So viele Schiffe sind gezogen
Mit deinen Flaggen einst daher;
Du standest da in deinem Reiche,
Ein Leuchtthurm für das irre Glück,
Und fest hielt es dein Zauberblick,
Auf daß es nimmer von dir weiche.

Wer zählt die Feinde, die du zwangest,
Da du dich selber noch bezwangst,
Die Siege all', die du errangest,
Da du sie über dich errangst? —
Noch hör' ich sie, die tausend Schlachten,
Wo dein Triumph die Welt durchtönt,
Und deine Söhne, ruhmgekrönt,
Dir Könige als Sclaven brachten!

Doch was — was waren dies für Söhne?
Halbgötter, in dem Kampf für Recht,
An Götterkraft und Götterschöne
Ein volles göttliches Geschlecht —
Die Augen blitzend von Verlangen,
Der Gliederbau wie Stein und Erz,
Und doch schlug d'rin ein fühlend Herz,
Und röthete die braunen Wangen.

Wie aber auch des Dichters Auge
So reiche Form erquickt und freut,
Daß er wie Bienen Honig sauge
Aus dieser echten Männlichkeit;
Doch ist es Einer, der vor Allen
Sein ganzes Herz gefangen hält,
Und den er längst auch auserwählt,
Um liebend ihm an's Herz zu fallen.

Gleich einem Fremdling steht er Mitten
In seiner Brüder tapfern Schar,
Als sey er hier nur kaum gelitten,
Der doch im Kampf der Erste war,
Und feucht und sehnend, wie zwei Sterne
Durch eine trübe Sommernacht,
Schau'n seine Blicke, halbverwacht
Hinaus in ungemess'ne Ferne!

»Sanuto« — ruft mit frohem Munde
Ein froher Freund jetzt rasch ihm zu —
»Hast wieder deine böse Stunde?
Wann kommst du endlich doch zur Ruh'?
Ist's möglich — jung und angesehen —
Ein Held — der Retter unsers Staats —
Des Dogen Freund — der Sohn des Raths —
Und — Augen, naß zum Uebergehen!« —

»Nein! Nein! ich kann's, ich mag's nicht glauben,
Daß dies dein Ernst, du Rief' im Streit;
Die Thräne ziemt verliebten Tauben,
Dir aber Adlerfröhlichkeit —
D'rum auf, tauch' auf im frischen Leben,
Wie ist es doch so hell und licht,
Fühlst seinen Götterathem nicht,
Und wie sich seine Pulse heben?« —

»Beglückter Freund« — wird ihm entgegnet —
»Genieße, wo Genuß dir winkt,
Dich hat Natur mit Lust gesegnet,
Dem Lust aus jedem Kelche blinkt;
Mich nicht! Ich war noch nie zufrieden,
Wo mir das Glück auch zugelacht —
Ich kämpf' in einer ew'gen Schlacht,
Und seufze kämpfend nach dem Frieden!«

»Der Morgen rief mich auf zu Thaten,
Doch war die That mir niemals Lohn;
Dem Kampfe folgte nur Ermatten,
Trug seinen Kranz ich auch davon —
Und Abend's, Freund, kann ich beneiden
Den Gondelfahrer, der gestreckt
In seinem Kahn das Echo weckt,
Erzählend ihm von seinen — Freuden!«

Er spricht's, und drückt des Freundes Rechte,
Und schwindet dann, so wie er kam,
Und wandelt, wie durch manche Nächte,
Allein dahin mit seinem Gram;
Fernando aber folgt ihm leise,
Er muß erfahren, was ihn peint,
Dem er seit Jahren schon vereint,
Und was verändert seine Weise.

Bald steht er still, bald eilt er weiter,
Seufzt jetzt und blickt zum Himmel auf,
Jauchzt dann und fliegt, daß sein Begleiter
Kaum folgen kann dem raschen Lauf;
Spät wird's, und später, ruhig rauschen
Die Wogen durch die Nacht dahin,
Es spiegelt sich der Mond darin,
Als wollt' er ihren Liedern lauschen.

Doch horch! auch and're Lieder klingen,
So tönt's nicht aus dem Meeresgrund,
So können nicht Syrenen singen,
So singt ein Herz aus Frauenmund';
Ein Herz, voll Lust und voller Grauen,
Ein Herz sehnsücht'ger Liebe voll,
Aus dem Gefühl in Tönen quoll,
Wie Regen quillt auf Frühlingsauen.

Da stand der Ritter, festgebannet,
Wie seines eignen Grabes Stein —
Was einen Helden so entmannet,
Das wird kein leerer Schall nur seyn;
Was in ihm bebt, was in ihm zittert,
Das zittert jenseits auch und bebt,
Wo der Gesang herüberschwebt,
Aus einem Fenster, dicht vergittert. —

Und wie die Flamme aufwärts strebet
Vom Erdenstaub zum Sonnenquell;
Wie Wellchen nach dem Wellchen bebet
Und in einander schmiegt sich schnell:
So wird auch er jetzt fortgezogen
Von einer unbekannten Kraft —
Er liegt in ihrer Zauberhaft,
Und scheint den Fesseln doch gewogen!

»Alvice ist's, dein treuer Sänger« —
Dies Lied stimmt an er durch die Nacht:
Da klagt es drüben bang und bänger,
Als sey jetzt erst der Schmerz erwacht —
»O fremde Schöne, darf ich's wagen?« —
Fährt er in seiner Weise fort,
Und Bote wird ein jedes Wort
Auf Flügeln des Gesangs getragen.

Er fleht und drängt, sie warnt und weinet —
O dürft er sie nur einmal seh'n,
Ihr sagen, was er wünscht und meinet,
Und dann auf ewig untergeh'n!
Umsonst! Umsonst! Sie will nicht hören,
Entsagung heischt die strenge Pflicht
Entsagung, ob das Herz auch bricht,
Was darf Entsagung ihm gewähren? —

»O Esperance, dein Name lüget,
Sonst ließest du mich hoffen doch;
Dein Blick, dein Mund, dein Seufzer trüget,
Seufzt, spricht und blickt er Liebe noch;
Nein, nein, du hast es nie gefühlet,
Was ich — was ich für dich gefühlt,
Die Flamme, die die Brust durchwühlt,
Sie wird durch keinen Nord gekühlet!« —

»So lebe wohl, du siehst mich nimmer!
Leb' wohl, du schönes Marmorbild,
Auf das der Sonne gold'ner Schimmer
Nur Gluten malt, nicht Gluten stillt —
Leb' wohl, und wenn es mich verzehret,
Dieß Feuer, das du angefacht;
Bald ist's vorbei — bald wird es Nacht,
Und du — du hast es nicht genähret!« —

So spricht, so klagt er — stürzt von hinnen
Und wendet doch den Blick zurück,
Er weiß es ja, daß er gewinnen,
Gewinnen muß sein schönstes Glück:
Schon hat er Zeichen, die es künden —
Sie winket ihm — ein leiser Schrei —
Und ausgesprochen wird's: »Es sey!
Um Mitternacht sollst du mich finden!" —

O süße Lust der ersten Liebe,
Du gleichst dem ersten Frühlingsstrahl,
Sein Kuß weckt auf die jungen Triebe,
Und alles blüht mit einem Mal;
Die Knospenaugen, die verschlossen,
Sie öffnen sich mit holder Scheu —
Das Blumenherz schlägt erst im Mai,
Wenn seine Thränen es begossen! —

Mai ist's auch in Sanutos Busen,
Ein neues Leben regt sich d'rin,
Wie in dem Dichter, wenn die Musen
Begeistern seinen Dichtersinn —
Nein, reger noch, als in dem Dichter!
Lieb' ist das herrlichste Gedicht,
Ihr Himmel wird erdichtet nicht,
Ein Himmel, so voll Freudenlichter!

Er kann's nicht tragen das Entzücken,
Allein nicht tragen in der Brust —
Die ganze Welt möcht' er beglücken,
In's Herz ihr küssen seine Lust:
Da tritt ihm nun der Freund entgegen,
Im besten Glück der beste Freund —
Er sinkt in seine Arm' und weint,
Und unterliegt so reichem Segen! —

Fernando aber blicket düster:
»Sanuto, sprich, was treibst du hier?
Ich hörte heimliches Geflüster —
Laß' warnen dich, laß' rathen dir!
Dies Haus, Venedigs schlimmste Feinde
Birgt es in seinem dunkeln Schoos —
Venedigs Sohn — o reiß es los
Das Band, das dich mit ihnen einte!« —

»Mit starker Hand zerspreng' die Ketten,
Zersprenge sie, eh' es zu spät;
Du weißt es ja, nichts kann dich retten,
Wenn einmal dich Verdacht umweht:
Zwei Augen nur, die dich gesehen,
Genügen, um zu tödten dich —
O zürne nicht, o höre mich,
Willst du nicht blutig untergehen!« —

Da hebt er sich aus seinen Armen,
Und blickt ihn lang und schweigend an,
Als müsse ihn sein Wahn erbarmen,
Und diese Worte spricht er dann:
»Du Armer, der du nie geahnet,
Was Liebe sey, was Lieb' vermag;
Du Blinder, ohne Licht und Tag,
Der einen Sehenden ermahnet!«

»So hör' es denn: zwei reine Flammen,
Die sich verstanden und erkannt,
Sie schlagen Glut in Glut zusammen,
Und kennen nur Ein Vaterland:
Ein Vaterland, und das ist Oben —
Was kümmert sie die Erdennacht?
Ihr Element ist Sonnenpracht,
Zur Sonne werden sie erhoben!«

»Venedig's Sohn bin ich gewesen,
Und bin es noch, wenn ruft die Schlacht;
Du kannst's auf meiner Stirne lesen,
Daß an die Mutter ich gedacht;
Doch eine Stunde gibt's im Leben,
Wo man der Eltern selbst nicht denkt,
Und auswärts seine Schritte lenkt,
Nach einem schönern Ziel zu streben!«

»Die Stunde hat auch mir geschlagen,
Noch hör' ich ihren hellen Klang,
Und ihre Engelsflügel tragen
Mich durch die reiche Welt entlang —
Kein Gott vermag mich rückzuhalten
Von dem erhab'nen Götterflug,
Allmächtig ist der Herzen Zug,
Und kennt nicht irdische Gewalten!« —

»Stets strebt ich nach der weiten Ferne,
Das Nahe hat mir nie genügt;
Nur blaue Berge, gold'ne Sterne
Sind's die mein reger Geist umfliegt;
Und blaue Berge, gold'ne Sterne,
Bei Ihr erflog, erreicht ich sie,
D'rum schwör' ich's auch, ich lasse nie
Von ihr, dem schönen Kind der Ferne!« —

»Ich schwör' es, nie von Ihr zu lassen,
Ob Frankreich sie geboren hat,
Ob ich die Ihren auch muß hassen —
Sie lieb' ich, wie die Ritterthat:
Nur einmal hab' ich sie gesehen,
Doch war es für die Ewigkeit,
Und mein bleibt sie für alle Zeit,
Müßt' ich auch blutig untergehen!« —

Er ruft's — am dunkeln Himmelsbogen
Ward es inzwischen doppelt Nacht;
Ein Wetter ist herangezogen,
Der alte Sturm ist aufgewacht;
Das Meer streckt schon die Riesenhände
Erzürnet nach den Wolken aus,
Weil sie in sein krystall'nes Haus
Geschleudert ihre Feuerbrände;

Und aus der grauenvollen Weite
Klingt Jammerruf und Wehgeschrei,
Verkündend, daß in diesem Streite
Ein stolzes Schiff verloren sey — —
Auch du, auch du bist so verloren,
Du edles jugendliches Schiff;
Schon klafft der Abgrund, droht das Riff —
Du hast dir selbst den Tod beschworen!

Zweite Romanze.

Es schwimmt des Mondes gold'ner Nachen
Hoch in der blauen Himmelsflut,
Und Lautenklänge, die erwachen,
Begrüßen ihn mit Sehnsuchtsglut;
Die See wogt sanfter — stiller werden
Die Stimmen, die am Tage laut —
Geschmückt wie eine Königsbraut
Sank längst die Nacht herab auf Erden.

Da rauscht, mit schnellen stillen Schlägen,
Ein schwarzes Gondelchen einher,
Die Ruder nur sieht man bewegen,
Sonst glaubte man es menschenleer;
Nun hält es, dort, wo Marmorstufen
Sich heben zu dem steilen Strand,
Und eine Maske springt an's Land
Mit scheuer Hast und leisem Rufen.

Die Stunde schlägt, die Geisterstunde,
Die aus den Gräbern Leben hebt,
Vor derem ernsten Zaubermunde
So manches Herz zusammenbebt:
Doch hier schlägt ihr ein Herz entgegen,
Ein hoffendes, das sie beglückt,
Das ihre finst're Mien' entzückt,
Und dem ihr Grauen wird zum Segen!

Sanuto horcht den bangen Tönen
Wie einem süßen Liebessang,
Er hört die Stimme seiner Schönen
Hervor aus diesem rauhen Klang;
Und wie der Lenz mit Donnerschlägen,
Erweckt den ersten Blütentag,
Erweckt in ihm auch jeder Schlag
Ein süßes Hoffen und Bewegen.

Beglücktes Harren! frommes Sehnen,
Wo unſ're Bruſt ſo eng und weit —
Das Auge lächelt mild durch Thränen,
Der Schmerz hat keine Bitterkeit;
Noch iſt's, noch iſt's ja nicht entſchieden,
Noch hoffen wir, und wiſſen nicht,
O ſel'ge Dämm'rung, wird es licht,
Wie oft flieht dann dein Mährchenfrieden!

So harrt das Kind im ſtillen Dunkel
Auf ſeinen gold'nen Weihnachtsbaum;
Es fürchtet ſich vor dem Gefunkel
Und kann es doch erwarten kaum;
So ſtand Sanuto vor der Pforte,
Die ſeinen ſchönſten Traum verſchloß,
Er fühlt' es, ſeines Lebens Loos
Hing jetzt an einem einz'gen Worte.

Da klingen Saiten — leiſe, leiſe,
Wie Blumen, die der Zephyr küßt;
Er kennet ſie, die zarte Weiſe,
Die ihn ſo oft, ſo ſtill begrüßt;
Und jetzt — jetzt weicht der ſtrenge Riegel,
Es winket eine weiße Hand —
Sie führt ihn zum gelobten Land,
Und Engel leihen ihm die Flügel!

Wie tritt er nun mit süßem Beben
In das geheiligte Gemach,
Und welch ein wunderbares Leben
Wird hier in seinem Herzen wach;
Den glatten Boden möcht' er küssen,
Auf dem ihr zarter Fuß geruht,
Die Wände, die solch köstlich Gut
In ihre Arme durften schließen!

Die Blume, deren milde Sonne
Ihr sonnenhelles Auge war,
Die Lampe, die stets bebt vor Wonne,
Weil ihr vergönnt solch ein Altar,
Die Laute, die in ihren Armen,
Vielleicht an ihrem Herzen lag,
Und was er sonst noch sehen mag —
Dies Alles drängt's ihn, zu umarmen! —

O Gott, sie selbst! — Er sieht sie immer,
Und doch — so sah er sie noch nie —
So rein, so im Verklärungsschimmer,
So fromm, so fest, so ernst noch nie —
Ihn faßt schier ehrfurchtsvolles Grauen
Vor der erhabenen Gestalt —
Dies ist der Tugend Allgewalt,
So stolz, und doch so voll Vertrauen!

In ihre Arme wollt' er sinken —
Zu ihren Füßen sinkt er hin;
Zwei Augen, die von Thränen blinken,
Demüth'gen seinen kühnen Sinn —
Was er verlangt, ersehnt, begehret,
Ach, seines ganzen Glückes Traum,
Er wagt es jetzt zu denken kaum,
Und doch — doch hat sie ja gewähret! —

Kein Wort entweiht die heil'ge Stille,
Sie winkt ihm schweigend aufzusteh'n,
Und zum Gebot wird ihm ihr Wille,
Heißt das Gebot auch untergeh'n:
»Ich habe deinen Wunsch erhöret,« —
Beginnt mit ernstem Ton sie jetzt —
»Die strenge Sitte ward verletzt,
Und mich verzehrt, was ich gewähret!«

»Doch sey's, ich mußte so, ich mußte,
Und für die kurze Seligkeit
Büßt jetzt die arme Schuldbewußte
Mit einem Leben voller Leid —
Du bist's Sanuto — bist der Eine
Den ich aus Tausenden erwählt,
Dem dieses Herz, einst so gestählt,
Sich nun erschließt ohn' allem Scheine!« —

O Augenblick, du dessen Dauer
Auf einen Kuß und Blick beschränkt,
Und dessen, durch des Lebens Trauer,
Man als des schönsten doch gedenkt;
Wie bald, wie bald wird deine Wiege,
Du lächelnd Kind, zu deinem Sarg;
Großmüthig bist du, und doch karg,
Dein Kranz verwelkt noch vor dem Siege!

So hast du auch dies Paar verbunden,
Um es zu trennen, da sich's fand,
Und, ach, kaum ist es noch gewunden,
Zerreißt du schon das zarte Band,
Kaum daß in's Auge Aug' sich senket,
So findet es schon Thränen d'rin —
Sie sind der einzige Gewinn,
Den deine Flucht der Liebe schenket!

Ach, mit der Kraft des herbsten Schmerzes
Reißt sie von seiner Brust sich los:
So naht dem Kreis lebend'gen Scherzes
Der Tod urplötzlich riesengroß;
Er streckt die kalten bleichen Hände
Nach den bekränzten Häuptern aus,
Sucht seine Opfer sich heraus
Und blutig geht das Fest zu Ende!

»Unglücklicher!« — ruft sie mit Beben —
»Unglücklicher, laß ab von mir!
Umsonst, fruchtlos ist all' dein Streben,
Nie darf ich je gehören dir!
Horch! Scheiden! ruft die Stunde — Scheiden!
Und Scheiden! ruft das alte Meer,
Und Scheiden! tönt es rings umher —
Den strengen Spruch kann nichts vermeiden!« —

»Mein Vater haßt dich, hasset Alle,
Die dieses Reich geboren hat —
Nichts kann Euch retten von dem Falle,
Der, längst gedacht, nun reift zur That;
Er hat es Frankreich zugeschworen:
Venedigs Sturz, das war sein Schwur,
Und ganz gelöset wird er nur,
Wenn ganz Venedig auch verloren!« —

»Du bebst? — Erblassest? — Ritter, lerne
Von einem Weibe standhaft seyn —
Das Glück such' unter keinem Sterne,
Nur ober Sternen kann es seyn;
Das Wort der Schöpfung heißt: Entsagen!
Entsagung heißt die Menschenlust;
Du lachst bewußtlos — weinst bewußt,
Und zählst das Leben nach — den Tagen!« —

»Bald, bald, mein Freund, ist's ausgezählet;
Geschehe denn, was muß und soll,
Wir haben einmal uns erwählet,
Und einmal wird die Zahl auch voll;
Bis dahin laß uns duldend lieben,
Und liebend dulden, theu'rer Mann,
Ein Trost bleibt uns ja sicher dann,
Der Trost, daß wir uns treu geblieben!« —

Sie sprichts und haucht auf seine Wange
Noch einen leisen Scheidekuß,
Und stumm, im höchsten Schmerzensdrange
Vernimmt er ihren letzten Gruß.
Dahin, dahin wie Wind und Wogen
Dahin, dahin dein schöner Traum,
Du hast ihn noch geträumet kaum —
O Gott, da ist er schon verflogen! —

Nein, solch' ein Schmerz hat keine Worte,
Er hat selbst keine Thränen mehr;
Dumpf schließt sich hinter ihm die Pforte —
Kein Trost und keine Wiederkehr! —
So dröhnt der Deckel an dem Sarge,
Der eine junge Braut begräbt,
Und der sich nimmer — nimmer hebt,
Faßt ihn die Nacht einmal, die arge! —

Er tritt hinaus; die Sterne blinken
Vom Himmel mit dem alten Glanz;
Die Wogen heben sich und sinken,
Wie früher hin im leichten Tanz —
Ach, Alles ist, wie es gewesen,
Nur Ein's ist nicht mehr, wie es war,
Und dieses Eine, furchtbar klar
Muß er's im eignen Herzen lesen!

Ein Leben ohne Lieb' ist — Sterben,
Und Sterben schlimmer, als der Tod;
Wohin er blicket droht Verderben —
Nun denn, so ende diese Noth!
Ein ernstes Lied tönt aus den Fluten,
Es öffnet sich ihr tiefes Reich,
Und winkend tauchen, fahl und bleich,
Rings Leichen auf, die längst d'rin ruhten.

»Komm, Bräutigam! die Lichter flimmern,
Es winkt das kühle Hochzeithaus,
Und die Verlobungsringe schimmern,
Der Doge selbst wirft sie uns aus; —
Was willst, was willst du noch auf Erden,
Dein Herz steht still, die Welt ist leer,
Hinab — hinab in's kühle Meer,
Da sollst du wieder ruhig werden!« —

Sein Auge schwimmt; im dichten Kreise
Sieht er die Schatten vorwärts zieh'n,
Und mächtig lockt ihn ihre Weise —
Ach, wollt' er auch, er kann nicht flieh'n!
Schon reißen unsichtbare Mächte
Den Willenlosen fort und fort,
Schon strecken feuchte Arme dort
Nach ihm ihr zaub'risches Geflechte!

Da hebt die Schar sich plötzlich höher,
Und tauchet an das Ufer auf,
Und näher kommt sie, näher — näher!
Der Tanz wird jetzt zum raschen Lauf — —
Er ist erreicht — er ist umrungen,
Es klirrt der Fesseln schnöde Haft,
Weh ihm, nicht reine Geisterkraft,
Nur Menschenmacht hat ihn bezwungen!

Da wacht noch einmal auf die Würde,
Der muth'ge Stolz, der ihm entflohn:
»Wer wagt es, mit so knecht'scher Bürde
Zu fesseln mich, Venedigs Sohn?« —
Dies ruft er, und mit edlem Grimme
Schaut er im Kreise um sich her — —
»Venedig selbst!« tönt, ernst und schwer,
Zurück ihm eine tiefe Stimme! —

Venedig selbst! — Er seufzt und schweiget,
Und hält die Arme willig hin,
Die niemals solche Last gebeuget,
Die Kettenlast für Sclavensinn! —
Fort eilt der Zug in düst'rer Stille,
Nur eine Maske dränget sich
Zu ihm und spricht: »Ich warnte dich!« —
Die Antwort ist: »Es war mein Wille!« —

Dritte Romanze.

O Leben, sonnenwarme Quelle,
In der der Lenz, die Liebe haust!
Du Blut der Erde, dessen Welle
Durch ihre Adern schäumend braust!
Du Himmelstochter Leben — Leben!
Zu der sich unser Arm noch hebt,
Wenn er in's Grab schon niederbebt;
Du Ziel von allem Menschenstreben!

Du Baum, der knospet, blüht und reifet,
Und mit dem Blatt die Frucht auch bringt,
Deß' Wipfel in den Himmel greifet,
Deß' Wurzel in die Erde dringt:
Ist's möglich, daß in deinem Schatten,
Von deinem Duft und Hauch umfacht,
Ein Aug' ersehnt die Todesnacht,
Weil deine Lichter es ermatten? —

Und doch, wie mancher Unbeglückte
Reißt sich von deinem Herzen los,
Und das, was andere entzückte,
Ach, das entsetzt ihn namenlos;
Du bist für ihn die dunkle Pforte,
Die ihn von seinem Himmel trennt,
Und die er aufzuschließen brennt,
Selbst mit der That, glückt's nicht dem Worte! —

Auch unser Freund ist so gesonnen,
Vergebens spricht dein Wink und Blick,
Für ihn ist deine Lust zerronnen,
Er kennt dein Leid nur, nicht dein Glück;
Der Kerker, der ihn jetzt umfasset,
Gilt mehr ihm, als dein Feuerkuß,
Ihm, dem dein vollester Genuß
Einst nicht genügt — der jetzt dich hasset!

Auf feuchtes Stroh den Leib gebettet,
Das schöne Haupt herabgesenkt,
Die ritterliche Hand gekettet,
Das adelige Herz gekränkt,
So liegt er da, ein junger Adler,
Den, ach, sein erster Sonnenflug
Zur Nacht statt zu dem Lichte trug —
Verhöhnt selbst vom gemeinen Tadler!

Kein Wort entschlüpft ihm, keine Klage;
Sein Auge glänzt so feucht und mild,
Wie spät nach einem Wettertage
Des Mondes ruhigstilles Bild;
Die Brust hebt sich im ernsten Frieden,
Der, abgeschlossen mit der Welt,
Sich nur an den Gedanken hält,
Den großen, der ihm ward beschieden! —

»Ich hab' ein Mährchen einst vernommen« —
So spricht er sinnend vor sich hin —
»Ein Mährchen, das mich stets beklommen,
Weil mir so räthselhaft sein Sinn:
Das Mährchen von der deutschen Liebe,
Die über Zeit und Grab hinaus
Treu und beständig harret aus,
Ob sie auch hier getrennet bliebe!« —

»Ein Fremdling war's, ein stiller, bleicher,
Der mir's zum ersten Mal erzählt;
Er sprach so weich und immer weicher,
Und Alles schien an ihm beseelt:
Sein Auge flammt', die Stimme bebte,
Und als, wie ew'ges Abendroth,
Sein Mährchen schloß der Liebe Tod,
Da wußt' ich, daß er's selbst erlebte!«

»Der Liebe Tod? — Konnt' ich's verstehen? —
Der Liebe Leben kannt' ich nur —
Getrennt zu seyn, und doch sich sehen,
Und festzuhalten an dem Schwur,
Fremd dünkte mir ein solch' Begehen,
Fremd, wie der Fremde — wunderbar — —
Und doch, o Fremdling, sprachst du wahr —
Ich lernte, deutsche Lieb' verstehen!« —

»Sie ist's, die einst Petrark gesungen,
Sie ist's, die Tasso einst durchlebt,
Ein Himmel voll Erinnerungen,
Wo nur der Geist zum Geiste strebt;
Ob Laura starb, ob Leonoren
Ein Fürst vom Dichterherzen riß,
Sie waren ihrer Lieb' gewiß,
Und ihre Lieb' war nicht verloren!« —

»So ist auch meine nicht verloren,
Fest weiß ich es und fühl' es tief;
Sie gleicht dem Kind, das kaum geboren,
Im süßen Tode schon entschlief —
Du selig' Kind! Mit Blumenkränzen
Begann und schloß dein kurzes Seyn —
Dein Kinderherz blieb kinderrein,
Und unter Sternen wird es glänzen!« —

So schwärmet er! Ach, schönes Schwärmen,
Wie karg, wie ärmlich ist dein Trost —
Schon hebt sich d'raußen wildes Lärmen,
Das nah' und immer näher tost —
Die Schlösser klirren, Pforten krachen,
Man schleppt ihn aus der Nacht hervor,
Und reißt ihn zu dem Tag empor,
Den letzten, den er sieht erwachen!

Und fort geht's nun durch lange Gänge,
Treppauf, treppab in stummer Hast;
Er kennt dies traurige Gepränge,
Er führte selbst schon manchen Gast
Den stillen Weg hier, dessen Ende
Das Ende seines Daseyns war:
Doch lächelt er nur der Gefahr,
Und denkt nicht, wie er ab sie wende.

Schon naht der Zug dem ernsten Ziele,
An dem der Tod als Wächter lehnt,
Als Wächter auf der schmalen Diele,
Die Seyn und Nichtseyn ewig trennt;
Schon rauschet auf die dunkle Pforte,
Schon öffnet sich der strenge Kreis,
Stumm wie das Grab, und kalt wie Eis:
Da hört er diese leisen Worte:

»Des Franken Anschlag ist entdecket,
Und ihn umhüllet ew'ge Nacht,
Die auch nach dir die Arme strecket,
Wenn du entfernst nicht den Verdacht;
Man glaubt dich mit dem Feind verschworen,
Man sah in seinem Hause dich,
Nun gilt's, Unglücklicher, nun sprich,
Sonst bist du rettungslos verloren!« —

Doch er spricht nicht! Mit festem Schritte
Naht er den Richtern unverzagt,
Und steht so groß in ihrer Mitte,
Als ob er Kläger, nicht beklagt;
Und rings herum herrscht tiefes Schweigen,
Ja, manches Auge wird selbst feucht,
Und manches Herz fühlt sich erweicht,
Da es sich hart und streng soll zeigen!

Als Ritter muß ihn jeder achten,
Wie mancher liebt ihn noch als Freund;
Er focht und siegt' in ihren Schlachten,
Bei ihrem Schmerz hat er geweint —
Und jetzt droht ihm, der Besten Einen,
Verdammt von ihrem eig'nen Spruch,
Des Henkers Schwert, der Meinung Fluch,
Gleich dem Verräther, dem gemeinen.

Nein! Nein! — So trösten sie sich leise —
Er kann sich reinigen, er wird!
Man weiß es ja, auf welche Weise
Er sich in jenes Haus verirrt:
Es war ein zärtliches Vergehen,
Es war der Liebe Zauberei;
Gesteht er's, wird er wieder frei:
Und er gesteht — er muß gestehen! —

Doch still! — Der Doge gibt das Zeichen,
Und hebt sich feierlich empor;
Indeß die Andern alle weichen,
Tritt der Beklagte ganz hervor:
So steht er Jenem gegenüber,
Der Vater ihm und Lehrer war —
Des Jünglings Auge blicket klar —
Des Greises Augen werden trüber!

Der würd'ge Mann! Er soll nun rächen,
Was, ach, sein Herz vergeben schon,
Soll über Tod und Leben sprechen,
Und dieser Spruch trifft einen Sohn;
Ein Beben zuckt durch seine Glieder,
Er schwankt und hält sich dennoch fest:
Venedig! denkt er, und der Rest
Mitleid'ger Schwäche weichet wieder!

»Sanuto« — ruft er — »kennst du diesen?« —
Er winkt — welch' Anblick zeigt sich ihm!
Ein blutend Haupt wird ihm gewiesen,
Verzerrt noch von des Todes Grimm —
O Gott! und aus den finstern Zügen
Seh'n ihn bekannte, theure an —
Furchtbare Täuschung, grauser Wahn —
Laßt ab von ihm — er muß erliegen!

Den bleichen Mund drängt's ihn zu küssen,
Der holde Liebesräthsel spricht;
Die Augen, d'rin noch Thränen fließen,
Er kennt sie und — er kennt sie nicht:
Da tönt des Dogen ernste Frage
Vom Neuen, ernster an sein Ohr,
Er fährt aus seinem Traum empor,
Und leise mahnt es ihn: entsage!

Ja, er entsagt! Er hat entsaget,
Entsagt der Liebe und dem Glück,
Die Größe seiner Haltung saget,
Es sagt's sein heller Flammenblick:
Hoch steht er da, in voller Würde,
Dem edelkräft'gen Kämpfer gleich,
Der sieggewohnt und siegesreich
Hinweg wirft alle ird'sche Bürde!

»Fort!« ruft er — »fort, mit diesem Haupte,
Gönnt Ruhe ihm, es trug so schwer!
Was Euch den Glauben an mich raubte,
Das bringt den Glauben nimmermehr!
Wozu bedarf's noch armer Worte,
Da schon die That genügend spricht,
Entschuldigen kann ich sie nicht —
D'rum sprecht das Urtheil — schließt die Pforte!« —

Er ruft's, und ein entsetztes Schweigen
Herrscht durch den Kreis, der richten soll,
Nur Herzen klopfen, Thränen steigen
In Augen die sonst freudenvoll,
Und Keiner ist von Allen, Allen,
Dem nicht des Jünglings tiefer Muth
Die Sehnsucht weckt, mit heil'ger Glut,
Ihm an die reine Brust zu fallen! —

Nur Einer wanket nicht — nur Einen
Sieht zur Entscheidung man bereit,
Zwar wird er ewig sie bewcinen,
Doch muß er, denn die Pflicht gebeut;
Zwei Thränen aber schlüpfen leise
Auf den pepurpurten Talar,
Der ihm noch nie so drückend war,
Und nie geschmückt auf solche Weise.

»Du hast dein Urtheil selbst gesprochen« —
Beginnt er jetzt — »du dauerst mich,
Doch läßt die Mutter ungerochen
Von Kindeshand nicht schlagen sich:
Die Mutter schlugst du, schlugst Venedig,
Als du dem Feinde dich genaht,
Der sie umsponnen mit Verrath:
Gott sey nun deiner Seele gnädig!« —

So sind geworfen denn die Loose!
Das gold'ne Leben sinkt hinab,
Früh kommt die Nacht, in ihrem Schooße
Zu betten ihm sein kühles Grab;
Doch bebt er nicht, er schaut ihr sehnend
In's dunkelernste Augenpaar,
O Augen groß und mild und klar!
Ihr gleicht den ihren, lächelndthränend!

Da stürzt Fernando, bleich, entstellet,
Herein — nichts schrecket ihn — er tobt:
»Falsch ist der Spruch, den Ihr gefället,
Ihr hörtet ja, was ich gelobt:
So achtet auch den Eid des Zeugen,
Geführt hat ihn die Liebe nur,
Ich sah's, ich folgte seiner Spur,
Und kann's und will's nicht mehr verschweigen!«

» O falte nicht die stolzen Brauen!
O zürne, Freund, dem Freunde nicht!
Soll ich es denn geduldig schauen,
Wie solch' ein Herz der Henker bricht?
Das reinste, tapferste und beste,
Das je in diesen Mauern schlug —
Geendet werde nun der Trug,
Den deine Großmuth dir entpreßte!« — —

Jetzt regt ein neues Leben wieder
In der verstummten Menge sich,
Und woget auf und woget nieder,
Färbt manche Wange, die erblich:
Der Doge selbst erhebt vom Neuen
Das schon gesunk'ne greise Haupt,
Will glauben, was er doch nicht glaubt,
Und was zu glauben ihn muß freuen!

Doch unser Jüngling bleibt entschlossen,
Und misset ruhig seinen Mann:
»Entscheidet selbst« — spricht er — »Genossen!
Ob dieser hier entscheiden kann?
Er ist mein Freund! Und galt die Stimme
Des Freundes je vor dem Gericht? —
Hat sie auch überall Gewicht:
Hier schweigt die Freundschaft gleich dem Grimme!«

»Doch wär's auch wahr, was er gesprochen —
Du selbst, mein Freund, entscheide jetzt! —
Hast du dein Wort jemals gebrochen,
Wenn Wort und Leben eingesetzt?
Und gibst du für dein Wort dein Leben,
Dein Leben für den Rittersinn —
Was gibst du für die Liebe hin,
Was kannst du für die Liebe geben?« —

»Nein! Nein! Unglaublich ist's, unmöglich!
Wer liebt, der kann verrathen nie —
Und wär' er ganz auch, ganz alltäglich,
Verrathen kann und wird er nie!
Denn wie die Knosp' im ersten Lenze
Verschlossen hält die keusche Brust,
Hält Lieb' auch Schmerz geheim und Lust
Und ihre Thränen, ihre Kränze!«

»Wer könnte, Ritter sprecht, wer könnte,
Gilt's auch ein Daseyn — eine Welt,
Das, was die Lieb' ihm hold vergönnte
Und was zwei Selige beseelt, —
Wer, Ritter, könnte Frauenehre,
Die Blume, die ein Engel schuf,
Wer seiner Dame heil'gen Ruf
Dem Markte reichen zum Verkehre?«

»Nein, das Geheimniß solcher Stunden,
Es ist ein Schwur, der seine Hand,
Mit der des Himmels hat verbunden —
Und wer zerreißet solch' ein Band? —
D'rum laßt mich sterben als Verräther,
Der nichts so scheuet, wie Verrath;
Ihr kennt — Ihr wisset meine That —
Bestrafet sie! Vergebt dem Thäter!« —

Noch einmal will Fernando sprechen —
Umsonst! Der ernste Doge winkt:
»So straft Venedig das Verbrechen!«
Seufzt er — das Schwert des Richters blinkt;
Ein Schreckensruf tönt durch die Hallen,
Doch mit dem Rufe, mit dem Schrei,
Ist's auch geschehen, ist's vorbei —
Das edle Haupt, es ist gefallen!

Es ist gefallen, ist erbleichet!
Fahr' wohl, du jugendlicher Held,
Den schönsten Kranz hast du erreichet,
Dein Name lebt für alle Welt;
So lange Herzen liebend schlagen,
So lange gilt das Ritterwort,
So lang' ihr Ruf der Frauen Hort,
So lange wird von dir man sagen!

Fahr wohl, du echter Hoffnungs Ritter!
Wie sich der Regenbogen zeigt,
Wenn nach dem tosensten Gewitter
Die Sonne sinkt, der Donner schweigt:
So strahlt im siebenfarb'gen Lichte
Der Poesie auch deine That,
Und was Erhabenes sie hat,
Wird zum erhabenen Gedichte! —

Fahr wohl! Schon nahet sich die Stunde,
Wo deine Hoffnung dich belohnt:
Es rauscht im kühlen Meeresgrunde,
Wo sich's so still, so ruhig wohnt;
Hörst du die hellen Hochzeitlieder?
Wie funkelt der Krystallpallast!
Zieht doch der Himmel selbst als Gast
Mit seinen Sternen zu ihm nieder!

O sel'ge Nacht! die Gondeln gleiten
Bekränzt mit dir zu deiner Braut;
Wie sich die Arme nach dir breiten,
Wie heiß sie dir entgegen schaut!
Bald, Esperance, bald wird er kommen,
Und dein wird er, auf ewig dein,
Eh noch des Mondes blasser Schein
Im dunkeln Nachtblau ist verschwommen!

Und bange klopft ihr Herz, und bänger,
Und näher kommt der Zug und nah —
Sie ruft — sie kann nicht schweigen länger —
Sie ruft und fragt: »Wen führt ihr da?« —
Dumpf schall'ts zurück: Sanuto's Leiche! —
Sie wankt — sie sinkt — sie stürzt hinab —
Zwei Liebende in Einem Grab,
In Einem Sarg, in Einem Reiche!

Denn, Wunder! seht, den kleinen Nachen,
Empfing noch kaum die neue Last:
Da zittert er — die Fugen krachen,
Rings halten Wogen ihn umfaßt —
Er schwankt — er kann nicht widerstehen,
Die feuchten Arme ziehen ihn
Gewaltsam nach der Tiefe hin, —
Kein Auge hat ihn mehr gesehen! —

Auch Sie hat man nie mehr gesehen,
Sie, die er trug, die er verband;
Nur Nachts, wenn Sommerlüftchen wehen,
Da hört man oft am nahen Strand
Bald Saiten und bald Flöten klingen,
Doch nur der Deutsche kennt den Klang,
Die Töne, die bald froh, bald bang
Von deutscher Lieb' und Treue singen!

Ludwig Halirsch.

Vier Könige.

Drei Könige aus benachbarten Landen
Besuchten den vierten zumal,
Und als sie des Abends allein sich befanden
Im kerzenerleuchteten Saal,
Und der Becher kreiste in fröhlicher Runde,
Da tönte manch trauliches Wörtlein vom Munde.

Vorzüge wurden von Jedem gepriesen
Vom eigenen Länderbereich:
»So fruchtbare Felder, so herrliche Wiesen,«
Sprach Einer, »hat Keiner von Euch;
Und wenn meine Bauern nie säen lernten,
Sie würden doch nichts desto weniger ernten.«

»Und auf den Hügeln, die rings sich erheben,
Da sieht man im saftigen Grün
Der blätterreichen, verschlungenen Reben,
Die goldene Traube erglüh'n,
Und was sie spendet für feuriges Naß,
Versuchet es, Brüder, hier perlet's im Glas!«

»»Was dir Natur gegeben als Beute,
In deinem gesegneten Reich,
Das gab mir die Kunst,«« — rief preisend der Zweite, —
Und des Handels grünender Zweig,
Kanäle und Ströme durchschneiden mein Land,
Und über das Weltmeer streck' ich die Hand.««

»»»Was Euch die Natur und die Kunst hat gegeben,«««
— Der dritte König begann, —
»»»Nicht kann ich's in meinem Lande erstreben,
Doch leid' ich nicht Mangel daran;
Denn dieses bietet mir eine der Gaben,
Wofür alle andern in Fülle zu haben.«««

»»»Mein Erdreich will sich nicht vielfärbig kleiden,
Kein Gold der Rebe mir lacht,
Doch trägt es in seinen Eingeweiden
Die wahre goldene Pracht;
Aus all seinen Adern blitzt mir der Segen
In edlen Metallen gediegen entgegen!«««

So hatte jeder der Königsgäste
Gepriesen den heimischen Ort,
Und jetzo nahm der Nestor, der beste,
Der freundlichste Wirth, das Wort:
»»»»Wohl gab Euch Gott Jedem ein herrliches Land,
Er seg'n es, und leit' Eure Königshand!««««

»»»»Was mein Land betrifft, Ihr habt's nun gesehen,
Es bietet nur magere Kost,
Mein Bauer muß sich zur Jagd verstehen,
Und Bier sich brauen statt Most;
Muß Kühe und Lämmer auf Alpen treiben,
Dort unter dem Dache des Himmels bleiben.««««

»»»»Doch Eins hat dieß Land, vielgeliebte Herrn Brüder!
Vor vielen andern voraus,
's ist ruhig und treu, die Bewohner sind bieder,
Das Ganze ein Vaterhaus,
Worin ich ohne Beschwerde schalte,
Und leicht die Zügel der Herrschaft halte.««««

»»»»Ihr seht, ich bin alt, matt sind meine Glieder,
Und trab' ich auf meinem Roß
Im Walde, so leg' ich oft gerne mich nieder,
Da bietet mir Jeder den Schooß,
Und überall schlaf' ich so sicher ein,
Wie hier in der Burg in dem Bette mein.««««

J. F. Castelli.

Wärme und Leben.

Ob es am Firmament
Glühet und strahlet,
Ob es im Busen brennt,
Wie's auch die Sprache nennt,
Sonn' und Gefühl,
Leben verleiht nur dies allein,
Strömet ins All befruchtend ein,
Und reifet zum Ziel.

Wärme ist Leben nur!
Wecket das Todte,
Schaffen ist seine Spur;
Trägt in dem Schoos Natur
Keime doch voll,
Daß in der Wärme heil'ger Glut,
Alles was schlummernd in ihr ruht,
Entfalten sich soll.

So in der Menschenbrust
Liegt es verborgen,

Schlummerts noch unbewußt,
Aber zu Schmerz und Luſt
Wird es erwärmt,
Daß es in Lieb' und Seligkeit,
Oeffnet die Thore der Seele weit,
In Klage ſich härmt.

Aber wo Froſt regiert,
Starret das Leben,
Was es am höchſten ziert,
Was es zum Glück gebiert
Findet den Tod,
Unter der Kälte Eiſenfauſt
Fühlende Weſen Qual durchgrauſt,
Vernichtung nur droht. —

Wahre die Wärme dir,
Bruder, im Buſen,
Leben verdankſt du ihr,
Durch ſie nur ſchaffen wir,
Sie nur iſt Seyn.
Iſt dir das inn're Herz recht warm
Ruht dir der Menſchheit Glück im Arm
Und Welten ſind dein.

Th. Hell.

Der Dichter und das Lied.

Der Dichter stand am Lebenshang,
Den Blick voll Männerstrenge.
Ihr Saiten, tönet nicht so hell,
Seyd ernster noch, Gesänge.

Da trat zu ihm ein holdes Kind,
Und küßte seine Hände,
So zart, doch voll Erinn'rung auch,
Als ob's ihn wiederfände.

Der Dichter sprach: »Was willst du hier,
Der Mädchen Wohlgefallen — ?
Zu tändelnd ist dein Kosen mir,
Und widrig mir dein Lallen.«

»Ich habe weder Weib noch Braut,
Nichts als nur wenig Saiten,
Die größten Fremdlinge für mich
Sind Kinder — Knabenzeiten.«

» Drum fliehe fern und ferner, wenn
Den Vater du verlangest. — «
Und weinend rief's: » Ich bin ein Lied,
Das du als Jüngling sangest. «

A. von Maltitz.

Weiß und Schwarz.

Romanze.

Kennt Ihr ein Paar, sich treuer, als was man Treue nennt,
Das keinen andern Himmel, als seine Liebe kennt?
Das von sich träumt im Leben, das von sich lebt im Traum?
Nach seinem Seh'n und Scheiden berechnet Zeit und Raum?

Ein Pärchen, dem der Segen des Priesters fehlt allein,
Auf das es dürfe scheinen, was es sich fühlt zu seyn?
Kennt ihr ein solches Pärchen, dann kennt ihr auch das Band,
Womit sein liebes Käthchen der junge Wilms umwand.

Er war ihr so treueigen, wie sie nur ihm es war;
So flogen sie im Taumel weg über Tag und Jahr;
Das Ziel nur ihrer Liebe seh'n Beide vor sich steh'n,
Und jeder Weg hin ist ja nicht weit, nicht rauh zu geh'n.

Noch einen Abschied gilt es vor'm langersehnten Bund. —
Wilms drückt sie warm, und lispelt ihr, küssend, in den Mund:
»Mein Käthchen, liebes Käthchen, thu das mir nicht zu Leid,
»Zu weinen mir, als gält' es ein Geh'n für ew'ge Zeit!«

»Wir wissen, wie wir's halten; — bist längst ja, wie mein Weib!« —
»»Ach! wär' ich's!«« seufzt das Käthchen, umklammert seinen Leib;
Faßt seine Hände zitternd, und blickt ihm, wie der Schmerz,
Mit dunklem Aug' aus bleichem Gesichte, tief in's Herz.

»Vor Gott bist du mein Weib schon; du wirst es vor der Welt!« —
So ruft er laut, die Wange von hoher Glut geschwellt; —
»Am Altar steh'n wir, Käthchen, eh' Ostern wiederkam,
»Du weiß, mein Kind, als Bräutchen, — ich schwarz, als Bräutigam!«

Er ruft's, und schwört und scheidet; — sie läßt ihn schwer von sich;
Es ist, als ob das Leben mit seinem Scheiden wich. —
Die Stunden geh'n und kommen, ihr aber steh'n sie still,
Ihr ist, wie einer Blume, die vorschnell welken will.

Ihr Antlitz bleicht, die Lippe stirbt ab; die Fülle flieht;
Das Auge glüht am längsten, bis es denn auch verglüht:
»»O komm, mein Wilms, komm eilig, willt du dein Käthchen schau'n, —
»»Sonst siehst du einen Schatten, vor dem dir möchte grau'n!««

»»O komm, mein Wilms, komm eilig, die Osternzeit ist nah;
»»Die Schwalben sind gekommen, die Lieb' ist noch nicht da!

»»O komm, mein Wilms, komm eilig, — die Ostern sind herum,
»»Und bis sie wieder kommen, frag' ich wohl nimmer drum!««

Die Ostern sind vorüber, der Sommer ist vorbei,
Und mit ihm Käthchens Leben und mit ihm Wilhelms Treu.
Sie dachte sein noch sterbend, er lebend ihrer nicht; —
Ihn fing in andrem Städtchen ein andres Milchgesicht.

Ja, — schwarz und weiß, nach Ostern, — der Wilms hielt seinen Schwur;
Ja, — schwarz und weiß, nach Ostern, — in andrem Sinne nur;
Mit seinem neuen Bräutchen, er schwarz am Traualtar, —
Und weiß das arme Käthchen, doch in der Todtenbahr'.

Joh. Gabr. Seidl.

Grund.

Tadel trifft mich, weil ich emsig
Karten meide, Tanz und Wein?
Und auf unbetret'nen Wegen
Gehe sinnend und allein?

Einsam, Freunde, bin ich nimmer!
Zwischen Pflicht und Häuslichkeit
Theil' ich, fröhlich und zufrieden,
Meines Lebens rasche Zeit.

Oft auch naht sich mir die Muse,
Und an ihrer Götterhand
Wandl' ich, mit entzückter Seele,
Durch ein wundervolles Land.

Einsam, Freunde, bin ich nimmer,
Aber nur den Menschen fern;
Dennoch, glaubet meinem Worte,
Hab' ich sie von Herzen gern:

Meiſtens waren ſie mir freundlich,
Hintergangen ward ich nie;
Doch ich will ſie lieb behalten,
Darum Freunde meid' ich ſie!

Baron Schlechta.

Spaziergänge.

I.

Bachesgemurmel.

Erste Welle.

Nu nu,
Was willst du?

Zweite Welle.

Hinunter.

Erste Welle.

Hier ist mein Platz!

Zweite Welle.

Kann nicht seyn, Schatz!

Erste Welle.

Ai, ai! Sie schlägt mich!

Uebrige Wellen.
Nu, nu!
Keine Ruh?
Fließen doch alle dem Frieden zu!

II.

Pflanzenwelt.

Das Höchste ist, das Höchste bleibt
Ein einig sichrer Geist,
Von Außen nicht,
Von Innen nicht,
Durch nichts beengt, was Störung spricht
Und Unterwerfung heißt.

Denn wie die Pflanze steht er da,
Und saugt in sich den Saft;
Treibt ihn empor
In Halm und Rohr,
Und bringt als Blum' und Frucht hervor
Die Sammlung seiner Kraft.

Die Eiche prangt so hoch und hehr
Und hebt in blaue Luft
Das edle Haupt,
Von Kraft umlaubt,
Fern ihr, daß sie beschämt sich glaubt,
Weil dort die Rose Duft.

Die Rose, strebend selber auch
Mit freud'gem Sinn empor.
Im Feierkleid
Sieht, ohne Neid,
Den Schlehdorn sie mit Frucht bestreut,
Und duftet nach wie vor.

Und keines will was anders seyn,
Als was es ward gemacht.
D'rum sind sie froh
Und haben's so,
Und wissen gleich ihr was und wo,
Bei Dämm'rung, Tag und Nacht.

Du aber, Wand'rer, weißt es nicht,
Schweifst dort und da des Wegs;
Willst hart und weich,
Willst gut und reich,
Willst Frucht und Blume seyn zugleich.
Geh' hin und überleg's!

III.

Im Gewächshause.

Aloe, Aloe!
Blühest so schön,
Aber nur einmal
In Menschengedenken.

Aloe!
Wir leben nur eines,
Ein einziges Menschengedenken.
Wenn die erste Blüte vorüber,
Aloe, Aloe!
Wo Zeit für die zweite?

F. Grillparzer.

Die Tänzerin.

Nicht Dichtung.

Mitgetheilt in Briefen, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

1.

Lord Emil Flitmore an Charles Darnwall.

Paris.

Ist es möglich Charles? Drei Monate lassen Sie mich ohne alle Nachricht? Krank verließen Sie, Ihrem Eigensinn folgend, Paris, versprachen, unverzüglich nach Ihrer Ankunft in London, zu schreiben, und noch immer keine Zeile? — Sie wissen, wie ängstlich ich bin um Alles was Sie betrifft, und beobachten kalt dieß räthselhafte Schweigen! —

Wie gern hätte ich Sie begleitet, wie gern wäre ich an Ihrer Seite in unsre Heimath zurückgekehrt, hielte mich nicht der Vater selbst, durch die eigenwillige Bestimmung meiner Lebensgefährtin, von England entfernt. —

Es ist Ihnen bekannt, wie verhaßt mir der Gedanke ist, im Vaterland eine Braut zu haben, die eigens für mich erzogen wurde, der man im zehnten Jahr schon sagte: »Miß Bella, in sechs Jahren werden Sie Lady Flitmore seyn; wie

wollen Sie sich alsdann benehmen?« — worauf die kleine blonde Puppe, sich steif verneigend, erwiederte: »Wie alle reichen Lady's, stolz, kalt, und anständig.« — Gott bewahre, wenn diese Altklugheit mit den Jahren wuchs, muß sie jetzt erstaunlich anständig seyn! —

Ich hasse diese kalten Tugenden — deren Moral von Kindesbeinen an, wie die Füße der Chineserinnen, in eisernen Formen verkrüppelt und verdreht wird — eben so sehr als das Laster, und um keinen Preis der Welt möchte ich eine von meinen steifen kühlen Landsmänninnen zur Gefährtin meiner luftigen Lebensreise, ich gemahnte mich wahrlich wie Arlequin im Reifrocke. — Sie schmählten immer, daß mich der lange Aufenthalt hier völlig nationalisirt habe; Sie hatten Recht, ich freue mich selbst nicht darüber, aber im Ganzen befinde ich mich doch sehr wohl dabei, obgleich ich so wenig mehr Engländer bin, daß ich oft meine Landsleute mit ihrer schroffen, seltsamen Außenseite wie Fremdlinge betrachte.

Wäre die verwünschte Bella nicht, ich säße längst wieder am väterlichen Herd, tränke meines Vaters Weine, jagte seine Hasen, ritte seine Pferde todt, und verwettete seine Guineen; und das möchte allerdings besser seyn, als meine hiesige Aventüre, die nach gerade anfängt meine Kasse ein wenig zu derangiren, und die mich überdies noch zu einem tollen Streich verleiten könnte. — Wahrhaftig ich wollte Sie verliebten sich in Bella, und gewönnen ihr Herz. — Wissen Sie wohl, daß Ihnen das gar nicht schwer werden dürfte? — Sie sind — ohne Umstände — liebenswürdiger, geistreicher, hübscher als ich; Sie haben 10,000 Pfund Revenuen, ich

nur die Hälfte — eine Eigenschaft, die Sie auf jeden Fall, selbst wenn Sie es nicht schon wären, in den Augen eines Mädchens interessanter macht, als ich es bin! —

Kurz, ich habe die beste Hoffnung meiner theuren Braut los zu werden, denn Ihnen widersteht sie nicht, wenn Sie anders Lust haben, sie zu erobern. Uebten Sie nicht sogar über mich die unwiderstehliche Macht Ihrer Liebenswürdigkeit, daß ich meine süße Ninon oft Tagelang vernachlässigte? Wie manche trübe Stunde ertrug ich um Ihrentwillen, und so lohnen Sie ihrem treusten Freunde mit mondenlangem Schweigen? — Schnell, bereuen Sie Ihren Fehler, verbessern Sie ihn, oder Sie kränken tödtlich

Ihren Freund Emil.

2.

Lord Charles Darnwall an Flitmore.

London.

Wohl mit Recht, mein Freund, beklagen Sie sich über mich, und glauben Sie mir, ich fühle mein Unrecht. Ich hielt Ihnen nicht Wort, und kann mich auch nicht einmal entschuldigen. Das nachfolgende treue Geständniß wird Ihnen den Schlüssel des Räthsels geben. —

Etwas unzufrieden mit Ihnen, verließ ich Paris. — Erlauben Sie mir, mein Freund, da ich im Begriff bin Ihnen einen Fehler zu bekennen, den ich strenge richten werde, auch über eine Ihrer Schwächen mich schriftlich aussprechen

zu dürfen, welche, mündlich zu berühren, ich mich niemals überwinden konnte. —

Ihr Verhältniß mit Ninon mißfällt mir. Ich war einen Abend mit Ihnen zum Souper bei ihr; ich gestehe es Ihnen zu, sie ist sehr reizend, aber wie ist es möglich, daß dieß Geschöpf Ihnen so theuer werden konnte, daß Sie nur in ihr leben? — Wie kann diese freie, seichte Unterhaltung, nur selten von einzelnen Witz-Funken belebt, Ihnen genügen? wie kann ein Gemüth, so ganz verschlossen für alles Edlere und Höhere, einen Geist, wie den Ihrigen, so umstricken, daß Sie in dieser Ninon das Ideal weiblichen Liebreizes erblicken?

Nicht der Abscheu vor einer Verbindung mit Arabellen, Ninon hält Sie von der Rückkehr in das Vaterland zurück, sie ist es, die diesen unverzeihlichen Haß hervorbringt. — Ich könnte Ihnen Vieles vergeben, wenn das Mädchen dem Privatstand angehörte; aber Ninon ist Tänzerin, eine der ersten Tänzerinnen der Pariser Oper. — Sie gehört nicht dem Geliebten, sie gehört der Welt an. Von Anbetern umringt, die ihre Reize, ihr Talent preisen, gewohnt täglich von Tausenden — oft in den freisten Kostümen — begafft und bewundert zu werden, muß das Gefühl nur Einem anzugehören, nur Einen entzücken zu wollen, längst von ihr gewichen seyn, und dieß eben ist es ja, was der Geliebten in unsern Augen den höchsten Reiz verleiht. — Wahrlich, mich überläuft ein eiskalter Schauer bei dem Gedanken, ein Mädchen, das ich liebe, so vor mir zu sehen, wie ich Ihre Ninon als Zephyr sah, wo nur eine Scheidewand vom dünnsten Flor zwischen ihren Reizen und den verschlingenden Blicken der

Menge flatterte. Ich bin fest überzeugt, daß meine heißeste Leidenschaft einen solchen Anblick nicht überleben würde. — Kann eine Liebe ohne Vertrauen bestehen, und ist es möglich unter solchen Verhältnissen zu vertrauen? — Nimmermehr! — Emil, wähnen Sie denn, die blütenreine Treue schlage ihren Wohnsitz in solchen Herzen auf? — und können Sie den Gedanken ertragen, zu theilen, was, nur allein besessen, beseligen kann? Doch was spreche ich! Es wird mir eben so wenig gelingen, Sie zu überzeugen, daß Ninon Ihrer unwerth ist, als es mir jemals möglich seyn wird, Ihr Verhältniß mit ihr zu begreifen, und — zu verzeihen! — Noch einmal, eine Wallung Ihrer Sinne könnte ich vergeben, aber Ihr Herz müßte ein edleres Bild umschließen. —

Doch nun — zu meinem Geständniß. —

Die innige Freude meiner Mutter bei meiner Rückkehr zu schildern, dazu fühle ich mich zu schwach, Emil! Sechs volle Jahre sind verflossen seit ich zum letztenmale an ihrem Herzen lag. Die Zeit ging nicht spurlos an ihrem ehrwürdigen Haupt vorüber; ihre weißen, vor der Zeit gebleichten Locken, sind mir dringende Mahner an die Summe von Freuden, welche ihr das Leben noch schuldet. —

Möchte es mir doch vergönnt werden, den Abend ihres Daseyns mit all' den Blüten zu überschütten, an denen ihr Frühling so arm war. —

Meine Familie empfing mich herzlich, und machte aus meiner endlichen Heimkehr viel Aufhebens; die ersten Tage verflossen in einem Strom von Zerstreuungen. — Endlich kam eine Stunde der Ruhe, meine Mutter ward unpäßlich, hütete das Zimmer, und ich vermochte ungestört ihr die

Plane für meine Zukunft mitzutheilen. — Sie erfuhr, daß mein Herz noch frei ist, und, ihre sichtliche Freude darüber zeigte mir, daß irgend eine Lieblingsidee in ihr verborgen liege. —

Sie lächelte sanft, sah heiter vor sich hin, und sprach meine Ahnung bestätigend:

»Mein theurer Charles, du mußt wissen, daß ich schon für deine Zukunft geschäftig war. Ich kenne ein Wesen, welches so sehr alle Vorzüge des Geistes und Körpers in sich vereint, daß ich ihres Besitzes nur dich für würdig halte. — Es ist die liebenswerthe« — —

»Miß Arabella« — meldete der eintretende Bediente. Meine Mutter lächelte wieder, und sprach mit ihrer unnachahmlichen Freundlichkeit:

»Recht herzlich willkommen!« —

Dieß Lächeln, und der Zufall, welcher ihr den Namen von der Zunge nahm — den sie, wie ich wetten wollte, im Begriff stand auszusprechen, machten mich etwas bestürzt, ich zog mich an ein Fenster zurück, und betrachtete so ungestört Arabellen, welche eben hereintrat. —

Nun merken Sie wohl auf, Emil, und fühlen Sie an Ihr Herz, ob es nicht stärker pocht.

Denken Sie sich eine hohe Gestalt, nicht mager, aber auch nicht üppig gebaut; ein interessantes Gesicht, das im ersten Augenblick nicht durch Schönheit in Erstaunen setzt, das aber nach wenig Minuten der Betrachtung, einen unwiderstehlichen Reiz gewinnt. — Die hohe, ernste Stirne von lichtblonden Locken sanft beschattet, die großen, seelenvollen, tiefblauen Augen, die kaum merklich gebogen Nase, geben

ihren Zügen etwas Stolzes; aber die sanfte Milde, die um den lieblichen Mund verbreitet ist, das süße Lächeln, welches leise Grübchen in die, von einem zarten Karmin nur angehauchten Wangen gräbt, verwischen jenen Zug, und sind so bezaubernd, daß die ganze Erscheinung einen tiefen Eindruck hervorbringt. —

Ich bin mir keines ähnlichen bewußt. —

Leise schwebend, als berühre sie kaum den Teppich, ging sie auf meine Mutter zu, drückte ihre Hand an die Lippen, und sagte mit einem Tone, der sehr anmuthig zwischen Besorgniß und Liebe schwankte:

»Meine theure Lady, wie schmerzt es mich, Sie unwohl zu finden, und dennoch — zürnen Sie mir nicht — wie danke ich dieser Krankheit, denn, ohne sie, träfe ich meine mütterliche Freundin heute gewiß wieder nicht, und müßte die Freude entbehren, mich mit Ihrem liebevollen Herzen berathen und bereden zu können.« —

In holder Traulichkeit zog sie den Stuhl näher zu dem Ruhebette, und faßte sanft ihre Hand. —

Die Blicke meiner Mutter ruhten mit Wohlgefallen und Liebe auf ihr. Nach einer Weile winkte sie mir näher zu treten, und sprach, uns gegenseitig einander vorstellend:

„Miß Arabella — mein Sohn Charles.« —

Sie erhob sich, ein ganz klein wenig erröthend, verneigte sich sehr anständig, und setzte sich dann wieder. — Ich begann nun ein Gespräch, und mußte — ich gestehe es — Anfangs zum Wetter meine Zuflucht nehmen, so befangen war ich. Endlich aber kam ich doch auf meine Reisen, auf Literatur, und am Ende auf Politik, weil es jetzt hier eben so sehr

Mode unter den Damen ist, mit Enthusiasmus von den Zeitungen, als mit Abscheu von dem großen Byron zu sprechen. *) Da traf ich auch vollkommen das rechte Kapitel, die schöne Bella weiß wirklich alle Morning Chronicls auswendig, und spricht mit geziemender Verachtung von dem großen Wüstling unsrer Insel. — Der Ton ihrer Stimme war leise, wohlklingend und ruhig, sie sprach ohne Leidenschaft, und würdigte mich nur sehr selten eines Blickes; überhaupt wußte sie sich sehr strenge mit all' der kalten Zurückhaltung zu umgürten, die den Damen unsrer Nation so eigen ist. —

Ich kann Ihnen nicht leugnen, Emil, daß dieses Benehmen, welches mir durch meinen langen Aufenthalt in Frankreich und Italien ziemlich fremd geworden ist, mir sehr imponirt, und eine wunderbare Macht über mich ausübt. — Ich fühle mich zu einer unwillkührlich ehrerbietigen Entfernung gezwungen, ja, ich bin sogar schüchtern in ihrer Gegenwart, doch diese Schüchternheit quält mich nicht; es ist die scheue Zurückgezogenheit eines — der sittlichen Ueberlegenheit eines zweiten Gemüthes weichenden Selbstgefühls. —

Arabella ist liebenswürdig und geistreich, das gewahrte ich in dem kurzen Gespräch mit ihr, daß sie gut und gefühlvoll sey, verbürgt meine Mutter; doch sie scheint auch stolz. — In die Würde ihres keuschen Geistes eingehüllt, im jung-

---

*) Ich will dennoch wetten, daß manche englische Dame viel darum gäbe, hätte Byrons: »fare thee well« — ihr gegolten.

Anmerkung der Verfasserin.

fräulichen Busen keinen Schmerz, keine Unruhe tragend, steht sie da wie eine höhere Erscheinung, und schaut verächtlich auf das Leben und sein Treiben herab. — Die Männer sind ihr ganz gleichgültig, sie glaubt, ohne Ausnahme, Keinen eines tugendhaften Weibes würdig. —

Es ist ihr nicht unbekannt, daß Sie, Emil, in einem tadelhaften Verhältniß mit einer Tänzerin leben, und sie hat ihrem Vater mit großer Ruhe erklärt, daß sie Ihnen niemals ihre Hand reichen werde. Die Väter lachen zwar über ihre Weigerung, doch ich bin gewiß, Bella's fester Sinn wird sein Recht behaupten. Dieser Sorge sind Sie also überhoben; aber Emil — Sie kennen das Mädchen nicht, das sie so leichtsinnig von sich stoßen, Sie haben in den Armen der Ninon nicht eine Ahnung von dem Glücke, das Sie verscherzen. —

Und nun mein Geständniß — Ihr Wunsch ist erfüllt — ich liebe Arabellen; ihre Schönheit besticht, ihre Liebenswürdigkeit umstrickt mein Herz, ihr Geist flößt mir Bewunderung, ihr edler Stolz hohe Verehrung ein. Sie ist die Gemahlin von meiner Mutter mir bestimmt.

Bella ist ein Engel! Ich habe Ihnen ihr Bild treu gemalt, es ist sehr ähnlich, und dennoch ist's nur ihr Schatten, sehen Sie sie selbst, um zu erkennen, was Sie verlieren würden, wenn Sie auf Ihrem Eigensinn beharren. —

Ueberlegen Sie noch einmal wohl was Sie thun; noch können Sie Vieles gut machen, verlassen Sie Ninon, kommen Sie rasch hierher, oder rathen Sie mir was ich thun kann — was ich thun darf! — Ihr Charles.

3.

Lord Emil Flitmore an Charles Darnwall.

Paris.

Was Sie thun dürfen? Heirathen, je eher je besser! O mein gewissenhafter Freund, wie tief beschämen Sie mich, wie viel edler und besser sind Sie als ich, wie viel! darum sollen Sie das reine, liebliche Wesen besitzen, ich verdiene sie nicht — bei Gott — ich nicht! Daß sie liebenswerth ist, dafür bürgt mir Ihr Wort, so wie Ihr Kennerblick für ihre Schönheit; daß sie Gefühl hat, wird sie dadurch beweisen, daß sie ihre Liebe erwiedert, und daß sie sehr verständig ist, zeigt ihr Abscheu gegen mich, und ihre Erklärung, mich nicht zu heirathen. Sie hat wahrhaftig recht, wäre ich ein Mädchen, ich möchte mich um aller Welt Güter nicht zum Mann, denn ich bin einer von denen, die herrliche Liebhaber sind, und eben deßhalb schlechte Eheherrn werden; kurz, ich tauge nicht viel, und verhalte mich im Betracht zu Ihnen, mein wahrhaft verehrter Freund, ohngefähr wie, meine Ninon — die übrigens trotz Ihrer Schmähungen ein Engel ist — sich zu Arabellen verhalten mag.

Doch ernsthaft. Heute noch schreibe ich an meinen Vater, daß ich Arabellen entsage. — Das wird Ihren Plan unterstützen, thun Sie Ihrer Seits das Nöthige, und laden Sie mich bald zur Hochzeit; ich gebe Ihnen mein Wort, ich komme. —

Und nun noch ein paar Worte über Ninon. Ich schreibe diesen Brief in ihrem Zimmer; sie schielt eben ein wenig nach

mir herüber; wie reizend die kleine Amorette vor dem Spiegel steht, mit den niedlichen Händchen einen Brüßler Schleier in den dunkeln Locken befestigend, den ich ihr eben mitgebracht habe. Wie lose lacht der Schalk aus den rosigen Grübchen der runden Wangen, die schönen Zähne blitzen so glänzend hinter den Purpurlippen hervor, und wie neugierig lauscht das zarte Gesichtchen. Sie möchte gern wissen was ich schreibe; jetzt schleicht sie näher. Unglaublich, das dieß unbegreiflich kleine Füßchen die Graziengestalt tragen kann; nun legt sie die eine Hand leise auf meine Schulter, die andere verliert sich in meinen Locken, sie kräuselt mir schmelzend das Haar und flüstert:

»Heute sind Sie einmal gar nicht artig, Emil, Sie schreiben und schreiben, ohne an Ihre Ninon zu denken!« —

Nein Charles — wenn Sie sie sähen, wie liebreizend sie die warme Wange an meine legt, wie allerliebst tragikomisch sie seufzt, weil sie den abscheulichen englischen Brief nicht lesen kann — es wäre Ihnen unmöglich mit mir zu zürnen, daß ich ihr so ganz ergeben bin. Eben das, was Sie zurückstößt, fesselt mich — Ninon bewundert zu sehen von Tausenden, die mich um den Besitz dieses Engels beneiden, eben das zieht mich unwiderstehlich an. — Ich wiederhole es, Sie sind viel besser als ich — Sie verdienen Arabellen; werden Sie ihr glücklicher Gatte, und überlassen Sie seinem Schicksal

Ihren leichtsinnigen Freund Emil. —

4.

Miß Arabella an Miß Lony.

London.

Noch sind wir hier, meine theure Lony, und ich fürchte meine Hoffnung, Sie dieses Jahr in Bath zu sehen, wird nicht in Erfüllung gehen; denn mein Vater will seine Güter in Nord-Wallis besuchen, und dann — erschrecken Sie nicht — dann soll hier meine Vermählung mit Lord Charles Darnwall gefeiert werden. —

Ja, meine Freundin, Ihre Arabella hat sich endlich entschlossen, den stolzen Nacken unter das eiserne Joch des Herkommens zu beugen, und ihre Hand in die Rechte eines Mannes zu legen. — Sie kennen meinen Abscheu vor der gemeinen Alltäglichkeit des andern Geschlechts, und tadelten oft — vielleicht mit Grund — die allzu hohe Meinung, welche ich von meinem geringen Selbst hege. Wie werden Sie erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht nur den Willen meines Vaters, den Wunsch meiner mütterlichen Freundin erfüllend, jenes Bündniß schließe, das mich auf ewig der Willkühr eines Mannes dienstbar macht, nein — daß ich dem eignen Triebe, dem unwiderstehlichen Drang meines Herzens folge, da ich mich dem liebenswürdigsten, dem achtungswerthesten Gatten vermähle. —

Charles ist an Körper und Geistesschöne der interessanteste Mann, den ich jemals kannte. — Seine Liebe für mich, so leidenschaftlich sie auch ist, trägt ganz das Gepräge seiner zarten, edlen Denkungsart; ich gehorche ihm, ohne daß es

sein Wille ist, mich zu unterjochen; ich empfinde die Ueberlegenheit seines Geistes, ohne daß er sie mir fühlen läßt, mit einem Wort — ich liebe ihn, und gestehe mir dieß selbst, ohne darüber zu erröthen. —

Charles drang darauf, ich sollte ihm, ehe wir die Reise antreten, die Hand noch reichen. Auch mein Vater wünschte das. — Hätte ich dem Drang meines Herzens gefolgt, ich würde es gethan haben. Aber nicht wahr Lony, dann könnte ja die Welt glauben, ich wäre in Mylord verliebt, wie tausend gewöhnliche Mädchen, in tausend gewöhnliche Männer, und dieß ist ein Gedanke, der mich recht im Innersten beleidigt! Nein, es ist so besser. —

Im Herbst ist unsre Vermählung, und wollen Sie mir das schönste Brautgeschenk bereiten, meine Lony — so kommen Sie mit Ihrer theuren Mutter den 12. September hier an, und geleiten dann zur Kirche

Ihre glückliche Arabella. —

5.

Lord Charles Darnwall an Emil Flitmore.

London.

Seit ich Sie benachrichtigte, wie unaussprechlich glücklich mich Ihre Großmuth machte, habe ich keine Zeile mehr von Ihnen. — Sollte es wahr seyn, was mir gestern ein Franzose bei dem russischen Bothschafter versicherte, der eben von Paris ankam? — Sie sind schwer verwundet?

Werfen Sie alle falsche Scham von sich, vertrauen Sie mir, und bedürfen Sie meiner Hülfe, so gebieten Sie über

Ihren Charles.

6.

Lord Emil Flitmore an Charles Darnwall.

Paris.

Mein edler Freund! Wem auf Erden könnte ich vertrauen, wenn Ihnen nicht? — Ja, fort mit aller falschen Scham! Was ist es auch, daß Sie recht hatten, daß Sie die Weiber besser kannten als ich, was liegt daran, daß ich mich täuschte?

Ich bin wieder im Stand zu schreiben, und meine erste Kraft wende ich an um Ihnen zu sagen, daß ich geheilt von einer Liebe bin, über die ich jetzt erröthen muß!

Doch was habe ich Ihnen zu erzählen? Alltägliche Dinge, die Hunderten schon widerfuhren, und noch Hunderten widerfahren werden. —

Ihr Brief hatte Gift in meine Seele gestreut, die Eifersucht schoß in vollen Halmen daraus empor. Seltsam genug, daß das, was ich mir so oft selbst gesagt hatte, mir erst auffiel, da ich es aus Ihrem Munde vernahm. — Nicht mehr so arglos, wie früher, genoß ich das süße Glück von Ninon geliebt zu seyn, sie mein zu nennen. Ich bewachte ihre Blicke; da kommt mirs eines Abends vor, als fliegen ihre Augen, mehr als zufällig, in eine Loge des ersten Ranges, und ver-

weilen dort mit scharfem Ausdruck. — Ich folge dieser Weisung, und finde einen bildschönen jungen Mann, in glänzender Uniform, der unverwandt auf einen Punct im Parterre starrt. Das Haus ist zu gedrängt voll als daß ich den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit herausfinden kann; so viel aber scheint mir gewiß, daß Eifersucht aus Ninons Blicken leuchtet. Das pas de deux endet, jauchzender Beifall überschüttet sie — jetzt wendet sich der Officier der Bühne wieder zu, und Ninon entschwebt mit triumphirenden Blicken auf ihn. —

Was ich empfand, will ich Ihnen nicht enthüllen, denn ich schäme mich vor mir selbst darüber. —

Die Oper naht ihrem Ende; ich sehe den jungen Mann rasch die Loge verlassen, eile ihm nach, und finde ihn hinter einer der Säulen des Koridors aufgepflanzt, um, wie es schien, jemanden zu erwarten. Entschlossen, ihn nicht aus den Augen zu lassen, von dem, mir selbst kaum gestandenen Argwohn gequält, er erwarte Ninon, stelle ich mich in seine Nähe.

Da wogt ein Strom von Menschen heraus, ein verschleiertes Mädchen mitten darunter; eine alte Frau, mit einem sehr ehrwürdigen Gesicht begleitet sie. — Es ist Ninons Gestalt. — Der Officier drängt sich durch bis zu ihr, und ich folge, von Neugier und Eifersucht gespornt, auf die Straße. — Da sehe ich, wie der junge Mann leise, aber heftig auf sie einspricht; ich höre ihre Stimme — das ist nicht Ninon. — In den klangvollsten Tönen eines reinen mezzo soprans, in Worten, die aus einem beängsteten Herzen zu kommen scheinen, sagt sie in fremdartig klingendem Französisch:

»Lassen Sie mich, mein Herr! lassen Sie mich. Ich verabscheue ihre Anträge eben so sehr, wie Sie selbst; ich will nichts weiter hören, gehen Sie, und schonen Sie meiner Hülflosigkeit.«

Doch immer weiter drängt sie der Freche; das Mädchen eilt mit geflügelten Sohlen vor ihm her, die Alte keucht hinterdrein, und dennoch können sie ihm nicht entfliehen. — In mir kocht jetzt ein anderes Gefühl als früher, ich vergesse Ninon, und sehe nur das arme gequälte Geschöpf vor mir. —

Endlich kommen wir in eine enge Straße, ich sehe wie er den Schleier des Mädchens herabreißt, wie diese ängstlich flehend die Hände faltet, und wie der junge Mann sie fest umschlingt.

»Ich muß um Hülfe rufen, wenn Sie mich nicht lassen!« jammert sie im vergeb'nen Streben, sich von ihm los zu winden; jetzt zieht er sie mit starkem Arm der Pforte eines kleinen Hauses zu.

»Zu Hülfe, zu Hülfe!« ruft sie mit heller Stimme. Ich eile herbei, stoße den jungen Herrn so kräftig vor die Brust, daß er rücklings auf's Pflaster stürzt, ergreife die Hand meiner Geretteten, und frage:

»Wohin soll ich Sie bringen?«

»Nach der Vorstadt St. Germain« — antwortet sie noch immer bebend, und legt den Arm, der heftig zittert, in den meinen. — Rasch eilen wir vorwärts. — Nach mehreren Minuten erst steht sie still um Athem zu schöpfen; ihr armes bedrängtes Herz schlägt fühlbar an meinem Aermel. —

»Fassen Sie sich, Sie haben nichts mehr zu fürchten« — tröste ich — »in dieser Straße ist es zu lebhaft, als daß man

es wagen könnte Sie zu verfolgen. Auch kann Madame« — ich wandte mich zu der Alten — »uns kaum mehr nachkommen.« —

»O mein Herr« — flötete jetzt das Mädchen — »wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig.«

Da fällt der helle Lichtstrahl einer Laterne auf sie, ich sehe ein paar dunkle Augen, ein Gesicht, dessen Schönheit mich sprachlos macht. — Nun begreife ich erst die Tollkühnheit des jungen Mannes, denn dieses Wesen ist wahrlich dazu geschaffen, dem Klügsten den Kopf zu verrücken. —

Ich selber wagte es nicht mehr sie anzuschauen. Ich bringe sie, unter Ablehnung allen Dankes, ziemlich verlegen nach ihrer Wohnung. — Die Alte eilt voraus, und kehrt bald mit Licht zurück, das Mädchen hinauf zu geleiten. —

Jetzt habe ich Gelegenheit, die wunderschöne Gestalt meines allerliebsten Schützlings zu betrachten; sie ist größer als Ninon, üppiger. Die Eifersucht hatte mich vorhin geblendet; ihre Kleidung einfach, ärmlich fast, aber rein und geschmackvoll. Ihre Art fremd, höchst anständig, bezaubernd. —

Mit tief gefühlten, herzlichen Worten nimmt sie Abschied von mir, und bald stehe ich in der Dunkelheit, ohne zu wissen, wer die reizende Erscheinung war. —

Zwei Tage vergehen, ich hatte mein liebliches Abentheuer fast vergessen, aber nicht den Offizier, der mir die Stirne heiß machte. —

Ich ging nach dem Theater, wo Ninon eben Hauptprobe eines neuen Ballettes hatte, fest entschlossen sie nicht aus den Augen zu lassen. — Ich trete auf die Bühne, und Ninon, im kurzen seid'nen Tanzkleid, einen leichten persischen

Shawl um die Brust gebunden, steht da, und macht während der Ouvertüre ihre Uebungen. — Der Ballettmeister tritt vor sie hin und spricht auf sie ein — sie probirt ruhig fort, und sagt wiederholt:

»Nein, nein, sage ich Ihnen, ich will einmal nicht; ich dulde sie durchaus nicht.«

Er zuckt die Achseln und geht nach dem Hintergrund. Ich trete hinter eine Coulisse, mir selbst kaum bewußt, ob ich Lust habe ihr Benehmen zu belauschen, oder nicht. — Da höre ich dicht neben mir, in der andern Coulisse, eine Stimme sagen:

»Geben Sie acht, Claire, sie setzt es durch.« —

»Das wäre aber doch abscheulich« — antwortet eine Andere. — »Das Mädchen ist so anständig, so schön, und hat so viel Talent.« —

Ich trete noch näher, und erkenne zwei Figurantinnen, die, sich unbemerkt glaubend, eifrig fortfahren:

»Mademoiselle Ninon ist klug und boshaft, vermag Alles über den Ballettmeister, und ihre Eifersucht auf D'antole ist wüthend.« —

»Was sagen Sie« — ruft Claire — »hat er der Cecile gar Anträge gemacht?«

»O er ist wahnsinnig in sie verliebt« — versichert diese — „er hat ihr sein Palais in der Straße Rivoli, und 40,000 Francs Revenuen geboten.« —

»Ach die Glückliche« — seufzt Jene — »so Etwas wird uns nicht zu Theil! Und das hätte sie ausgeschlagen?«

»Ja wahrhaftig, ich weiß es mit Bestimmtheit; verächtlich sogar wieß sie ihn von sich« — betheuerte die Gefragte. —

Sie können sich denken, mit welcher Aufmerksamkeit ich diesem Gespräch lauschte. Also D'antcle war der Erklärte, von mir sprach niemand mehr. Ich knirschte mit den Zähnen; da rauscht ein seidnes Gewand in meiner Nähe, ich wende mich — und meine Unbekannte, in Thränen gebadet, eilt an mir vorüber.

Ich folge ihr natürlich, und bestürme sie, mir den Grund ihres Leids zu sagen. Sie erzählt mir, daß sie seit mehreren Monden auf der Ecole tanze, daß der Ballettmeister, der sie früher sehr gelobt, ihr plötzlich heute alles Talent abgesprochen, und ihr verboten habe, die Ecole ferner zu besuchen. —

»Das ist die Rache von Mademoiselle Ninon« — schloß sie trostlos — »denn es war ihr erklärter Anbeter, von dessen Zudringlichkeiten Sie mich vor wenig Tagen retteten.« —

Ich unterdrückte meinen Zorn, und frug, »was sie nun zu thun gedenke?« —

»Ach, mein Himmel« — seufzte sie — »wir müssen, da meine Hoffnungen hier vernichtet sind, so schwer es uns auch in diesem Augenblick wird, nach London zu einem Verwandten meines Vaters reisen!« —

Kummervoll sah sie vor sich nieder; das Mädchen war beim Himmel unendlich reizend, sie verwirrte mich so, daß ich lange recht einfältig vor ihr stand. —

»Ich bin ein Engländer« — nahm ich jetzt das Wort — »kann ich Ihnen vielleicht mit Etwas behülflich seyn?« —

»O mein Herr« — rief sie mit leuchtenden Blicken, »wenn Sie mir eine Empfehlung an den Ballettmeister P****** geben wollten?«

»Mit Freuden« — entgegnete ich — »zufällig ist er mein Freund. Doch — könnte ich Ihnen vielleicht sonst — Sie scheinen so gedrückt, so — unglücklich.« —

Ich griff verlegen nach meiner Brieftasche, um einen Wechsel heraus zu holen. Sie sah mich eine Secunde lang mit großen fragenden Augen an, dann, als begriffe sie plötzlich was ich wollte, fuhr sie erschrocken zurück; eine Purpurröthe flog über ihr Gesicht, Thränen traten in ihre Augen. Stolz maß sie mich mit einem langen Blicke, als ich ihr bebend das Blatt hinhielt.

»Sie verkennen mich, mein Herr!« — sprach sie so ernst, daß ich davor erschrack, und eh' ich mich's versah, war sie verschwunden.

Ich stand und ärgerte mich über meinen Mangel an Takt, über ihren Stolz, über alle Welt. Da schwebte Ninon, von allen Grazien umringt, auf die Scene, und unwillkührlich folgte mein Auge ihren Bewegungen. Ich trat auf das Podium, und mitten im Tanz warf sie mir einen zärtlichen Blick zu. Mein Nebenbuhler ist im Saal, das entdecke ich sogleich; wahrscheinlich um meinen Argwohn zu vernichten, tritt sie, nach geendetem Tanze, zu mir heran, legt ihre Hand auf meine, und sagt mit einem honigsüßen Lächeln:

»Guten Abend, Emil.« —

Ich gewann es über mich ihr kalt den Rücken zu drehen, und, ohne sie einer Antwort zu würdigen, die Bühne zu verlassen. Erstaunt starrte sie mir nach. —

Ich hatte mich bis nach Elf in den Tuillerien herumgetrieben, mein Herz pochte doch gewaltig, und ich wollte mir

nicht gestehen, daß mir ganz weinerlich zu Sinne sey. Endlich suchte ich den Weg nach meiner Wohnung, und kam — zufällig oder nicht — bei Ninons Haus vorüber; die Zimmer waren noch erleuchtet. Wenn sie doch schuldlos wäre! — flüsterte die Liebe — du bist ein Narr! die Vernunft. Das Resultat war, daß ich die nur angelehnte Thüre öffne, und in zwei Sprüngen im Speisezimmer stehe. —

Ich höre laut sprechen; ohne Bemühen mein Kommen verbergen zu wollen, schreite ich durch die Reihe von Zimmern, man hört mich nicht. Ich trete in ihr Boudoir und finde Ninon im reizendsten Negligée neben D'antole auf dem Kanapee, der ihr eben eine äußerst komische Beschreibung von mir macht, worüber sie sich todtlachen will. Endlich ruft Ninon:

»Es ist mir übrigens doch sehr unlieb, wenn er unser Verhältniß entdeckte, ich bin so an das gute Thier gewöhnt, daß ich ihn ungern bei der Toilette vermissen werde.«

»Wie können Sie sich mit dem Tölpel langweilen!« meint D'antole. In diesem Augenblick packe ich ihn ganz ruhig bei den Schultern, und werfe ihn zur Thüre hinaus. Ninon fällt sehr malerisch in Ohnmacht, ich lasse sie liegen, und eile nun, um Vieles reicher an Erfahrung, nach meiner Wohnung. —

Daß ich mich schlug, daß ich dem eitlen D'antole das zierliche Gesicht mit einem ärgerlichen Circonflex bezeichnete, daß er mir den linken Arm fast vom Leibe hieb — daß sind Kleinigkeiten, die sich bei solcher Lage der Dinge von selbst finden. —

Somit ist mein Verhältniß mit Ninon, das Ihnen so

viel Kummer machte, zu Ende. Sie versuchte zweimal mich zu sprechen, und ward abgewiesen. An der Leere in meinem Herzen fühle ich nur zu schmerzlich, daß ich die Unwürdige — geliebt habe. — Doch das ist vorüber, und ich wund're mich nur darüber, daß mich etwas so Alltägliches befremden kann. —

Von meinem schönen Schützling erfuhr ich Nichts weiter. —

So sehr ich mich noch freuen kann, erfreut mich Ihr Glück, mein theurer Freund. — Ich trage meine leidenden Glieder in die Bäder von Pisa, und hoffe an Ihrem Vermählungstage Sie gesund und — heiter im Vaterhause zu begrüßen.

Ihr Emil.

7.

Lord Charles Darnwall an Emil Flitmore.

London.

Sie trafen nicht, wie Sie versprachen, am zwölften September ein, ich fürchte, daß Ihre Gesundheit noch immer nicht hergestellt ist, und das beunruhigt mich sehr. Mein theurer Emil, unsre Herzen sind sich so nah, sollen wir denn noch lang getrennt bleiben? —

Ich hätte Ihnen so Vieles zu sagen, in Ihrer treuen Brust so Manches niederzulegen, was auf dem Papier vielleicht eine andere Gestalt annehmen wird. —

Auch ich bin nicht glücklich! Ich liebe, ich bin geliebt —

geliebt von dem schönsten Mädchen Londons — und bin nicht glücklich. Der zwölfte September ging vorüber, und wir sind nicht vermählt!

Können Sie sich denken, daß Arabella sichtlich vor dem Augenblick zittert, der ihre jungfräuliche Freiheit bedroht? Ohne irgend einen andern Grund, als den, ihrer mich marternden Laune, ist die Vermählung bis Weihnachten verschoben.

»Ich werde nie glücklicher werden als im Brautstand« — ruft sie mit einem bezaubernden Lächeln — »Charles, verlängern Sie mir diese Seligkeit!« —

Und ich muß knirschend nachgeben, will ich nicht ihr schönes Auge in Thränen gebadet sehen. Vergebens versichere ich ihr unzähligemal, daß das Glück der Gattin, der Mutter, alle Träume der Braut weit überfliege — sie erröthet bis an die Fingerspitzen, schüttelt trotzig das Haupt, wendet sich ab, und schmollt einen ganzen langen Tag mit mir. —

Ich sehne mich mit glühendem Verlangen nach Vereinigung, sie gefällt sich als Braut. — Bin ich nicht unglücklich? —

Eilen Sie also nicht, Emil, Sie kommen immer noch zu unsrer Hochzeit.

Ihr Charles.

8.

Miß Lony an Arabellen.

Bath.

Aber theuerste Freundin, was machen Sie denn? — Gestern stehe ich vor den geöffneten Koffers, und helfe mei-

ner Betty mit Eifer das Kleid packen, welches eigens zu Ihrer Hochzeit verfertigt wurde — da vernichtet Ihr unglücklicher Brief mit einem Schlag meine ganze Freude.

Also von Weihnachten auf Ostern ist Ihre Vermählung verschoben, zum zweitenmale schon? —

Seltsames Geschöpf! Sie sagen, daß Sie den Lord lieben, und zittern doch seine Gattin zu werden, Sie wünschen seine Frau zu seyn, aber vor der Vermählung schaudern Sie! Das ist doch beim Himmel sehr seltsam!

Wissen Sie denn auch Arabella was Sie thun? Wenn Sie Charles wahrhaft lieben, fürchten Sie denn nicht ihn zu verlieren? —

Wenn ihm nun der Gedanke aufstiege, daß verkappte Eitelkeit, dem Glanz der Jungfrau — auf dem so manches Auge noch mit Hoffnung haftet — entsagen zu müssen, daß heimlicher Stolz, als Gattin dem Willen des Mannes unterworfen zu seyn, daß Furcht vor den ernsten Pflichten der Mutter, Sie antriebe, die heißen Wünsche seiner Liebe so eigensinnig zu verzögern; — wenn solche Gedanken in ihm aufstiegen, wie dann Arabella? Glauben Sie wohl, daß er Sie dann noch lieben könne? Und wünschen Sie eine Hand ohne Herz?

Widerrufen Sie diesen Aufschub; ich lasse die Koffers gepackt, und harre sehnlichst Ihrer Antwort. Hören Sie die Worte Ihrer treusten Freundin

Lony.

9.

Lord Charles Darnwall an Emil Flitmore.

London.

Sie haben wahrscheinlich Entschädigung für Ninon gefunden, sonst ließen Sie sich nicht so lange erwarten. — Nun, ich wünsche Ihnen Glück, wenn dem so ist. —

Noch bin ich Bräutigam, und wenn das so fort geht, werde ich es Zeit Lebens bleiben. Von Weihnachten soll die Hochzeit auf Ostern verschoben werden, weil uns dann »die Natur das Brautlied bringt!« —

Das schöne Räthsel »Weib« kostet mir viel Kopfzerbrechens. — Ich weiß was Sie sagen werden »Arabella liebt Sie nicht!« Und da möchten Sie wohl am Ende recht haben.

Meine Mutter ist trübe, Bella's Vater verdrießlich, und ich — weiß selbst nicht recht was ich bin. — Und so will ich Ihnen von andern Dingen sprechen, die Sie vielleicht mehr interessiren werden.

Es ist mir etwas Seltsames begegnet, lächeln Sie nicht darüber, Emil, ich fühle, daß es sehr ernsthaft werden könnte. —

Sie wissen, daß mein leichtsinniger Vetter, John Steens, schon zum drittenmal in der Kings-Bench sitzt. Zweimal hat ihn die Familie ausgelöst, jetzt aber ist sie unerbittlich.

Ich erhalte einen kläglichen Brief von ihm, worin er mich anfleht ihn zu besuchen, weil er mir eine wichtige Entdeckung zu machen habe. Da ich ihn kenne, und wohl wußte,

daß es auf meinen Geldbeutel abgesehen war, so ließ ich ihn einige Zeit warten. —

Vor ein paar Tagen komme ich, empört von Bellas Eigensinn, nach Hause, und finde einen zweiten Brief von ihm. In meiner Verstimmung beschließe ich augenblicklich zu ihm zu gehn, um einen Menschen zu sehen, der verdrießlicher und niedergeschlagner sey, als ich es war. —

Ich werfe mich in meine Batarde, und komme in demselben Augenblick vor Kings-Bench an, wo eine verschleierte Dame aus dem Wagen steigt, und sich nach einem Zimmer erkundigt, das auf demselben Gang ist, den mein armer Vetter bewohnt. Da sie französisch spricht, versteht sie Keiner, und ich biete mich an sie zu begleiten. Wir gehen zusammen, und ich bringe sie, durch alle die labyrinthischen Gallerien, nach dem gesuchten Ort. —

»O ja« — ruft sie, als wir in den Gang treten — »jetzt finde ich mich schon wieder zu recht. Ich danke Ihnen, mein Herr.« — Ihre Stimme klingt sonor und wohlthuend in mein Ohr. Sie eilt mit einer leichten Verbeugung voraus, und klopft an die Thüre des Aufsehers. Sie mußte schon hier gewesen seyn, weil sie sich augenblicklich zurecht fand. — Nach wenig Secunden eilt sie mit Jenem den Gang hinab. —

Es dämmerte schon zu stark, ich konnte kaum noch die Umrisse der Gestalt erkennen, aber leicht wie eine Grazie schwebte sie dahin, und ein seltsam beengendes Gefühl regte sich in meiner Brust. Ich mochte wohl unwillkührlich langsamer gegangen seyn, denn ich sah den Aufseher öffnen, sie hineintreten, und war noch immer zehn bis zwölf Schritte von der Thüre entfernt. — Da höre ich plötzlich ein herzzer-

schneidendes Jammergeschrei; ich stehe erschrocken still. Der Aufwärter stürzt heraus, und ich frage:

»Was gibts?« —

»Ein Unglück, Mylord, ein Unglück, ich muß nur schnell Licht herbeischaffen« — damit eilt er an mir vorüber — und ich durch die geöffnete Thüre in das Zimmer, wo sie verschwunden war. —

Ich sah nicht, ahnete nur, daß die Dame über einen menschlichen Körper hingeworfen lag, der eben sterbend stöhnte:

»Meine Cecilia, mein armes Kind, fasse dich!« —

»O mein Vater« — wimmerte jetzt die wohlbekannte Stimme — »mein Vater, was haben Sie gethan?« —

»Mich von der Qual eines Geschenkes befreit, das mir aufgedrängt ward« — hauchte mühsam der Sterbende hervor — »Euch von der Last erlöst, die verderbend an Euch hing! — Mein Unstern erlischt mit mir, du wirst dereinst in's Vaterland wieder kehren, der Allmächtige wird die Schuldlosen schützen.« —

Da trat der Aufseher mit Licht herein, und beleuchtete die Scene, welche ewig vor meiner Seele schweben wird.

Ein schöner Mann, von ohngefähr fünfzig Jahren, mit dem edelsten Römerkopf, lag, mit Blut bedeckt, auf einem Bette: aus einer breiten Brustwunde floß die rothe Quelle seines Lebens, und seine Seele schien mit Ungeduld den letzten Tropfen zu erwarten, um hinüber zu eilen, zur Rechenschaft. —

Verzweifelnd kniete die Tochter vor seinem Lager, vergebens bemüht das unaufhaltsam strömende Blut zu stillen.

Dunkle Locken wogten um ihr Haupt, und als sie jetzt das Gesicht mir zukehrte, und um einen Arzt flehte, da ward mir's klar, daß ein Blick oft das Schicksal eines ganzen Lebens entscheiden kann; ich sah einen Engel, und werde ihn von nun an ewig sehen.

Der Aufseher flog hinaus, um einen Arzt zu suchen, ich aber stand, von Schauern durchströmt, unbeweglich der Gruppe gegenüber. Die Unglücklichen schienen mich nicht zu bemerken; der Tochter Jammer, und des Vaters letzte Seufzer vermischten sich. —

»O warum — warum verlassen Sie uns!« rief sie, seine kalte Stirne, seine bebenden Hände mit den zärtlichsten Küssen bedeckend — »wie bald vielleicht hätte ich Sie retten können!« —

»Aus der Kings-Bench wohl, mein Kind, doch nicht aus der Gewalt meiner Verfolger, nicht aus dem Ruin meiner Ehre, meines Hauses, meiner Plane, nicht aus dem Untergang meines Vaterlandes! Glaubst du, England hätte den unglücklichen General Ch***** noch lange beschützt, nachdem es ihn erkannt hat?« —

Ich bebte zusammen bei seinem Namen. Daß ich Spanier vor mir sah, davon hatte mich schon längst das Gespräch, welches sie im reinsten Accent ihrer Muttersprache führten, überzeugt — aber diesen, diesen Mann in der Kings-Bench zu finden, sterbend durch seine eigne Hand, nicht auf dem Feld der Ehre, wie er es verdiente, den ruhmvollen Tod des Helden, dieser Gedanke erschütterte meine Seele. —

»Der Tod schützt« — hauchte er sterbend — »der Tod versöhnt — ich segne deine Mutter, ich segne dich — Gott!« —

Er war nicht mehr. Mit einem Schrei, der mein Herz zerriß, umklammerte ihn die verzweifelnde Tochter, drückte dann mit letzter Kraft die erloschnen Augen des Leichnams zu, und sank, plötzlich verstummt, an dem Bett zur Erde. —

Ich eilte herbei, und trug sie pfeilschnell auf meinen Armen aus dem Zimmer, die Treppen hinab, nach meinem Wagen, ohne daß ich selbst recht wußte was ich wollte. Nur der eine Gedanken war mir klar: daß ich sie vor allen Widerlichkeiten des Gerichts sichern müßte. —

»Fahr zu« — rief ich dem erstaunten James hinauf — und dahin rollte ich, wie ein Dieb die schöne Beute fest umschlingend. Ich weiß nicht was ich that, nur daß meine Lippen heiß auf ihrer weißen Stirne ruhten, als sie endlich matt Athem schöpfte, und die himmlischen Augen aufschlug. —

»Wohin?« — frug sie in ihrer Muttersprache, nachdem sie eine Weile staunend um sich geblickt hatte, und wand sich sanft aus meinen Armen.

»Wohin Sie befehlen,« antwortete ich spanisch, und mein Herz pochte höher im Triumph des Entzückens, als sie sichtlich erfreut, die wohlbekannten Töne vernahm. —

Sie nannte eine Straße, zu der wir fast zwei Stunden zu fahren hatten; ich erschrack über die Freude, mit welcher ich das hörte, rasch ließ ich das Glas herunter, und befahl James, den bezeichneten Weg einzuschlagen. Noch immer schien sie wie von einem Traum umfangen. »O meine Mutter!« jammerte sie, plötzlich sich besinnend, und schlug beide Hände vor die weinenden Augen. —

Ich neigte mich zu ihr, und versuchte es, sie mit sanften

Worten zu trösten. Die Gaslampen der Straßenbeleuchtung warfen hellen Schein durch die Spiegelfenster des Wagens. Sie sah zu mir auf, und ihr Blick hing lange an meinen Zügen.

»Sie sind ein edler Mann, Mylord,« sprach sie nach einer Pause sanft — »ihr schönes Antliz ist der Spiegel einer reinen Seele, ich vertraue Ihnen unbegrenzt, aus Ihren Blicken strömt Trost in mein krankes Herz. Ach, wie verlassen, wie elend muß ich seyn« — seufzte sie, die weißen Hände über die wogende Brust faltend — »daß ich das einem fremden Manne so sagen kann, ohne Erröthen, daß ich mich allein mit ihm sehe, ohne an meine Ehre zu denken.«

»Ihre Ehre ruht sicher an meiner Brust« — sprach ich, ihr bleiches Haupt sanft an meinen Busen lehnend — »ich bin verlobt, und liebe meine Braut.“ —

Warum ich das sagte, und ob ich es überhaupt sagen wollte, weiß ich nicht — doch schien mirs, als hätte ich in diesem gefährlichen Augenblick selbst einen Schild nöthig, hinter dem sich mein pochendes Herz verbergen konnte. —

Mit einem seltsamen Blick sah mir Cecilie jetzt in die Augen, es war, als wollte sie fragen: belügst du mich auch nicht? so zweifelhaft war der Ausdruck ihres Gesichts. —

Wir saßen lange schweigend neben einander. Es war indeß ganz Nacht geworden, und ich sah, wie fest sie sich in die Ecke des Wagens drückte, um meinen Körper nicht zu berühren. — Wir bogen in kleinere Straßen, und hier, wo die Beleuchtung minder prächtig als in Downing-Street war, und zuweilen eine wohlthuende Dunkelheit uns umfing, be-

gann mein Herz ruhiger zu werden; ich fühlte mich freier, es war, als sänke ein Schleier zwischen mich und die Außenwelt, und ich wagte es endlich sogar ihre weiche Hand zu fassen, und sie fest an meine Lippen zu pressen.

10.

Fortsetzung.

Ich habe ein paar Stunden geruht, mein Freund, denn das Nachempfinden alles dessen, was seit wenig Tagen störend in mein Leben trat, erschöpft mich. — Es ist drei Uhr Morgens, und die Ungeduld treibt mich auf, um dieß Packet zu enden, das noch heute an Sie abgehen soll. —

Ich fühlte, daß ihre Hand heftig in der meinen bebte. —

»Was ist Ihnen?« frug ich beklemmt. —

»Ach, Mylord — das Schicksal hat Sie mir zugeführt; Sie sahen das schaudervolle Ende meines unglücklichen Vaters, können Sie noch fragen?«

»Cecilie,« sprach ich mit Ernst — »Sie haben einen Freund in mir gefunden, vertrauen Sie mir.« —

»Was soll ich Ihnen vertrauen? Mein Unglück kennen Sie, mein Schicksal ist so einfach und doch so trübe, daß ich Ihnen nur wenig davon sagen kann. Sie kennen meinen Namen — ich vermuthe auch den meines Vaters.«

Ich bejahte schweigend. —

»Sie wissen also, daß ich aus einem der ältesten kastilischen Geschlechtern stamme. Im Ueberfluß erzogen, innig

geliebt von einer sanften Mutter, wenig beachtet von meinem — stets mit hochstrebenden Planen beschäftigten Vater, wurden wir schuldlose Opfer der letzten traurigen Unruhen des Vaterlandes. Wir verloren unser Vermögen, flohen nach Frankreich zu einem Verwandten meiner Mutter, und als wir uns dort nicht mehr sicher glaubten, nach England. Seit zwei Monden harrten wir auf Gelder, sie blieben aus — hartherzige Gläubiger warfen meinen unglücklichen Vater in den Kerker, und er selbst vergönnte nur einmal, daß ich ihn besuchen durfte. Seit wenig Tagen liegt auch meine Mutter krank darnieder, und heute quälte uns eine so unerträgliche Bangigkeit und Sorge um ihn, daß ich die müssigen Abendstunden dazu benützen wollte, ihn zu sehen. — Wie ich ihn fand, wissen Sie.« —

» Was soll ich Ihnen weiter sagen? — Das Gefühl, die letzten Seufzer meines theuren Vaters, seinen letzten Segen empfangen, seine Augen zugedrückt zu haben — mildert meinen Schmerz, und gibt meiner Seele Stärke, der Schwere meines Schicksals nicht zu unterliegen.«

Stolz hob sie jetzt das Haupt empor. »Ich traure nicht über den Tod meines Vaters« — sprach sie mit fester Stimme, » sein Geist war zu erhaben, seine Plane zu groß für den engen Raum, der ihm auf Erden angewiesen war — er konnte hier nicht leben — ich traure nur, daß er so starb, nicht dort, wo er so oft Sieg fand, und wo der Tod schadenfroh an ihm vorüberzog. So sollte er nicht enden — nicht auf dem Strohlager der Kings-Bench sollte dieser Held sein edelstes Herzblut selbst verspritzen!«

Ihr Haupt sank wieder auf die Brust, ihre Thränen

strömten unaufhaltsam, und ihr krampfhaftes Schluchzen schnitt mir in die Seele. Das schmerzlichste Mitleid ergriff mich — ich — lächelh Sie nicht, Emil — ich weinte mit ihr, und ich schäme mich dessen nicht. Ich zog sie sanft an mich, und meine Thränen rollten auf ihre Stirne. Da drückte sie plötzlich die bebende Hand auf meine nassen Augen, und flüsterte kaum hörbar: »Mein Gott — Sie weinen — Sie weinen!« — Und heftiger schluchzend, als hätte sie nun erst ein Recht, ihrem Jammer freien Lauf zu lassen, sank sie an mein Herz, und zerfloß in Thränen. In diesem Augenblick empfand ich die ganze Größe der Gefahr, welche Schmerz und Unglück fühlenden Seelen bereitet; — die süße Vertraulichkeit, welche die Gewalt des Elends zwischen uns hervorbrachte, hätte die Hand der Liebe in Monden nicht erschaffen, und ohne Beben umschlang ich sie, und empfing ihre Klagen in meine tiefbewegte Brust.

Der Wagen hielt vor dem bezeichneten Hause — wir begriffen Beide die Möglichkeit kaum, schon an Ort und Stelle zu seyn.

Ich hob sie heraus.

»Mylord,« sprach sie jetzt, und ihre Stimme zitterte vernehmbar — »ich werde Ihnen undankbar erscheinen, aber ich bitte Sie, heute mich nicht weiter zu begleiten. Ich muß meine Mutter sehr langsam auf diesen neuen und schrecklichsten Schlag des Unglücks vorbereiten.«

Sie faßte meine Hand, und fuhr mit thränenerstickter Stimme fort:

»Ich kann Ihnen nicht danken für Ihre menschenfreundliche Güte! Sie haben die fürchterlichste Stunde meines Le-

bens sanft an mir vorüber geführt — hier — hier — Mylord« — sie verstummte, fest preßte sie meine Hand an ihr klopfendes Herz, große Thränen rollten über ihre Wangen; auch ich war keines Wortes mächtig, stumm neigte ich meine Stirne auf ihren Arm. Da trat eine alte Frau aus der Thüre, sie folgte ihr ins Haus, und ich — kam träumend nach meiner Wohnung, und saß bis zum frühen Morgen angekleidet auf meinem Sopha.

Daß ich sie am andern Tag aufsuchte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen; daß ich sie — nicht mehr fand, daß sie ausgezogen war, Niemand wußte wohin, daß ich sie vergebens in ganz London suchte — ist alles sehr gewöhnlich, und für mich und sie vielleicht auch sehr gut — aber — es erscheint mir dennoch in einem ganz andern Gesichtspunkt. —

Arabellens Eigensinn fängt an mir Langeweile zu machen, London ist mir widerlich, und meine theure Mutter quält mich mit Fragen über mein verfallendes Aussehen.

Kommen Sie, kommen Sie recht bald, theurer Emil, und erlösen Sie von allen diesen Qualen ihren Freund

Charles.

11.

Miß Lony an Arabellen.

C******

Die wenigen Tage, welche meine Mutter mir vergönnte, bei Ihnen zu seyn, flogen wie ein schöner Traum an mir

vorüber, meine Arabella, und ich hatte kaum Zeit, mich des Wiedersehens zu freuen, wieviel weniger Ihnen meine Besorgnisse um sie mitzutheilen. Jetzt, da mich die Stille unsers einförmigen häuslichen Lebens wieder umfängt, da ich so recht Muße habe, über das Vergangene nachzudenken, kann ich nicht umhin, Ihnen mein Herz zu öffnen, das nur für Ihr Wohl schlägt.

Es sind bittere Wahrheiten, Arabella, welche Ihnen die Freundin Ihrer Jugend sagen wird, aber daß sie aus ihrem Munde kommen, wird Ihnen der sicherste Beweis seyn, daß es Wahrheiten sind.

Als ich Sie wiedersah, gestand ich mir — erröthen Sie nicht, Arabella — daß Ihre Schönheit sich vervollkommt, und Ihre Gestalt, seit wir uns trennten, unendlich gewonnen habe. Aber — ich fand auch Ihr Benehmen verändert, ich fand Ihr Gespräch nicht mehr arglos heiter wie sonst; eine seltsame Unruhe, das Bestreben, Ihre Umgebungen mit Ihren Launen zu versöhnen, das — vielleicht sich selbst nicht gestandne Gefühl Ihres Unrechts gegen Charles — gibt Ihrer Unterhaltung, Ihrem ganzen Benehmen, etwas Unstätes — ja — zuweilen Unnatürliches, was Sie nicht kleidet, und Ihnen den höchsten Reiz ihres Wesens, die schöne Klarheit und Ruhe der Seele raubt. Gestehen Sie nur — ich begegnete oft Ihren Blicken, die lauernd an Charles Zügen hingen — es fängt an, Ihnen bange zu werden, und ich fürchte, nicht ohne Grund.

Bella — ich bin vier Jahre älter als Sie, unschön, ohne Ansprüche auf Lebensglück, und zum ehelosen Stand entschlossen; Sie kennen mein Herz, und ich darf Ihnen, ohne mißverstanden zu werden, meine Ansichten mittheilen.

Charles ist ein Engel! Nie fühlte ich mich von der Trefflichkeit eines Mannes so durchdrungen. Welch ein geistreiches Auge, welch eine interessante Stirne! — Das Gesicht, der Körper so edel geformt, so schön gehalten, und diese ruhige Würde in all seinem Thun, dieser Stempel der strengsten Sittenreinheit auf seinem ganzen Wesen — ja Arabella, Sie verdienten diesen Mann, Sie mußten ihn lieben, aber ich fürchte — er hat aufgehört Ihnen anzugehören; Ihr Eigensinn, Ihre unverzeihliche Laune hat seine Liebe für Sie gebrochen — und Sie verdienen es.

Mit welchen düstern Blicken ruhte sein Auge oft auf Ihnen; bemerkten Sie denn nicht, daß ihm Ihr holdseligstes Lächeln keinen freundlichen Blick abgewann? — War er immer so bleich, oder ist sein Aussehen die Folge innerer Kämpfe? Er wird, als Mann von Ehre, sein Wort halten, aber Bella — prüfen Sie wohl, eh Sie handeln; so eigensinnig Sie sich jetzt vor der Ehe sträuben, eben so eigensinnig werden Sie als Gattin auf dem Alleinbesitz des Geliebten bestehen — und wie, wenn Sie sich dann getäuscht fänden? Noch ist es Zeit. — Beugen Sie Ihren, einem Weibe ganz unnatürlichen Sinn, überraschen Sie Charles mit einem Zeichen Ihrer Liebe, bitten Sie Ihren Vater um die Erlaubniß zu schleuniger Vollziehung Ihrer Verbindung — oder lernen Sie entsagen.

Einst werden Sie erkennen wie wahr meine Worte sind, wenn sie Ihnen auch jetzt Schmerz verursachen, doch nie werden Sie aufhören zu lieben

Ihre treue Lony.

12.

Miß Arabella an Lony.

London.

Ihre Worte sind hart — aber es ist möglich daß sie viel Wahrheit enthalten. Ich mußte lächeln über Ihren Vorschlag, Lony, meinen Vater um Beschleunigung der Hochzeit zu bitten! Glauben Sie mich wirklich einer solchen Schwäche fähig? Und glauben Sie im Ernst, daß mein fester Sinn die Quelle von Charles Erkalten — wenn dieß anders der Fall seyn sollte — ist? Das, was ihn zwingen müßte mich noch höher zu achten, sollte mir seine Liebe rauben? Dann hat er mich nie geliebt, und ich verliere nichts an ihm. —

Doch eben diesen Punkt wollte ich berühren, und obgleich ich es nicht ohne Erröthen kann, so will ich Ihnen dennoch meine Ansichten mittheilen. Was kann die Ehe Charles bieten, was einen Liebenden höher beglücken könnte, als das Verhältniß, in welchem wir jetzt zusammen stehen? — Täglich sieht er, spricht er mich, täglich genießen wir irgend ein Vergnügen zusammen; er reitet, er fährt mit mir; wir besuchen Theater, Concerte, Assembleen zusammen, natürlich nie ohne seine Mutter; aber wir schwelgen jeden Tag in der Wonne uns zu sehen, unsre Blicke verständigen die Seelen, wo Konvenienz uns die Lippen fesselt, und das Bewußtseyn, uns für immer anzugehören, erhöht den Reiz des zartesten Verständnisses. — Warum denn so heftig, so wild nach dem Augenblick streben, der unsre Hände vereinen soll, unsre Herzen sind es ja schon? Und genügt dieß

dem Manne nicht, den ich vor Tausenden mir erwählt, dem ich meine Seele aufschloß, der mir Alles ist — so ist seine Liebe nicht die Liebe, die ich fordre, so ist es rohe Sinnlichkeit nur, die mich begehrt. Und dieser sollt' ich mein reines Selbst hinopfern, um dann mit Schaudern in festen Banden zu erwachen, während ich voll Seligkeit vom Sonnenflug' geträumt? Sie haben Recht, Lony — ich will prüfen — prüfen muß ich, soll mich nicht fortan der Zweifel martern, und mein Leben vergiften. Verläßt er mich darum, weil ich unser Bündniß verzögre, so grollt nur gereizte Sinnlichkeit in ihm, und ich verliere nichts an einem Mann, der mich nie beglückt hätte. — Doch, Sie werden sehen, daß Sie sich täuschten, daß Charles mich liebt, wie ich ihn, und daß er dennoch mein bleibt.

Arabella.

13.

Lord Charles Darnwall an Emil Flitmore.

London.

Beklagen Sie mich, mein theurer Emil — aber haben Sie Geduld mit Ihrem unglücklichen Freunde, und hören Sie willig seine Leiden. Seit zwei Monaten haben Sie keine Zeile von mir erhalten. — Ihr letzter Brief verkündete mir, daß Sie nach Paris zurückgekehrt sind, um Ihren noch immer leidenden Arm operiren zu lassen, und daß Sie binnen vier Wochen hier eintreffen würden. — Noch immer erwarte ich Sie vergebens, und mein gepreßtes Herz sucht Beruhi-

gung in einer Mittheilung, welche alle meine Wunden auf's Neue bluten machen wird.

Der Winter war sehr trübe. — Ein liebenswürdiges Mädchen, Miß Lony, Bella's Jugendfreundin, brachte einige Tage in London zu, und ihr geistreiches Auge weilte oft forschend auf mir. — Einige Zeit nach ihrer Entfernung schien es mir, als beobachtete mich Arabella oft mit seltsamen Blicken, und ich weiß nicht, war es Lony, oder ein innerer Instinkt, der ihr sagte, daß sie mir nicht mehr das sey, was sie mir früher war. Ich selbst wollte mir dieß kaum gestehen, und bemühte mich, durch mein Betragen sie vom Gegentheil zu überzeugen. Ich fühlte, daß ich ihr dieß schuldig sey. Sie schien auch nach und nach ruhig zu werden, und selbst meine Mutter war wieder mit mir zufrieden. —

Die Zeit unsrer Verbindung rückte heran, und ich sah Bella mit vieler Wichtigkeit beschäftigt, ihre Ausstattung zu betreiben, ein Zeichen, daß doch endlich Ernst aus unsrer Heirath werden sollte. — Zufällige Abhaltungen verhindern uns durch acht Tage Drury-Lane zu besuchen; ich komme eines Mittags nach Hause, und finde — wie gewöhnlich um diese Stunde — Arabella und Miß Thomson, ihre Gesellschafterin, bei meiner Mutter. —

Bella tritt, mit ganz ungewöhnlicher Freundlichkeit, mir entgegen, legt die schöne Hand auf meinen Arm — eine Vertraulichkeit, die mir sehr selten zu Theil wird — und sagt mit niedergeschlagenen Augen: »Was meinen Sie, Charles, wenn wir heute nach Tisch anfangen wollten — Visiten zu machen? es dauert doch vierzehn Tage bis wir damit zu Stande kommen.« So reizend als sie jetzt vor mir

stand, von einem sanften Roth übergossen, hatte ich sie noch nie gesehen. Ich vergaß Alles, was mich bis jetzt bedrückt hatte. »Endlich, meine Bella« — rief ich froh, ihre Hand an meine Lippen pressend, »endlich!«

Meine Mutter war sehr heiter, da sie uns Beide so vertraut und glücklich sah; ich trat mit Arabellen an den Schreibtisch, und wir besannen uns auf alle die Namen, die wir zu beachten hatten. Ich schrieb, sie lehnte sich an meinen Stuhl, doch wir waren Beide so zerstreut, daß uns durchaus die nächsten Freunde nicht beifallen wollten. —

»Kommen Sie, Miß Thomson« — sprach meine Mutter, sich erhebend, »führen Sie mich in mein Boudoir, ich muß den Kindern helfen; dort habe ich einige hundert Karten, es wird das Klügste seyn, diese herbei zu holen.« —

Die Damen gingen hinaus und ich war mit Arabellen allein. Ich sah zu ihr empor — und wie sie so da stand, von allen Reizen einer glücklichen Braut umflossen, konnte ich mich nicht enthalten, sie sanft umschlingend auf meine Knie zu ziehen. —

»Glauben Sie mir, Bella« — flüsterte ich, die sich Sträubende mit festem Arm in ihrer Stellung haltend — »Sie werden fühlen lernen, wie mächtig die Natur, wie beseligend es ist, sich liebend dem liebenden Gatten zu schenken.« Bei diesen Worten — nun mein Himmel, wir sind doch auch Menschen mit Fleisch und Blut — konnte ichs nicht lassen, sie an mein Herz zu drücken, und meine Lippen sogen sich zum erstenmal fest auf dem rosigen Mund, in einem langen, langen Kuß. — Da riß sich Arabella mit Gewalt aus meinen Armen; mit Purpur übergossen trat sie von

mir weg an das Fenster, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Ich eilte ihr nach und wollte sie beruhigen, sie aber blickte mich mit einem Ausdruck von Zorn an, vor dem ich erschrack, und rief mit bebender Stimme: »Lassen Sie mich, Mylord, Sie erniedrigen mich — ich kann Sie nur verachten!« —

»Verachten?« — wiederholte ich, zur Bildsäule erstarrt — »verachten, weil der Bräutigam, von seinen Gefühlen überwältigt, die Braut an die Brust schließt?« — Ein kalter Schauer rieselte über meinen Rücken. Ich wandte mich schweigend von ihr ab; schweigend gingen wir zu Tisch, und meine Mutter betrachtete mich mit fragenden Blicken, denn Bella geberdete sich, als hätte ich sie aufs Tödtlichste beleidigt. —

Das aber war mir zu toll! Ich achte gewiß Tugend und Sittenreinheit, wie vielleicht wenige Männer, aber Narrheit empört, und erkältet mich. — Ich schlug vor, Drury-Lane zu besuchen, um den Abend nicht genöthigt zu seyn, meiner tugendsamen Braut gegenüber, meine Blicke hüten zu müssen. — Meine Mutter war es zufrieden, Bella gab schweigend ihre Einwilligung, und nachdem wir einige unerträglich langweilige Visiten abgemacht hatten, wo ich eine schlechte Bräutigamslaune entwickelte, fuhren wir alle zusammen nach dem Theater.

Das Haus war gedrängt voll, so daß man kaum durch den Andrang zu seiner eigenen Loge gelangen konnte. Ich war so verstimmt, daß ich auch nicht einmal gefragt hatte was man gebe. Als ich meine Damen gut placirt

sah, trat ich zur Seite, um Lord Willmanns darum zu befragen.

»Wie,« rief dieser — dessen Loge dicht an die Bühne stößt — »Sie sind hier, und wissen nicht, daß heute die göttliche Cecile tanzt?«

»Wer ist das« — fragte ich zerstreut, denn ich betrachtete eben Bella's wunderschönen Nacken, und dachte dabei: Schade, daß ich ihn nicht küssen, sondern nur aus der Ferne in Demuth verehren darf.

»Eine junge Spanierin, aus einer der ersten Familien des Landes. Sie soll viel Unglück erlebt haben; um eine alte Mutter zu ernähren hat sie sich der Kunst gewidmet, heute tanzt sie zum drittenmal, und der Enthusiasmus für sie gränzt an Raserei — ganz London ist voll von ihrer Schönheit, ihrem Talent und ihrer Tugend.«

Ich starrte ihn schweigend an. Eine junge Spanierin? — Cecile? hieß meine unvergeßliche Unbekannte nicht Cecilie? — war nicht auch sie eine Spanierin? doch nein — es ist nicht möglich, sie sollte ich hier — h i e r finden? — Der Gedanke marterte mich, und dennoch wünschte ich, sie wieder zu sehen. —

Man gab Nina, ou: la folle par amour. Der Vorhang schwebte auf, mit Herzklopfen harrte ich des Augenblicks, wo Nina erscheinen mußte. Die Unruhe, die Erwartung des Publikums verkündete ihr Nahen — jetzt schwebte sie hervor — alle Herzen flogen der himmlischen Erscheinung unter lautem Jubel entgegen — das meine stand still, denn s i e w a r's, es war Cecilie, zum Engel verklärt, im Brautschmuck strahlend, von Zephyren getragen, von der erhebenden Stim-

me des Entzückens Tausender begrüßt — es war die Verlaßne, welche ich vor wenig Monden ohnmächtig in Kings-Bench auf der Leiche eines selbstmörderischen Vaters gefunden hatte.

Furchtbarer Abstand, ungeheure Kluft zwischen damals und jetzt! —

So sah ich sie denn wieder! Das schönste Gesicht, das je Raphaels Pinsel gemalt, von üppiger Jugendkraft umflossen; die wunderherrlichen Augen, von dem Roth der Schminke gehoben, in mächtigen Freudestrahlen leuchtend — die herrlichste Gestalt, die edelste Form der Glieder, welche je unter Canova's mächtiger Hand entstand, dem Postament entstiegen — in Lebensfülle, von Grazien geleitet, von unnennbarem Liebreiz umflossen, so stand sie jetzt vor mir.

Nicht üppige Verdrehung des Körpers, darauf berechnet Reize zu enthüllen, die das Weib aus Instinkt verbirgt, sah ich hier — ich lernte zum erstenmal die Keuschheit Terpsichorens begreifen, in der Anmuth des schönsten Tanzes, den jede Jungfrau ohne Erröthen sehen konnte. — Ich sah Anstand mit Leichtigkeit, Grazie mit sittlicher Würde verbunden, und nach und nach schwand das drückende des Gedankens von mir, sie als Tänzerin wieder zu finden.

Doch als die erschütternden Scenen des Wahnsinns eintraten, als sie nun rein als Mime erschien, da trat auch die Großartigkeit ihres Talents und dieser ganzen Kunst in den erstaunungswürdigsten Wirkungen hervor. — Todesstille herrschte in dem ungeheuren Saal, er schien von leblosen Wachsbildern angefüllt; und als sie nun — im Aufdämmern

des Gedankens, den Geliebten nie wieder zu sehen, das bleiche Haupt wild verneinend schüttelt, so daß die dunkeln Locken wie schwarze Schlangen ihr um die weiße Stirne fliegen, als sie die bebenden Hände fest auf die bewegte Brust preßt, mit den großen Augen bewußtlos vor sich hinausstarrt, und nun plötzlich ein Thränenstrom über ihre Wangen stürzt — da hörte ich lautes Schluchzen — und ohne der Thränen zu denken, die mir an den Wimpern hingen, sah ich zu Arabellen hinüber, die mich schweigend anstarrte, und dann still weinend das Gesicht in ihr Tuch verbarg. Also auch auf die Kalte hatte der Zauber dieser Erscheinung gewirkt. — Es ist mir unmöglich Ihnen zu beschreiben, welche Gefühle sich diesen Abend in meiner Brust entfalteten. Ich hörte kaum den Beifall, der, gleich einem tobenden Sturm, das Mädchen überschüttete, ich erschrack nur vor dem glühenden Schmerz, der mich durchbebte, als ich sie, von den Armen eines Mannes umschlungen, zum Bewußtseyn, zum Glück erwachen sah. Sie hatte mich durch ihre Kunst so aus der Wirklichkeit herausgezaubert, daß ich mir den Mann nicht anders, als ihren Bräutigam denken konnte.

Das Ballett war zu Ende, ich saß schweigend, und erinnerte mich erst an meine Damen, als Arabella mit lauter Stimme sagte: »Wir werden doch wohl endlich aufbrechen müssen.« —

Ich sprang empor und bemerkte, daß meine Mutter mich erstaunt ansah, da ich ihr den Arm bot. — »Wo bist du, Charles?« — sprach sie verweisend, als wir hinaustraten, und ich Bella in den Wagen gehoben hatte.

»Nicht wo ich seyn sollte, meine theure Mutter,« stam-

melte ich, unfähig zu lügen. — Sie seufzte tief. — »Ich folge Ihnen bald,« versicherte ich, wickelte mich fester in meinen Mantel, und ging, ohne zu wissen, was ich eigentlich wollte, nach dem hintern Theil des Gebäudes. — Wagen an Wagen standen dort. Ich stellte mich an die Thüre des Ausgangs von der Bühne herab, und wartete — ich wußte nicht auf was. Ein Wagen um den andern fuhr vor, fremde Gesichter traten aus dem Eingang, fröhliche Mädchen hüpften hinein, unter losen Scherzen und lautem Lachen — doch ich wich noch immer nicht von der Stelle — eine Lampe nach der andern erlosch in dem Gebäude, nur ein Wagen stand noch harrend; ich konnte nicht hinweg. Da bemerkte ich zwei Gestalten, die verhüllt, wie ich, ungeduldig auf und nieder schritten. — Das eiserne Fußgestelle einer Straßenlaterne verbarg mich, ich hörte mit Erstaunen den Einen ziemlich laut und heftig in spanischer Sprache sagen:

»Aber, Don Rodrigo, wozu soll das führen? Sie folgt Euch nicht, und Ihr setzt Euch vergebens der Gefahr aus, entdeckt zu werden.« — »Sie soll mir folgen« — entgegnet dieser verständlich genug — »und will sie nicht, wohl, besser den Tod, als solche Schande auf die älteste Familie in Spanien gehäuft.« —

In diesem Augenblick tritt eine alte Dienerin heraus, und ruft nach dem Wagen — drei Schritte hinter ihr, in einen seidenen Mantel gehüllt, schwebt die wohlbekannte Gestalt die Treppe herab. — Ich sehe die beiden Männer auf sie zueilen, sehe, wie der Eine sie fest umschlingt, und sie mit dem Ausruf: »Rodrigo!« bewußtlos an ihm nieder-

gleitet. — Beide ergreifen sie jetzt, um sie fort zu bringen. — Die Alte ruft nach Hülfe, ich stürze hinzu — falle sie wüthend an, und die Kraft meiner Verzweiflung bringt sie zum weichen; mit fürchterlichen Faustschlägen gelingt es mir, sie zur Selbstvertheidigung zu zwingen, und die schöne Beute an mich zu reißen. — Plötzlich sehe ich ein Stilett funkeln, und mein linker Arm ist durchbohrt, eh ich es verhindern kann. —

»Mörder!« rufe ich mit lauter Stimme — sie eilen nach dem Wagen, springen hinein, und befehlen dem Kutscher zu fahren — bald sind sie verschwunden, und ich stehe allein, fast bewußtlos, die noch immer ohnmächtige Cecilie in meinen Armen haltend. —

Zum zweitenmal hatte ich sie gefunden, und war es nicht, als risse mich mein Schicksal selbst in die seltsamsten Situationen hinein, um meinem Interesse für sie einen Grund zur Entschuldigung zu leihen?

Die alte Dienerin, welche Hülfe zu suchen, in das Theater geflohen war, kam jetzt, von einem Manne begleitet, zurück; wir brachten Cecilie wieder nach der Garderobe, welche sie eben verlassen hatte, und nach wenig Minuten schlug sie die Augen auf. —

»Sie lebt!« — rief die Alte froh. — »O nun kommen Sie, Herr Inspektor, helfen Sie mir einen Wagen herbeischaffen, daß wir sie nach Hause bringen.« —

Wir standen uns allein gegenüber; nur eine Lampe brannte noch, das Zimmer matt erleuchtend, und lange starrte sie mich an, ohne mich zu erkennen. —

»Cecilie! habe ich das um Sie verdient?« fragte ich leise, mich zu ihr herabbeugend. —

»Ach, mein Gott!« — rief sie zusammenzuckend — »Mylord — Sie sinds — Sie selbst! O zu viel, zu viel!«

Ich verstand sie nicht, ich sah nur, daß sie Etwas heftig bewege. —

Ich faßte ihre Hand, sie riß sie ungestüm aus der meinen — ich sah sie mit einem Blick voll Vorwurfs an, da drückte sie das Gesicht, heftig weinend, in die Kissen des Sopha's, und winkte mir zu gehen. —

»Nein, Cecilie,« rief ich — »ich bin entschlossen, Sie nicht eher zu verlassen, bis ich weiß, warum Sie mich fliehen, warum Sie mich hassen. — Ich habe heute, da ich Sie wiederfand, fühlen gelernt, daß von Ihrem Ausspruch mein Leben abhängt. — Zum zweitenmal macht mich ein seltsames Geschick zu Ihrem Vertrauten, seyn sie nicht grausamer als der Zufall, stoßen Sie mich nicht in die Nacht der Zweifel zurück, durch welche eben ein Strahl des Lichts brechen will.« —

»Gott! Gott!« — jammerte sie, beide Arme zum Himmel emporhebend — und der seidne Mantel fiel zurück; ein weißes, leichtes Gewand umhüllte sie, die schönen Arme, die blendend weißen Schultern umwogte das aufgelöste Haar, das Auge funkelte in Thränen, und der Ausdruck des bleichen Gesichts führte Nina's Bild vor meine Seele. —

Meiner Sinne nicht mehr mächtig, beugte ich zum erstenmal meine Knie vor einem Weibe, ich sank vor ihr nieder, und drückte mein Gesicht in die Falten ihres Kleides.

»Mylord!« — flehte sie jetzt — »stehen Sie auf, ich kann den edelsten Mann nicht zu meinen Füßen sehen! —

Ach, ich darf Ihnen ja nicht sagen, warum ich Sie fliehe, ich kann es Ihnen nicht sagen.“ —

»Sie sollen, Cecilie! — Sie sollen!« — rief ich. »Wer war der Mann, den Sie Rodrigo nannten?« —

»Mein — vom Vater mir bestimmter Gatte« — sprach sie, und ihre Blicke hafteten am Boden — »er war entflohn, gleich uns, wohin, wußten wir lange nicht. Der Tod meines Vaters löst sein Wort — ich will nicht sein werden. — Vor wenig Tagen sah er mich hier auf der Bühne und fand unsere Wohnung. — Ich sagte ihm, daß ich seine Gattin nicht werden kann. Er verließ uns knirschend, und sein Anblick, da er mich vorhin so unvermuthet überraschte, die Gewißheit, daß in seiner Seele ein finstrer Vorsatz gegen mich brüte, wohl auch die furchtbare Anstrengung dieses Abends, raubte mir das Bewußtseyn.« —

»Hassen Sie Rodrigo?« frug ich gespannt. — »Ich hasse ihn nicht, ich glaubte sogar einst, ihn zu lieben — aber ich kann seine Gattin nicht werden.« —

»Warum? Warum?« flehte ich zitternd — »o sprechen Sie, Cecilie.« —

»Sie foltern mich!« jammerte Sie; die weißen Hände ringend. Doch plötzlich ward sie ruhig; ein Entschluß schien in ihr aufzusteigen, eine dunkle Röthe flog über ihr Gesicht, mit fester Stimme sprach sie: »Ich liebe, und will meine Hand nicht ohne mein Herz verschenken.« »Sie — lieben?« — stammelte ich, und mir wars, als bebe der Fußboden unter mir — »ja, dann — allerdings — dann ist's ein Anderes!« —

»Und Sie befremdet dieß? Sie, der verlobt ist, und seine Braut liebt?« entgegnete sie mit einem Ausdruck, der mich in jedem andern Moment entzückt hätte.

»Sie haben Recht!« — sprach ich auftaumelnd, und griff nach meinem Hut. —

Da blickte Cecilie an sich herab, ihr weißes Gewand war mit Blut bedeckt. »Mein Gott, was ist das?« — fragte sie, sich nach mir wendend — doch plötzlich sprang sie auf, stürzte zu mir hin, und rief, meine Hände fassend:

»Sie sind bleich, Sie zittern, Ihre Kleider mit Blut bedeckt! Großer Gott — Sie sind verwundet?«

»Nur leicht!« — hauchte ich, in Schmerz vergehend. —

»Verwundet? — um mich? — o Mylord« stieß sie in einzelnen Lauten hervor — und plötzlich schlang sie die Arme um mich, sank an mein Herz, und rief, ihr Gesicht mit heftiger Leidenschaft an meine Brust pressend:

»O mein einz'ger Freund, willst auch du mich verlassen?«

Ich traute meinen Sinnen nicht; in süßem Taumel umschlang ich sie, meine Lippen sanken auf ihre Augen, die in Thränen schwammen, und, als könnte sie mich nun nimmer lassen, umklammerten mich ihre Arme fester und fester, bis ich endlich, vergehend in Seligkeit, mich überzeugte, daß ich wache, und daß Cecilie, aufgelöst in Zärtlichkeit und Schmerz, an meiner Brust hing. —

Was kann ich Ihnen noch sagen? — Sie liebt mich mit aller Glut ihres südlichen Charakters! Sie floh mich, weil sie mich, wie ich sie — vom ersten Augenblick an liebte, da

sie mich sah, und weil sie, aus meinem eignen Munde, mein Verhältniß kannte. — Schon seit einem Jahr hatte sie den Entschluß gefaßt, sich der Bühne zu weihen, und ihr Genie leitete sie den richtigen Weg. — Die Noth zwang sie, nach dem Tod des Vaters eilig ihren Vorsatz auszuführen. — Ihre Mutter liegt seit jener Zeit kränkelnd darnieder, und sie ist entschlossen, nur so lang, als diese ihrer Hülfe bedarf, ihr Talent für Geld zu verkaufen. Daß eine so seltene Erscheinung Aufsehen erregen mußte, daß man ihr von allen Seiten ermunternd entgegen kam, ist natürlich. — Ihre Laufbahn ist mit Rosen bestreut, und meine Hand ist es, die die verletzenden Dornen dazwischen säet. — Der Gram nagt an ihrem Herzen, ihr von Tausenden beneidetes Glück erfreut sie nicht. Rodrigo, der ihr einst nicht gleichgültig war, ist ihr schrecklich geworden — und ich — stehe da, unauflöslich an die kalte Arabella geschmiedet, die es sehr wohl versteht, jedes herzliche Gefühl in mir zu vernichten. —

Was werden Sie nun thun, höre ich Sie fragen? Beklagen Sie mich, Emil, mein Loos ist geworfen — Cecilie selbst zeigte mir den Pfad, den ich wandeln muß! Unter tausend Thränen, unter glühenden Küssen haben wir uns getrennt — für ewig! — Ich weiß nun, daß ich geliebt bin, ich habe geschwelgt in dem Gefühl, zu lieben, und diese Erinnerung wird mich tröstend durch ein ganzes trübes Leben geleiten. —

Cecilie wandelt fort auf dem Weg, der ihr Ruhm und Reichthum bereitet — ich werde der Gemahl der tugendhaften und anständigen Miß Arabella — und das ist der Schluß der romantischen Geschichte, die ganz alltäglich endet mit

zwei gebrochenen Herzen. Nur an Ihrer Brust werde ich zuweilen leise seufzen Flitmore — und nur Sie werden verstehen

Ihren Charles.

14.

Miß Thomson an Lony.

London.

Meine verehrte Miß! Indem ich mich Ihrer steten Wohlgewogenheit empfehle, und im Voraus wegen des Schreckens um Vergebung bitte, welchen ich Ihnen pflichtschuldigst einflößen muß — bitte ich, sobald Sie diesen Brief erhalten, sich schleunig aufzumachen, um zu uns zu kommen. — Ihre Frau Mutter wird Ihnen die Erlaubniß, uns zu besuchen, nicht versagen, sobald sie erfährt, daß Lady Arabella mit dem Tode ringt. —

Ja, ja! Hochmuth kommt vor dem Fall. — Sehen Sie, ich dachte immer, dabei kommt nichts Gutes heraus. Ich bin doch auch ein Frauenzimmer in den besten Jahren, und weiß, was Anstand und Delikatesse fordern, aber Miß Arabella hat es wahrhaftig zu weit getrieben! —

Seit acht Tagen schon machte das Brautpaar Hochzeitvisiten. Miß Bella nahm sich vortrefflich aus. Sie trug eine weiße Atlas-Robe, und ein Kleid von echten weißen Blonden darüber, Mylord hatte es aus Paris kommen lassen, und ich weiß von seinem Kammerdiener, daß es 200 Pfund gekostet hat. — Nun, daß ich nicht Eines ins Andere rede —

sie trug also eine Guirlande von Rosen und Marabouts auf dem Kopf, und den schönen Brillantschmuck vom Papa, sie sah wahrhaftig reizend genug aus. Mylord waren sehr blaß, ganz schwarz angezogen, von den a jour Strümpfen an bis auf die Sammetweste; nahmen sich aber wahrlich auch interessant aus. Nun — sie sprachen Beide nicht viel, und blickten, das Eine rechts, das Andere links aus dem Wagen. Ich bin daran schon gewöhnt, daß Miß Bella nicht spricht, und dachte mir weiter nichts dabei. —

Wir kommen nach Hause — es war gerade der Tag, wo wir bei Mylord's Mutter speisen — und setzen uns zu Tische.

Die Unterhaltung war sehr einsylbig, und Mylady sahen mit ängstlichen Blicken bald auf ihren Sohn, bald auf Miß Arabella. — Endlich fragt sie diesen wie folgt. — Ich werde Ihnen jedes Wort hersetzen, damit Sie eine recht genaue Uebersicht der Sache haben. — Sie fragt also:

»Dein Aussehen ängstet mich, mein Sohn, ich sehe, daß du mit Mühe nur den linken Arm bewegst — bist du krank?« Mylord entgegnet etwas verlegen: »Ich bin nicht wohl, verehrte Mutter, ich fühle heftige Schmerzen im Kopf und Arm; ich habe mich wohl erkältet.« —

Da schiebt Miß Arabella gleichgültig das goldne Desert-Messer auf ihr Teller, legt sich im Stuhl etwas zurück, und sagt kalt: »Ich fürchte, Sie werden krank werden; ich denke, wir verschieben die Hochzeit um einige Wochen.« —

Mylord dreht rasch das Haupt nach ihr hinüber, sieht sie mit einen Blick an, daß es mir eiskalt über den Nacken läuft, und fragt kaum vernehmbar:

»Ist das Ihr Ernst, Miß?« — »Warum nicht?« —

sagt Arabella, noch kälter als vorhin. »Im July ist der Geburtstag meines Vaters — ich glaube, an einem solchen Tage wäre diese Feier passender, als in der Osterwoche, wo doch jedes Christenherz mit Wehmuth der Erinnerung erfüllt seyn muß.« —

»Wie Sie wünschen, Mylady« — stammelt Lord Charles, erhebt sich leichenblaß, schiebt den Stuhl zurück, küßt seiner Mutter die Hand und stürzt hinaus. —

Schweigend sehen wir ihm nach. Mylady so erschrocken, daß sie sich nicht vom Fleck bewegen kann — Arabella zu Schnee verbleicht, und ich in Todesangst, von was ich in einer so kitzlichen Situation sprechen soll. Wohl sechs Minuten saßen wir so. — Auf einmal rollt ein Wagen aus dem Hause — Bella springt auf, ich folge ihr — da lehnt Mylord in seiner Reisekalesche, tief in einen Mantel gewickelt, niemand bei ihm, als sein alter Kammerdiener.

In demselben Augenblick tritt sein Bedienter in den Saal, und reicht Arabellen ein Billet. — Sie öffnet es, so heftig zitternd, daß sie kaum das Blatt halten kann; ich nehme mir die Erlaubniß über ihre Schultern zu schauen — das Billet enthielt weiter nichts, als die wenigen Worte: Sie sind frei.

Charles Darnwall.

Arabella stößt einen furchtbaren Schrei aus, und sinkt ohnmächtig in meine Arme.

Im heftigsten Fieber erwachte sie, und liegt nun schwer krank bei Lady Darnwall, die, obgleich sie ihr so großes Herzeleid bereitete, sie dennoch wie eine liebende Mutter pflegt. — Mylord ist verschwunden, und man sagt — doch

dies ganz unter uns — er sey mit einer Tänzerin davon gegangen. — Wie dem auch sey, so sehr ich Miß Bella bedaure, sie hat sich ihr Schicksal selbst bereitet, und kann niemand anklagen, als ihren Starrsinn.

Eilen Sie, ihr beizustehen, denn mich liebt sie nicht, mir vertraut sie nicht, also kann meine Gegenwart ihr durchaus keinen Trost geben. —

Ich fürchte, sie entdeckt zu spät, wie sehr sie den Lord liebte. Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich Ihrer hochverehrten Frau Mutter und verbleiben Sie gewogen

Ihrer ergebensten Dienerin
Charlotte Thomson.

15.

Charles Darnwall an Emil Flitmore.

Gretnagreen.

Hier bin ich — Alles ist vorbei — von mir abgewälzt die Felsenlast, mein Herz schlägt frei und glücklich.

Hören Sie, Emil, und staunen Sie über die Macht der Leidenschaft in einem so ruhigen Gemüth, als das meine bis jetzt war. —

Sie wissen, wie fest mein Entschluß, wie gefaßt ich auf ein freudenloses Daseyn an der Hand einer Gattin war, die mich nicht liebte. — Zum drittenmal forderte Arabella Aufschub einer Verbindung, die sie nur als ein Spielwerk ihrer Laune zu betrachten schien, mit einer Kälte, mit einer

Gleichgültigkeit that sie dieß, als ob es sich um einen Ball oder eine Promenade handelte. Zum erstenmal stieg die entscheidende Gewißheit in mir auf, daß sie mich nicht liebt, und daß ich das blutende Opfer zweier Herzen dem Götzen ihrer Eitelkeit zu bringen im Begriff war. —

Da erfaßte mich ein innerer Grimm, vor dem ich mich nicht retten konnte. Empört durch die Erinnerung dessen, was ich schon gelitten hatte — außer mir bei dem Blick auf das, was ich an der Seite dieser Herzlosen noch leiden würde — schrieb ich ihr: Sie sind frei — warf mich in den Wagen, und fuhr bei Cecilien vor.

Mit welchen Gefühlen trat ich in ihre einfache Wohnung. — Mit verweinten Augen kam mir die ehrliche Alte entgegen. — »Wo ist Cecilie?« frug ich erschrocken. — »Sie kämpft mit ihrem Herzen und der Pflicht einen harten Kampf, Don Rodrigo bedrängt sie eben, von der Mutter unterstützt, ihm die Hand zu reichen, und morgen nach Nord-Amerika mit ihm abzugehen. — Die alte Dame will sie lieber an der Hand eines ungeliebten Gatten, als auf der Bühne sehen.« —

»Rufen Sie Cecilien unter irgend einem Vorwand heraus, werfen Sie ihr einen Shawl um, und verhindern Sie, daß man uns störe; ängstigen Sie sich nicht um sie, in zwei Tagen ist sie wieder da« — sprach ich leise, der Alten eine Börse in die Hand drückend. —

Nach zwei Minuten stand Cecilie vor mir — fast hätte sie bei meinem Anblick laut aufgeschrien, doch ich verschloß den lieblichen Mund mit Küssen. — Erschrocken trat sie zurück.

»Cecilie« — drängte ich — »halten Sie mich für einen Mann von Ehre?« —

»Gewiß!« betheuerte sie, meine Hand an ihre Brust drückend. —

»So folgen Sie mir« — rief ich, die Ueberraschte umschlingend — zog sie die Treppe hinab, in den wartenden Wagen, und wieder rollte ich an ihrer Seite dahin — aber mit welchen Empfindungen!

»Aber mein Gott« — seufzte Cecilie, »was haben Sie mit mir vor?« —

»Sprechen, allein sprechen müßte ich dich und schnell handeln.« Sie sah mich erstaunt an.

»Cecilie — ich bin frei, frei ohne irgend einen Vorwurf meines Innern, ich kann dir meine Hand bieten. Du kennst meinen Namen, meine Familie — ich bin ein Mann von Ehre — ich kann nicht leben ohne dich — willst du meine Gattin seyn?« —

Da sank sie aufgegeben an meine Brust, schmiegte das glühende Gesicht fest an meine Wange, und flüsterte zärtlich:

»Ich will!« —

»Nun denn, nach Gretnagreen« — rief ich meinem erstaunten James zu — und da sind wir. —

Seit gestern ist Cecilie mein glückliches Weib. Meine Brust faßt kaum die Fülle der Seligkeit, womit mich das Gefühl durchdringt, sie mein zu nennen. So habe ich denn, im Arm einer Tänzerin, die höchste Wonne meines Lebens gefunden! Aber Emil — triumphiren Sie ja nicht — denn zwischen einer Cecilie und einer Ninon liegt ein Raum, wie zwischen Himmel und Hölle.

In einer Stunde kehre ich nach London zurück, um meine süße Frau den erstaunten Müttern vorzustellen; sie verläßt die Bühne, und wird künftig mir — mir allein gehören.

Nun werden Sie doch endlich kommen, mein unaussprechliches Glück zu theilen.

Charles.

16.

Lord Emil Flitmore an Charles Darnwall.

Paris. (Sechs Wochen später.)

Daß Ihre engelschöne Gattin keine andere, als Mademoiselle Cecilie, meine reizende Schützlingin aus Paris sey, wußte ich sogleich, als Sie mir sie beschrieben, denn es existirt nur ein solches Wesen auf Erden, und D'antole, der gestern von einer Geschäftsreise nach London zurück kam, bestätigte meine Vermuthung. —

Halb verrückt vor Neid erzählte er mir, daß er Sie im Theater an der Seite dieses Engels sah, daß Sie die schönste Frau in London besitzen, und daß es blindes Glück sey, welches solch eine Perle einem Engländer zuschleud're, da eigentlich das Schönste auf Erden nur den Franzosen gebühre. —

Wir sind jetzt gute Freunde, und ärgern uns Beide unbändig, daß wir, der verworfenen Ninon zu Liebe, uns gegenseitig zu Krüppeln gehauen haben; denn D'antol's Gesicht ist für immer entstellt, und meinem linken Arm zu gefallen werde ich am Auferstehungstage eine Reise aus meiner

Familiengruft nach Paris unternehmen müssen, denn der liegt seit vier Wochen auf dem Kirchhof zu St. Denis begraben.

So schnell als Sie hoffen, kehre ich nicht nach England zurück, denn Sie können Ihr Glück immer allein genießen, ich mag Ihre gefährliche Cecilie sobald nicht wiedersehen, ihr Bild spukt ohnedieß noch zuweilen in meinen Träumen — auch muß ich hier in Paris trösten — das ist denn doch auch eine heilige Pflicht. —

Ich finde hier auf der Kunstausstellung eine schöne, unendlich bleiche und unendlich anziehende Landsmännin — ich frage — und — es ist die arme Arabella, die, dem Bild Ihres Glückes zu entfliehen, halb genesen, England verließ, um in Frankreich und Italien die Ruhe des Herzens wieder zu finden, die sie selbst so leichtsinnig verscherzte. — Ihre Freundin Lony, die sie begleitet, hat mir versichert, daß die Unglückliche Sie wirklich geliebt, und den letzten Aufschub nur verlangt habe, weil sie ein Zweifel über die Reinheit Ihrer Liebe quälte. — Nun, sie hat ihren Eigensinn theuer gebüßt. —

Die redselige Miß Thomson hat mir eine lange Schilderung von der fürstlichen Pracht gemacht, mit welcher Sie Ihre Gattin bei Hofe präsentirten, von der Anmuth und Bescheidenheit Ceciliens, und von der Freude und Liebe Ihrer Mutter für sie — der unwillkommene Bräutigam soll spurlos verschwunden, und die stolze Spanierin mit ihrem Schwiegersohn sehr zufrieden seyn. — Gut ist's doch, daß ich von der Plaudertasche Etwas erfahren, denn Sie haben in Ihrem Glück keine Feder mehr für den Freund, der die langen Sermone Ihres Unglücks geduldig las, und Sie

wahrhaft beklagte. — Adieu, Beneidenswerther! Ich werde Arabellens Vater nach Italien begleiten, und so, die schöne Zeit unseres Aufenthaltes dort, noch einmal durchleben. —

Auf Wiedersehen im Vaterland.

Emil Flitmore.

17.

Emil Flitmore an Lord Charles Darnwall.

(Ein Jahr später.)

Neapel.

Gestern empfing ich Ihren Brief, und freute mich mit Ihnen über die Geburt Ihres kleinen Emil, den Sie so gütig waren, nach mir zu nennen. — Grüßen Sie die reizende Mutter, und sagen Sie ihr, es sey Zeit, nach einem ganzen langen Jahr den Kopf des Liebhabers in das Haupt eines Ehemanns zu verwandeln — noch immer stolziren Sie ja in den Wolken einher. Nun — Glück zu!

Gestern ward ich mit Arabellen vermählt, und wir lieben uns wenigstens so innig, als Sie Ihre Gattin. —

Ehen werden im Himmel geschlossen — und so mußte meine Arabella erst die Leidenschule der Liebe durchwandeln, und ich einen Arm verlieren, ehe dieser Himmelsbeschluß an uns in Erfüllung gehen konnte. — Wir sind über jeden Ausdruck glücklich, und ich schmeichle mir, Arabellens ausschließende Liebe zu besitzen, da sie nicht ein einziges Mal Aufschub der Vermählung verlangte. — Künftige Woche treten wir die Reise nach der Heimath an, und freuen uns Beide, Sie gesund und glücklich wieder zu sehen.

Ihr Emil.

Inhalt.

Seite

Die heilige Elisabeth; Erzählung von Friederike Lohmann 3
Die Romantik, von J. F. Castelli 74
Der Stern der Freundschaft, von A. v. Maltitz . . 78
Die Nilreise; Novelle, von Arthur vom Nordstern . 80
Lied, von Ernst v. Houwald 107
War er ein Geisterseher? eine psychologische Merkwürdigkeit; mitgetheilt von West 109
Todtenklage, von J. v. Hammer 157
Kennerschaft, von Th. Hell 162
Einer jungen Dichterin, von A. v. Maltitz . . 166
Das Geheimniß der Liebe; eine erzählende Dichtung in drei Romanzen, von Ludwig Halirsch . . 169
Vier Könige, von J. F. Castelli 206
Wärme und Leben, von Th. Hell 209
Der Dichter und das Lied, von A. v. Maltitz . . 211
Weiß und Schwarz; Romanze, von Joh. Gabr. Seidl 213
Grund, von Baron Schlechta 216
Spaziergänge, von F. Grillparzer 218
Die Tänzerin; nicht Dichtung; mitgetheilt von Charlotte Birch-Pfeiffer 222

Aus der Offizin des Verlegers.

Haller